

Lass sie fliegen, deine
Fantasie!

Mitmachgeschichten



© Helmut W. Brinks 2013

goettingerverlag
goevag@gmail.com

Inhalt

Königskinder
Mitmachgeschichte: König Wonnebauch feiert ein Fest
Von wegen klein
Flugübungen für Bodenpersonal
Überlebenstraining
Ausdauertraining
Gedanken bewegen
Training für Testpiloten
Geistesblitze von G.Ch. Lichtenberg
Von den Fischer un syne Frau
Vom Fischer, vom Butt und von des Fischers Frau
Die Geschichte von dem Zug, der in einen Berg verliebt war.
Die Melancolia
Bennie, der Koala-Bär
Nie gelebt und doch vertraut
Neue Kleider für den Kaiser
Lustiges Festfressen der Tiere
Die Kaninchen sind an allem schuld
Auf nach Bremen
Carlo und seine 23 Hundefreunde
Angefangene Geschichten
Christophorus-Legende
Sprachkünstler
Laut und Laura
Die Schneekönigin 1
Die Schneekönigin 2
Die Schneekönigin 3
Der gestiefelte Kater
Jakob M. genannt Nase, Meisterkoch
Matthias Claudius: An meinen Sohn Johannes
Eine Prinzessin spürt auch eine Erbse
Zwölf kommen an
Der Vogel Phönix
Tanz, mein Püppchen, tanze
Der Rosenelf
Das Zauberfeuerzeug
Miranda, das fliegende Einhorn
Sprüche fürs Leben
Fußball-Weisheiten
Gedichte vom Frieden
Was wäre wenn?
Vorbildhafte Unbeugsame –

Unser Titelbild ist ein romantisches Bild von Adrian Ludwig Richter „Überfahrt am Schreckenstein“, 1837. koelsch-media hat eine Collage daraus gemacht – mit Krokodil, Otto Lilienthal und der Freiheitsstatue.

Hey, ich bin Lars-Olaf. Ich erzähle dir eine Geschichte, die in 478 — 537 Metern Höhe spielt, innerhalb dieser Umrandungsmauer natürlich. Anders als jetzt war die Straße früher nur ein rumpliger Fahrweg in Richtung Südosten:



Königskinder

Eine Mitdenkgeschichte für sommersprossige Mädchen, für fast rothaarige Jungen und für fantasievolle ältere Träumer.

Ihr früherer Kammerdiener hat mir diese Geschichte selbst erzählt. Sie, also diese Geschichte, war mir viel zu kurz, aber ich habe sie heimlich weitergesponnen und das kann ich dir auch empfehlen. Es wird auch nötig sein.

Der Kammerdiener hatte ihnen viele Jahre lang gedient, dem König Unkepunz und der Königin, die fünfzehn Kinder hatten: Neun Prinzen und sechs Prinzessinnen.

Die Prinzessinnen waren stolz auf ihre poetischen Namen Morgenschön, Wunderrose, Bernstein, Rosa Wolke, Silberglöckchen, Goldglöckchen und

Amaryllis; die Prinzen hießen, das konnte man sich auch leicht merken: Schlauer Fuchs, Wilder Wolf, Springinsfeld, Goldjunge, Tausendsassa, Eisenherz, Schneller Falke und Starke Faust.

König Unkepunz und Königin Susanne fanden alle Namen schön und passend, aber sie konnten sich jahrelang nicht darin einigen, welches Kind nun seinen endgültigen Namen haben sollte. Deshalb verwechselten sie ziemlich oft ihre Vornamen; das passierte besonders oft dem König.

Wenn der Kammerherr Hansfranz von Höllenstein (so hieß der Mann, von dem ich dies alles weiß) also, wenn der Kammerherr Hansfranz von Höllenstein zum Beispiel Tigertapps und Rosa Wolke zum Essen rufen wollte, fand er oft gerade kein Kind, das auf diesen Namen hören wollte.

„He, hallo“, rief Herr von Höllenstein, „Rosa Wolke, komm doch endlich, die Suppe wird kalt.“

„Was denn, Hansfranz, ich bin doch Prinzessin Silberglöckchen.“

Das stimmte wieder einmal. Der Kammerherr war oft mit seiner Nervenkraft ziemlich am Ende.

Morgens um acht Uhr fünfundfünfzig begann die Schule für die Königskinder. Drei Grafenkinder durften mit ihnen zusammen lernen, und die auffallend kleine Tochter des Herzogs auch.

Die Lehrerin war die Baronin Ziegenbart und der Oberhoflehrer war Herr Dr. Fridolin von Raubenstein, den die Kinder heimlich Dr. Sauberschwein nannten – das durfte er natürlich nie hören.

Baronin Ziegenbart sagte zu den Königskindern: „So, liebe Prinzessinnen und liebe Prinzen, heute lernen wir einmal ein Lied. Und weil Prinzessin Morgenschön gestern am Sonntag Geburtstag hatte, darf sie sich aussuchen, welches Wort darin vorkommen soll.“

Prinzessin Morgenschön dachte ein bisschen nach und sagte dann: „Ente. Die Ente Wackelzahn soll darin vorkommen!“

Die anderen Kinder schrien: „So’n Quatsch, es gibt doch gar kein Lied von deiner Ente Wackelzahn!“

„Na, schön“, sagte Baronin Ziegenbart, „dann machen wir eben ein Lied darüber. Ich muss drei Minuten nachdenken.“ ...

„Ja, schon geschafft. Ich denke es mir so und schreibe die zwei Strophen gleich an die Tafel. Die Melodie ist ganz leicht und du darfst den Rhythmus mit deinen Zeigefingern auf den Tischplatten mittrommeln, aber ganz leise bitte:

Die Ente Rosa Wackelzahn
wäre so gern ein schwarzer Schwan.
Doch schwarze Schwäne sind selten.

Deshalb holte sich Prinz Springinsfeld
beim Hofmarschall `ne Handvoll Geld
und sah sich im Kaufhaus Schwäne an
– solche mit roten Nasen,
die musste er nur noch aufblasen.

Die Ente Rosa Wackelzahn
bekam jetzt einen schwarzen Schwan
Und freute sich gar nicht darüber,
Sie wäre es selber viel lieber.

Ich glaub, meine Mutter war auch ein Schwan,
mein Vater war ein roter Hahn.
Meine Geschwister waren wohl Störche.
Ach so, und ein paar waren Enten.

Lasst uns das jetzt noch einmal singen – außer natürlich, wenn ihr stumm seid oder seit fünf Tagen stockheiser, oder wenn ihr es aus irgendeinem anderen wichtigen Grund auf „etwas später“ verschieben müsst. Kann ja passieren.

Du siehst wieder einmal: Es gibt nichts, was es nicht gibt; und mit viel Fantasie können wir alles herbeizaubern. Na ja, fast alles. Denn am nächsten Morgen sah schon alles ganz anders aus, das ganze Schloss war über Nacht ...

Verzeiht mir, Leute, ich habe so fürchterliche Zahnschmerzen in meinem rechten Unterarm und kann jetzt nicht weiter erzählen. Denkt euch doch selber aus, wie es höchst wahrscheinlich weitergegangen ist ...

Die letzten Abenteuer von Prinz Eisenherz und seinem Bruder Starke Faust mit der wilden nächtlichen Kutschfahrt und wie sie sahen, dass der betrunkene Bürgermeister in den Dorfteich gefallen war, die habe ich euch ja wohl schon erzählt, ganz genau weiß ich es aber nicht mehr. Wenn ich klarer sehe, hole ich alles Vergessene nach, versprochen!

Lars Olaf

Halt, jetzt fällt mir wieder ein anderer Teil ein: An einem schönen Donnerstagmorgen, es war ungefähr halb sieben, ging Prinzessin Morgenschön mit ihrem Hündchen Tasso im Schlosspark spazieren, mehr zum Seeufer hin, wo der Weg ziemlich steil herabführt. Tasso, das Schoß- und Schlosshündchen, bellte auf einmal, sah Prinzessin Morgenschön fragend an und bellte dann wütend weiter.

Eine graue Gestalt erhob sich hinter den Büschen. Prinzessin Morgenschön sah den Mann, ja war es ein Mann? nur von hinten. Er hatte einen großen Hut auf, wie ein Schäfer.

„Still, Tasso!“ befahl die Prinzessin und fragte die Gestalt: „Sind Sie ein Fischer?“ Der Mann drehte sich langsam um, sah das kleine Mädchen und den winzigen Hund an und lächelte: „Nein, schönes Mädchen, ich bin Tumulossa; manche nennen mich auch Tاملusso oder Mulatoni, das ist mir egal. Ich komme von weit her.“



Sir Edwin Landseer (1802-1873): „Jonathan, Lebensretter“.
(Dies ist eine ganz andere Geschichte, die du dir auch gut selbst erzählen kannst. Jonathan siehst du ein paar Seiten später wieder.)

„Wenn Sie von weit her kommen, werden Sie Hunger haben. Ich lade Sie zum Frühstück ein. Wie finden Sie das?“

Der Mann blieb immer noch halb verdeckt von den Büschen stehen. „Frühstück? Was gibt es denn?“

„Och, was wir wollen. Maja bringt uns alles aus der Küche, worauf wir Lust haben. Was hätten Sie denn gern?“

Jetzt trat der Mann aus den Büschen heraus. Er hatte nur Stofffetzen an, die hingen nass und fransig an ihm herab. Tasso schnüffelte an ihm herum, bellte aber wenigstens nicht mehr.

Prinzessin Morgenschön fragte erstaunt: „Haben Sie hier in den Büschen geschlafen?“ Und als er nickte, fragte sie doch etwas beunruhigt: „Sind Sie denn allein hier?“

Der Mann zögerte mit seiner Antwort. Er sah nachdenklich in den Himmel und sagte dann ziemlich beiläufig: „Nein, ich bin nur einer von vielen.“

Morgenschön wurde sehr neugierig: „Wo sind denn die anderen? Ich sehe ja keine anderen Menschen.“

„Wieso Menschen?“ fragte der Mann, „sehe ich vielleicht wie ein Mensch aus?“

Die Prinzessin lächelte schwach. So ganz geheuer war ihr die Begegnung nun nicht mehr.

Sie sah dann aber, dass vom Schloss her drei Bewaffnete im Laufschrift heraneilten, hinter ihnen kam sogar ein Soldat von der Wache herangeritten; das beruhigte sie doch sehr. Sie sagte zu dem Mann: „Wie ein Geist sehen Sie nicht aus. Mögen Sie Rührei mit geröstetem Rosinenstuten?“

Unwillkürlich sah sie zu den drei oder jetzt sogar vier Bewaffneten hin, die keuchend und aufgeregt bei ihr angekommen waren. Der mit dem Federhut fragte aufgeregt: „Wo ist er hin?“

Prinzessin Morgenschön sagte: „Na, hier ist er doch ...“ Aber das stimmte nicht mehr, denn der Mann, war es überhaupt ein Mann? also die Gestalt war lautlos verschwunden.

Zwei Soldaten und der Reiter suchten noch das Gebüsch ab, ein Wachsoldat blieb bei der Prinzessin.

Und dann hörten es alle: Ein sehr merkwürdiges, immer lauter werdendes Geräusch, wie das Summen eines großen und immer näher herankommenden Bienenschwarms, nur viel lauter. Nach ein paar Minuten verebbte der Lärm und eine Stimme, ja, war es eine Stimme? wurde hörbar, aber sehr, sehr leise.

Wenn ich mich nur erinnern könnte, was die Stimme gesagt hat. War es ein Wort oder mehrere Worte, waren es überhaupt Worte? Zu dumm, ich weiß es nicht mehr.

Hilft mir jemand, mein Erinnerungsloch zu füllen? Vielen Dank auch! Und du kannst dir auf meine Kosten ein schönes Eis kaufen. Nein, nein, nicht für alle, höchstens für fünf andere.

Schattatata! Wartet! Mir fällt noch etwas ein: Tasso hat etwas beschnüffelt, was die Gestalt aus den Büschen offenbar verloren hatte. Oder hat er es mit Absicht hingeworfen? Es leuchtete in vielen Farben und als Prinzessin Morgenschön sich bückte, um es aufzuheben, schrie der Soldat mit dem Federhut: „Nicht anfassen, Prinzessin! Das Ding könnte gefährlich sein.“

„Wieso gefährlich? Es sieht doch so schön und geheimnisvoll aus. Ich will es haben!“



Sir Edwin Landseer: Tasso und Tussi

Aber das Ding, war es überhaupt ein Ding? war auf einmal weg, spurlos weg. Alle sahen sich verwundert an. Und dann sahen sie Tasso nach, der in lustigen Sprüngen zum Schloss lief.

„Tasso, bleib stehen, du Schlingel, hast du was gefressen?“

Na ja, ist ja klar, das Hündchen sagte nichts. Obwohl ... aber das kann sich ja jeder selbst denken

Günter Grass (*1927) Tour de France

Als die Spitzengruppe

Von einem Zitronenfalter

Überholt wurde,

gaben viele Radfahrer

das Rennen auf.

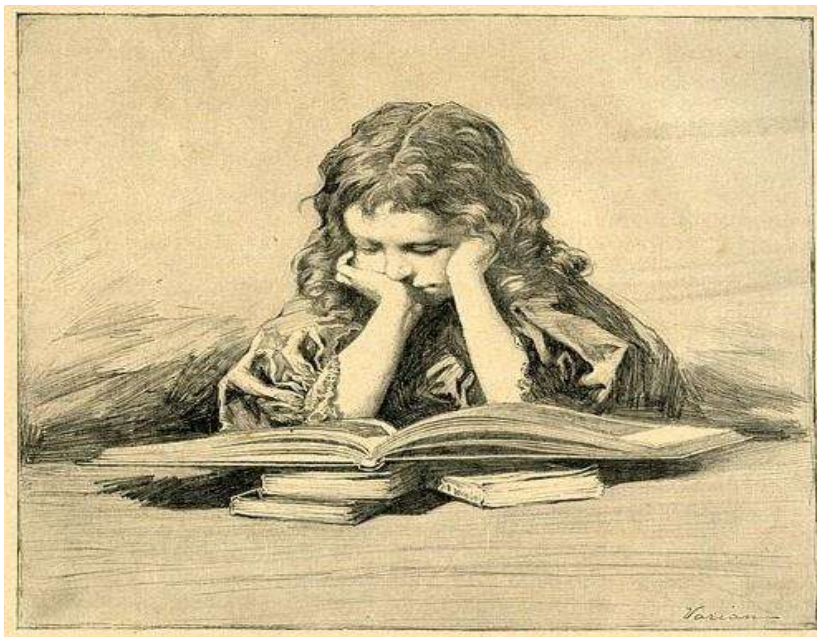
Johann Wolfgang Goethe:

Aus: West-östlicher Divan

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Bertolt Brecht: Der Radwechsel

Ich sitze am Straßenrand.
Der Fahrer wechselt das Rad.
Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
Ich nicht gern, wo ich hinfahre.
Warum sehe ich den Radwechsel
Mit Ungeduld



Stör sie nicht: Lisa liest (von C.Variani)

Christian Morgenstern (1871—1914): Die beiden Esel

Ein finstrer Esel sprach einmal
zu seinem ehlichem Gemahl:
„Ich bin so dumm, du bist so dumm.
wir wollen sterben gehen, kumm“!
Doch wie es kommt so öfter eben:
Die beiden blieben fröhlich leben.



William Heath Robinson (1872-1944): „Unaufhaltbarer Fortschritt“. Das Bild ist voller Geschichten, es sind englische, zugegeben, aber vor etwa 100 Jahren haben fantasievolle Leute schon einiges vorausgesehen ...



König Wonnebauch feiert ein Fest

Eine ziemlich interaktive Geschichte für Kleine und Mittelige, bei dem die Zuhörer und auch die Leser ganz viel mitmachen, nachmachen, mitdenken und dazwischen rufen sollen. Vanessa und Mario und erzählen sie euch:

In einem Nachbarland, ihr wisst schon, es ist das Land, das an drei Meeren liegt (na, wie heißt es?), da gab es einmal einen König, der hieß Georg Oskar der Siebenundzwanzigste; aber seine Untertanen nannten ihn heimlich „König Wonnebauch“ – es ist doch leicht zu raten, warum?

Der König hatte nach dem Tod seiner ersten Frau und nach einem tragischen Reitunfall seiner zweiten Frau ein drittes Mal geheiratet. Er hatte mit diesen drei Königinnen (sie hießen übrigens Elsbeth, Jessica und Nicole) zusammen sechs Söhne und sechs Töchter. Zu seinem Glück fragte ihn niemand, welche Königin die Mutter der jüngsten Tochter oder des drittältesten Sohnes war, denn das konnte er ebenso wenig behalten wie die Tage der vielen Geburtstage seiner Lieben.

Die Töchter hießen Natalie, Tamara, Mathilde, Celina, Eva und Maria. Die Söhne hießen Devin, Leo, Laurin, Maximilian, William und Lukas.

Der König hatte drei ganz besondere Freunde in anderen Königreichen, das waren König Julius mit seiner Königin Petra, König Harald mit Königin Ingrid und König Paul mit Königin Ines. Und dann hatte er noch eine wunderbare Freundschaft mit dem Scheich Omar Jussuf und seiner Frau, der Prinzessin Tulaka, die mit den unwahrscheinlich grünen, alle Männer sehr verwirrenden grünen Augen. Hat hier zufällig auch jemand grüne Augen? Lasst mal sehen ...

Eines Tages sagte der Außenminister des Königs, er hieß Graf Marius: „Majestät, wir haben schon drei Jahre lang kein Fest mehr gehabt, jedenfalls kein großes, oder so. Wie wäre es, wenn wir einmal ein richtig schönes, riesiges, gewaltiges, wunderbares Fest veranstalten würden, von dem alle, die dabei waren, noch in hundert Jahren dauernd schwärmen und gerne daran denken, oder so?“

„Die Idee ist super“, sagte König Wonnebauch, „aber es wäre mir lieber, wenn die Gäste schon drei oder fünf oder zehn oder fünfzehn oder zwanzig Jahre später von dem Fest würden.“

„Na gut, Majestät, Sie haben wie meistens Recht, oder so. Darf ich Ihnen überübermorgen oder besser noch überüberübermorgen eine lange Liste vorlegen, da steht dann alles bis in Kleinste drauf, wie ich es mir vorstelle, oder so.“

„Ach, lieber Minister Marius“, sagte der König, „ich will aber keine Liste bis ins Kleinste, sondern eine bis ins Größte, verstehen Sie mich?“

„Selbstverständlich, Majestät“, sagte der Minister, „und wen sollen wir dazu einladen, oder so?“

Der König dachte kurz nach, dann sagte er: „Na, alle! Das ganze Volk soll feiern und alle meine Freunde, der Scheich und meine befreundeten Könige – und ihre Frauen, natürlich.“

„Natürlich“, sagte Minister Marius. Er war ziemlich erschrocken, wegen der riesigen Kosten, die das verursachen würde.

Und dann fing er an aufzuschreiben: „Wir brauchen ganz viel Geld oder so, und einen riesengroßen Platz für die vielen riesengroßen Zelte, und dann brauchen wir ganz viel Bratenfleisch oder so und ganz viele gebratene Hühner und ganz viel Spargelsuppe und ganz viel Gemüse und ganz viele Bratkartoffeln oder so und ganz viel Pudding und natürlich ganz viel Kuchen. Ach ja, und ganz viele Teller und Gabeln und Löffel oder so. Messer besser nicht, weil – die könnten gefährlich werden, oder so.“

Hat der Minister etwas vergessen? Was meint ihr?

Als Minister Graf Marius am überüberüberübernächsten Tag mit der Liste zum König kam und ganz aufgeregt war, als der König die Liste durchlas, eine Minute, zwei Minuten lang, drei Minuten, vier Minuten lang – der Minister trat von einem Bein auf das andere, dann konnte er sich nicht mehr zurückhalten:

„Ist doch große Klasse oder so, Majestät, finden Sie nicht?“

„Nein“, sagte der König und der Minister verstand die Welt nicht mehr und wurde ganz rot und weiß im Gesicht. „Nein?“, fragte er ungläubig.

Der König sagte: „Nein! Ich sehe nichts mehr ohne Brille; das war gestern schon so, und vorgestern und vorvorgestern.“

Da war Minister Marius erst mal erleichtert und er wusste gleich Rat: „Majestät, versuchen Sie doch mal bitte durch meine Brille zu lesen oder so.“

Der König setzte sich die Brille auf die Nase, hielt das Stück Papier mal ganz nah, mal ein Stückchen weiter weg, drehte das Blatt dann um und versuchte es noch mal ganz nah, ein bisschen weiter weg und ganz weit weg. Und dann sagte er: „Sie haben ja eine furchtbare Schrift.“

Der Minister knickte ein bisschen zusammen. Könnt ihr euch das vorstellen? Der König sagte noch: „Ich will überhaupt nichts mehr selber lesen; das strengt mich viel zu sehr an. Ich lasse doch sonst auch immer lesen. Lesen Sie vor, mein Lieber!“

Der Minister nahm das Blatt und wollte vorlesen, aber er konnte nichts erkennen. Er hielt das Blatt mal ganz nah und dann ein bisschen weiter weg

und dann ganz weit weg, aber er sah keinen Buchstaben. Er war ganz verzweifelt.

Der König grinste jetzt – Verzeihung, ein König grinst natürlich nicht, er lächelt. Der König lächelte und gab dem Minister Marius die Brille. Der war ganz glücklich und er bedankte sich herzlich beim König: „Die Brille passt ja ganz wunderbar, ich sehe jetzt die ganze Liste oder so. Da steht ...“

In diesem Augenblick kam die erste Frau des Königs, ihr wisst ja, die Königin, die schon lange tot war, wie hieß sie doch gleich? Ich denke, es war Elsbeth. Sie kam also ins Zimmer geschwebt, einfach so. Falko ist ihr vorausgefliegen. Er hatte sie natürlich gleich erkannt. Königin Elsbeth war ziemlich blass, na ja, das ist ja auch kein Wunder, aber sprechen konnte sie ganz gut:

„Was seid ihr doch für umständliche Männer!“ sagte sie mit ihrer wunderbaren Stimme. „So wird das nie etwas mit eurem Fest!“

Der König und der Minister waren sehr erschrocken. „Bist du das, liebe Elsbeth?“ fragte der König zitternd.

„Natürlich“, rief jetzt auch der Minister, „natürlich haben wir Sie gleich erkannt oder so, Frau Königin!“

„Für Sie bin ich immer noch „Eure Majestät!“, sagte die geisterhafte Königin. „Los, verbeugen Sie sich gefälligst!“

Minister Marius versuchte eine Verbeugung. Die war der Königin wohl nicht tief genug. Sie machte schon wieder eine ablehnende Handbewegung und ein unwilliges Gesicht dazu, ungefähr so

Der Minister verbeugte sich noch einmal, diesmal so tief wie die Japaner. Los, alle Männer unter euch Zuhörern üben das mal: Ganz tief verbeugen! ... Danke, das genügt erst mal.

Das alles war der Königin noch nicht genug. „Kratzfuß!“ befahl sie dann kurz. Minister Marius erschrak sehr; er hatte vorige oder vorvorige oder vorvorvorige Woche einen Hexenschuss gehabt und ein bisschen tat es immer noch weh.

Aber er sagte leise: „Natürlich, Eure Majestät oder so“ und dann versuchte er den Kratzfuß. Es klappte nicht auf Anhieb.

Ich zeige euch das mal richtig, wie man vor einer Königin einen richtigen, schönen alten, uralten, urururalten Kratzfuß macht, ungefähr so: Mit dem linken Bein im Schwung nach hinten, gleichzeitig eine sehr tiefe Verbeugung machen und mit der rechten Hand den Hut weit zur Seite schwenken.

Notfalls könnt ihr auch den Hut mit der linken Hand schwenken. Aber feierlich bitte! Alle Männer machen das jetzt mal nach!

Und als Minister Marius gerade wieder aufrecht stand und das Kreuz tat ihm weh und der ganze Rücken war verspannt und sein schöner breiter Hintern tat auch weh, und er wollte auch etwas sagen, schwieg aber, weil die Königin eine herrische Handbewegung machte. Ungefähr so

Sie zeigte zur Tür und sagte nur: „Raus!“

Der Minister verstand wieder mal die Welt nicht mehr und ging, rückwärts natürlich, zur Tür, da krachte er mit dem Kreuz an die Tür, mit dem Rücken und mit seinem dicken Hintern — also, das ist ja auch sauschwer, versucht es mal selber, rückwärts gehen und immerzu einen Kratzfuß machen und dann zur Tür ... das ist doch heute bei den Königen gar nicht mehr üblich, zum Glück nicht mehr.

„Endlich sind wir mal allein!“ sagte die Königin und setzte sich auf das rote Prachtsofa. Der König zitterte immer noch ein bisschen.

Vor Aufregung oder vor Angst? Ich weiß es nicht. Könnt ihr euch das vorstellen? Dann zittert doch auch mal ein bisschen ... Na ja, so ähnlich.

„Aber Liebling ...“ stotterte der König. Weiter kam er nicht; ihm fiel auch nichts Gescheites ein, aber ihr, der Königin – wie hieß sie doch gleich? ...

„Georg Oskar“, sagte sie mit ihrer wunderbaren Stimme, „ich will jetzt ganz schnell und sofort und blitzartig und ruck—zuck eine Schokoladentorte mit Marzipanherzen drauf und mit Sahne und dazu ganz viel lauwarmen Kakao!“

Der König klingelte und befahl dem eintretenden Diener: „Bringen Sie eine lauwarme Schokoladentorte mit Marzipanherzen drauf mit und mit Sahne und dazu ganz viel Kakao. Aber blitzschnell, mein Lieber! Und natürlich alles auf dem goldenen Geschirr!“ Wiederholen Sie den Befehl, vorsichtshalber!“

Der Mann war leichenblass geworden, als er die längst tote Königin sah und er stotterte: „Schokoladenplätzchen mit ganz viel goldener Sahne und mit Kakaoh Herzen obendrauf und mit einem lauwarmen Blitz drin.

Er sah am Gesicht der toten Königin und des lebendigen Königs, dass er sich wohl verhaspelt hatte. Raus!“ rief der König und klingelte wieder. Ein zweiter Diener kam, einer mit einer roten Jacke und goldenen Knöpfen.

„Als er die tote Königin auf dem roten Prachtsofa sah, machte er den Mund auf, erst ein bisschen, dann ein bisschen mehr, und dann fiel er richtig um, einfach so. Könnt ihr euch vorstellen, wie?



Sir Edwin Landseer: Der Falke des Königs. 1834

(Falko ist beleidigt, weil er in dieser Geschichte nur am Rande erwähnt wird. Dabei ...)

„Ach, Leute!“, sagte der König und seufzte herzerweichend, ungefähr so. Seufzt jetzt mal alle zusammen: — Das war ja super, aber macht es besser noch einmal: ... Und was meint ihr, wie es weiterging?

Na gut, der lebendige, nur etwas dicke König, und die totenblasse Königin, — vielleicht hatte sie so eine Art Geisterurlaub, wer weiß das schon!

Also die beiden gingen ins Nebenzimmer, das der Königin gehörte, nein, nicht der toten Königin, sondern der noch lebenden, ihr wisst ja sicher noch, wie die heißt: richtig, Susanne, Königin Susanne.

Königin Susanne spielte gerade Klavier und las ein Buch dabei. Ach nein, das geht ja nicht, was könnte sie denn sonst gerade tun: was könnte sie gleichzeitig machen? ...

Na schön, also Königin Susanne hörte natürlich damit auf, als ihre Vorgängerin mit dem König Georg Oskar hereinkam.

Königin Susanne sah die andere Frau an und merkte wohl gleich, dass mit der was nicht stimmte.

„Nun, Liebling“, sagte sie zu König Wonnebauch, „wen bringst du denn da zu mir? Ist das vielleicht die Vorführfrau mit neuen Nachthemden? Das weiße Ding ist mir aber viel zu altmodisch, meine Liebe, ein bisschen mehr Pep könnte es schon haben; was haben Sie denn sonst noch im Koffer?“

Königin Elsbeth schnappte hörbar nach Luft. Wie stellt ihr euch das vor? Ja, genau so; dann atmete sie tief durch und sagte mit ihrer wunderbaren glockenhellen Stimme zu der Königin Susanne: „Ich bin Königin Elsbeth, falls Sie mich nach den alten Ölbildern in der Halle noch nicht erkannt haben — und Sie sind sicher hier eine Putzfrau?“

Na ja, ihr könnt euch sicher denken, was jetzt los war ...

In diesem Augenblick klirrten die Fensterscheiben fürchterlich und zerbrachen, weil jemand durch das geschlossene Fenster hereingeflogen

kam: Natürlich Prinzessin Tamara, die wildeste von allen sechs Prinzessinnen.

Das war nichts Besonderes, wie ihr wisst; alle Prinzessinnen können schließlich fliegen. Falko freute sich und flog gleich auf Tamaras Schulter.

„Aber Tamara!“, sagte der König tadelnd, wie kannst du uns so erschrecken! Das hätte ja auch ein Anschlag sein können!“

Königin Susanne war auch sehr sauer: „Tamara! Was soll der Quatsch! Sollen wir wieder stundenlang frieren?“

Auch die frühere Königin Elsbeth nahm mit traurigem Gesicht zwei bemalte Glasfensterscherben auf und sagte: „Das Kunstwerk hier habe ich einmal malen lassen, als ich noch hier mitregieren durfte. So ein schönes Fenster war das!“

„Nun habt euch mal nicht so!“ rief Prinzessin Tamara. „Gehen wir doch ein Zimmer weiter, zum Beispiel in den Gelben Salon.“

Sie riss die große weiße Tür mit den goldenen Ornamenten auf und ging voraus in den Gelben Salon. Die anderen folgten. Die herbeigeeilten Diener schlossen die Türe hinter ihnen. Zwei waren schon dabei, die Fensterscherben zusammenzukehren.

Ihr müsst euch aber noch mal vorstellen, wie die Prinzessin ins Zimmer gesaut ist. Wie sah das wohl aus? Die Arme seitlich ganz flach, den ganzen Körper auch und das Gesicht hoch — und im letzten Augenblick die Knie hochreißen und mit den Schuhen zuerst durch das Glas. Ich finde, ihr müsst das später noch ein paar Mal üben! Also gehen wir jetzt auch in den Gelben Salon nebenan.

„Wisst ihr denn nicht, was passiert ist?“ fragte Prinzessin Tamara.

Die drei machten große Augen und wurden sehr neugierig. Das sah ungefähr so aus: Beim König Wonnebauch, der in den letzten Jahren immer etwas ängstlich geworden war – bei Königin Susanne, die schon einiges gewohnt war – bei Königin Elsbeth aber schon weniger gespannt, ungefähr so ...



„Na, sag schon, Tamara“, sagte der König, „mach`s nicht so spannend.“ „Wir haben Hochwasser!“ rief

Prinzessin Tamara. „Die ganze Stadt steht unter Wasser, die Deiche sind gebrochen und das Hochwasser steht schon ganz nahe bis vor den Schlosstoren. Hat das denn außer Falko keiner gemerkt?“ Der König und Königin Susanne eilten zum nächsten Fenster, rissen es auf und sahen entsetzt hinunter auf das viele Wasser.

Königin Elsbeth regt das Hochwasser nicht auf; sie ist ja nicht wie der König und die jetzige Königin darauf angewiesen, mit der Hofkutsche hinauszufahren.

Königin Elsbeth kann durch alle Türen gehen, sogar durch alle Mauern und Dächer – das braucht ihr jetzt aber nicht auch noch zu versuchen – ihr, also der Elsbeth, macht das jedenfalls nichts aus, wenn alle Schlossbewohner vom Wasser eingeschlossen sind.

Ja, meine Liebe“, sagte sie zu Königin Susanne, zu schade, dass Sie vorher keine Prinzessin waren, sondern nur die Tochter des Hofapothekers – da können Sie natürlich nicht fliegen und das, was ich mit links kann, schon gar nicht!“

„Jetzt ist es aber gut!“ schimpfte König Wonnebauch, „ihr solltet euch vertragen, schließlich habe ich euch beide geliebt!“

„Was!“, schrie Königin Susanne mit etwas schriller Stimme, „du sagst das auch von mir in der Vergangenheitsform! Das lässt ja tief blicken. Gib mir sofort ein Taschentuch, die Tränen vertragen sich nicht mit meiner Schminke!“

„Ich habe einen Riesen Hunger und ihr streitet euch um Verrücktheiten“, rief Prinzessin Tamara. „Wann essen wir endlich?“

„Ja, gut, mein Tochtterschatz“, sagte der König, „geh und rufe die anderen. Wir gehen in den grünen Salon.“

Prinzessin Tamara beauftragte einen vor der Tür wartenden Diener, die Prinzen und Prinzessinnen mit einem Trompetensignal zum Essen zu rufen.

Wie hörte sich das wohl an, als der Trompeter im Treppenhaus ein lautes Trompetensignal ertönen ließ? ... Ja, aber viel lauter.

Königin Susanne öffnete im Grünen Salon kurz das Fenster und die restlichen Prinzessinnen kamen schnell durchs Fenster hereingeflogen. Die Prinzen kamen die Treppe herauf- und herunter gepoltet.

„Was gibt’s denn heute Abend, hoffentlich wieder gebratene Krokodile“ rief Prinz Leo. Er sagte das im Spaß zu gebratenen Frikadellen, wenn er darauf zwei Augen aus Senf und ein großes Maul aus Tomatenmark gemacht hatte, waren das seine „gebratenen Krokodile“. Und er wollte natürlich jeden Tag

welche haben. Falko übrigens auch, denn er bekam immer ein Hackfleischkügelchen mit, noch roh natürlich.

„Natürlich“, sagte Königin Susanne.

Die Prinzessinnen mochten grünen Spargel mit Rührei sehr gern, der König hatte Lust auf Kaninchenbraten mit Pfefferminzsoße.

Königin Susanne aß nur etwas kalten Braten, der mittags übrig geblieben war, allerdings mit einer wunderbaren Soße aus verschiedenen Früchten. Die Prinzen Futterten am liebsten Kartoffelchips und Spaghetti mit Fleischsoße.

„Und ich hätte gern einen zauberhaften Grießbrei mit Aprikosen“, sagte Königin Elsbeth zum Koch, der nur um ein paar Minuten Geduld bat.

Und worauf hatte die zweite Königin Appetit? Auf einmal bemerkten alle, dass die zweite Königin schon eine ganze Weile unter ihnen war und jetzt mit am Tisch saß.

„Was darf ich Ihnen bringen, Majestät? fragte der Koch. „Ach ich weiß nicht“, sagte die zweite Königin, ich habe eigentlich gar keinen Hunger.“

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, Majestät?“ fragte der Koch. Und als die Königin nickte, schlug er vor: „Vielleicht meine weltberühmte Königin-Suppe, danach vielleicht Kaiserkartoffeln mit gefüllten Königspfannkuchen und ein klitzekleines Stippchen Knoblauchbutter darauf.“



„Ja, das hört sich gut an“, sagte die zweite Königin und als das Gewünschte zehn Minuten später vor ihr stand, aß sie alles ganz schnell auf, ohne einen Krümel übrig zu lassen.

„Hort mal, meine Lieben, sagte der König jetzt, „wir haben tüchtiges Hochwasser, jetzt können wir natürlich nicht so schnell ein Fest bei uns feiern.“

„Warum denn nicht, Papa?“ schrien alle Prinzen und Prinzessinnen durcheinander. Was meint ihr, wie sich das ungefähr angehört hat?

„Langsam, langsam“, sagte König Wonnenbach, Verzeihung, ich wollte sagen, König Sonnendach, nein, das ist ja wie Rote Grütze mit Fisch-Soße, ich meine natürlich: König Wonnebauch.

Also er sagte: „Wisst ihr was, Kinder, wir feiern einfach in Ägypten bei meinem Freund Scheich Jussuf und seiner Frau.“

Die Prinzen und die Prinzessinnen waren so erstaunt, dass sie einen Augenblick ungewohnt still waren.

„In Ägypten, Liebling?“ fragte auch Königin Susanne und fand die Idee offenbar gar nicht so toll, jedenfalls machte sie so ein Gesicht – ihr wisst ja, wie.

Aber jetzt legten die Prinzen und die Prinzessinnen los: „Ja, das machen wir, das ist ja wunderbar cool“!

Prinzessin Maria fragte: „Darf ich vorausfliegen, bitte, bitte?“

Ein Prinz sagte schließlich: „Aber wir Prinzen können ja gar nicht fliegen. Was machen wir da?“

Prinz Sven sagte zum König: „Und du und Mutter können ja auch nicht fliegen und die Tanten Königinnen auch nicht.“

Die zweite und der erste Königin protestierten sofort: „Fliegen können wir auch, und noch viel mehr. Geister von Königinnen können schließlich mehr als normale Geister. Wenn wir wollen, sind wir in der nächsten Viertelstunde im goldenen Prachtzelt von Scheich Jussuf.“

„Hm, ein schöner Gedanke“, sagte der König und kraulte sich nachdenklich den Backenbart. Aber seine lebende Königin Susanne rief sofort: „Das könnte euch so passen, euch so wieder unentbehrlich zu machen. Nein, danke, wir brauchen euch nicht, weder hier noch in Ägypten.“

„Du hast vollkommen recht, liebste Susanne“, sagte der König zur Königin, ich habe ja schließlich Brieftauben, die bringen auch schnell einen Brief nach Ägypten – wie sonst auch.“

„Na, schön und gut“ sagte die zweite Königin, „aber wie sollen die Prinzen hinkommen und du und deine jetzige Königin, die ja keine Prinzessin war, sondern nur die Tochter des Hofapothekers ...?“

„Hör endlich auf mit der Stichelei“, zischte Königin Susanne.

Aber das Problem war schließlich da: Wie sollen die, die nicht fliegen können, bis nach Ägypten zu Scheich Jussuf kommen. Könnt ihr vielleicht einen Rat geben?

Während König Wonnebauch seinem Außenminister Marius einen langen Brief an den Scheich Jussuf diktierte – ihr könnt euch ja denken, was da drin stand?

Also während der Außenminister den Brief schrieb oder so, übten die Prinzen und Prinzessinnen schon mal den alten Wüstensong.

Scheich Jussuf hatte herausgefunden, dass er seinen goldgelben Wüstensand nur in großen Sieben waschen musste – und dann blieben ganz viele Goldkörnchen im Sieb hängen, ab und zu auch ein paar Edelsteine, nämlich Roh-Diamanten.

Deshalb war das gar kein Witz, wenn der schon unheimlich reich gewordene Scheich Jussuf sagte: „Mein Sand ist Gold wert.“

Die Nationalhymne seines Landes, also das Lied, das zum Beispiel vor internationalen Fußballspielen immer gespielt wird, das könnt ihr leicht lernen, es besteht nämlich nur aus einem einzigen Wort, das allerdings mal ganz kurz und mal lang gesungen werden muss.



Sir Edwin Landseer (1802—1873) Naschkätzchen

Es hört sich so an – und weil es sehr rhythmisch ist, muss dazu getrommelt werden (notfalls mit Kochlöffeln auf Holz):

Sand, Sand, Sand,
Sand, Sand, Sand, Sand, Sand,
Sand, Sand, Sand, Sand, Sand,
Sand, Sand, Sand.
Sand, Sand, Sand.

Aber weil die Männer und Frauen in seinem Land den Scheich Jussuf gut leiden konnten, sangen sie ihm oft sein Lieblingslied. Das ist auch ganz leicht zu lernen, denn es geht so:

Scheich, Scheich, Scheich,
Scheich, Scheich, Scheich, Scheich, Scheich,
Scheich, Scheich, Scheich, Scheich, Scheich,
Scheich, Scheich, Scheich,
Scheich, Scheich, Scheich.

Und weil seine Frau, die Prinzessin mit den wunderschönen grünen Augen, dann immer ein bisschen neidisch auf ihren Scheich wurde, sangen die Leute ihr zuliebe ein Lied, das netterweise auch auf den Scheich passte: Was meint ihr, wie das Wort hieß, das auch auf den Scheich und seine Prinzessin passte? Falsch geraten! Es ging so – und diesmal ist es besser, wenn wir nicht trommeln, sondern schunkeln:

Du, du, du,
du, du, du, du, du,
du, du, du, du, du,
du, du, du,
du, du, du.

Ein anderes Lied singen die Menschen übrigens in Ägypten auch sehr gern, das geht so:

Gold, Gold, Gold ...
Gold, Gold, Gold, Gold, Gold,
Gold, Gold, Gold, Gold, Gold,
Gold, Gold, Gold,
Gold, Gold, Gold.

Nach vier Tagen, ganz genau weiß ich das aber nicht mehr, vielleicht waren es auch fünf Tage, oder sieben, kamen die drei Brieftauben zurück und jede hatte eine Botschaft von Scheich Jussuf am Hals hängen – ja, aus Sicherheitsgründen hatte er genau wie König Wonnebauch jeden Brief dreimal geschrieben oder viel mehr schreiben lassen.

Jedenfalls stand da in dem Brief, den offenbar ein Dolmetscher übersetzt hatte, wenn auch nicht ganz richtig: „Ihr alle gerne kommen zu mein Fest in Wustenzelt. Komm schnell. Ich mach schöne Kuchen mit Kamelfleisch und viele Datteln drauf. Euer Jussuf, viel Grus von meine Frau an deine Frau.“

„liiihhh“, riefen die Prinzessinnen, „Kamelfleisch essen wir nicht, nur die Datteln.“

Plötzlich hatte Prinzessin Eva einen wichtigen Einfall: „Wisst ihr noch, wie wir fliegen gelernt haben?“ fragte sie ihre Eltern.

„Richtig!“ rief König Wonnebauch, „auf dem Rücken von fliegenden Schwänen habt ihr das gelernt.“

„Die Schwäne sind doch noch im Schlossteich?“ fragte er den Außenminister. Der wusste das nicht. „Sowas weiß nur der Innenminister oder

so“, sagte er. Doch der Innenminister war unten in der Stadt und er war vom Hochwasser wie eingesperrt.



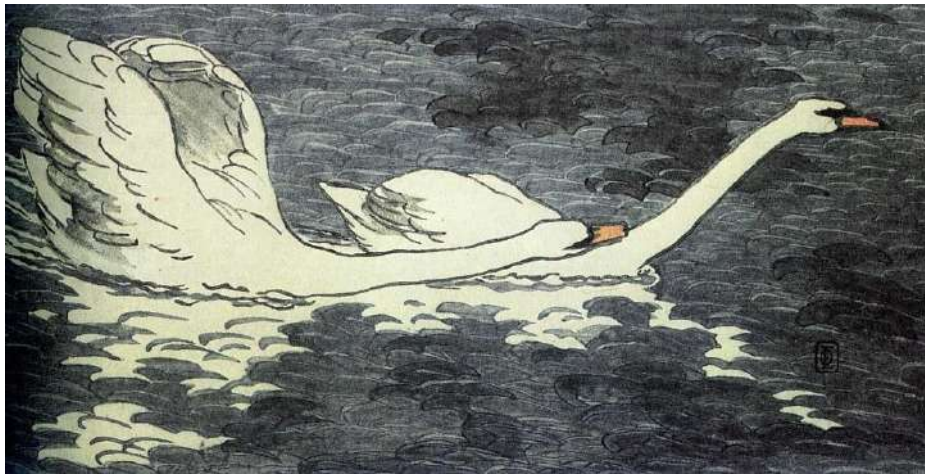
Sir Edwin Landseer: Lieblinge der Königin

Aber die Schwäne waren da und wenn man sie unter den Flügeln rechts und links mit je drei Fingern kitzelt und die Worte „Jojo maja pola Egyptuma“ flüstert, dann heben sie sich etwas schwerfällig und mit herzerreißendem Geseufze auf und fliegen zum Beispiel mit dem dicken König auf dem Rücken über Kassel und Frankfurt und Würzburg und München und Mailand und Venedig und Kreta nach Ägypten.

Und so wurde das auch gemacht. Die Schwäne aus dem Schlossteich – es waren übrigens schwarze und weiße – wurden ordentlich fett gefüttert, damit sie Kraft für den weiten Flug bekamen und dann ging es los.

Das war ein Geflattere und Geschnattere: die Prinzessinnen flogen selbst und sie flogen rechts und links von den Schwänen, auf denen die Prinzen lagen – könnt ihr euch vorstellen, wie sich an den Hälsen der Schwäne festhielten und auf ihrem Rücken mitflogen? Zeigt das mal ungefähr ...

Nein, das müsst ihr später noch mal üben; der Fahrtwind ist nämlich ziemlich stark.



Otto Eckmann 1865-1902: Zwei Schwäne.

Da oben in der Luft ist es manchmal ganz schön kalt und deshalb hatte die ganze Königsfamilie ihre dicken Wintermäntel mit den Pelzkrägen an und jeder hatte auch einen gepolsterten Helm auf und Handschuhe an – auch die Prinzessinnen natürlich.

„Natürlich“ — das hätte auch der Außenminister gesagt, der leider nicht mitfliegen konnte, weil kein Schwan mehr übrig war, nur sechs junge Schwänchen, aber die waren noch zu klein und konnten nur unbeholfen ein bisschen herumflattern. Das können wir ja mal eben üben. ...

Der Außenminister Marius nahm sich vor, die kleinen Schwäne jeden Tag zu füttern oder so, denn ihre Eltern waren ja auf einer Dienstreise nach Ägypten.

Was meint ihr, wie Graf Marius, der Außenminister und jetzt sogar für einige Zeit Stellvertreter des Königs die kleinen Schwäne jeden Morgen um zehn Uhr fünfzehn zum Füttern gerufen hat? ... Klar, seine beiden Lieblingsworte hat er immer angehängt — das merkte er schon gar nicht mehr.



Seid mal still! Hört ihr schon die seltsame ägyptische Musik und die goldenen und silbernen Glöckchen an den Festzelten des Scheichs Jussuf in der Wüste? Lauscht mal hin. Und wenn ihr die

Augen zumacht, seht ihr abends überall die brennenden Fackeln vor den Zelten und dann noch einen riesengroßen beleuchteten Kreis. Das ist der

Landeplatz für die Schwäne und für die Prinzessinnen. Tamara war natürlich als Erste da.

„Natürlich“, sagte König Wonnebauch und dann begrüßte er herzlich den Scheich, der ein prächtiges weißes und rotes Gewand trug und dann umarmten sich alle und küssten sich links und rechts auf die Wangen, manche auch rechts und links und wieder rechts — und dann gab es etwas Wunderbares zu essen: Gebratene Bananen und Schokoladenpudding und Eiersalat mit saurer Kaktusmilch und durchgedrehte Bohnen mit Sahne und Mandeln und Koriander — aber so ganz genau weiß ich das nicht mehr. Vielleicht gab es auch etwas ganz anderes. Jedenfalls keine gebratenen Krokodile.

„Schade“, sagte Prinz Leo, der am liebsten jeden Tag welche essen wollte. Spät abends, als alle sich in flauschige Decken gehüllt hatten, denn es war plötzlich ziemlich kalt geworden, da hörten sie in der Ferne die Kojoten schreien. Könnt ihr euch das unheimliche Geheul vorstellen — gedämpft, wie unter einer Decke, aber schaurig und langgezogen?

Vor allen Zelten saßen Leibwächter um ein Feuer, die Königskinder hatten aber trotzdem Angst vor den Wüstenwölfen. Deshalb summten sie zum Einschlafen das alte Wüstenlied; probiert das auch mal und werdet dabei immer leiser ...



Sand,
Sand, Sand, Sand, Sand,
Sand, Sand, Sand, Sand, Sand,
Sand, Sand, Sand.
Sand, Sand, Sand

Sand, Sand, Sand ...

Hat dir diese Geschichte gefallen? Lies sie doch einem anderen lieben Menschen vor. Mit Schmackes natürlich. Und mit herzlichen Grüßen von

Vanessa & Mario

Vanessa hat noch andere Ideen: Wenn du Lust und viele Einfälle hast, kannst du diese Geschichte zu einem Musical ausbauen. Sie gibt dafür nur einige Stichworte für Zwischenthemen und ein paar Liedtexte, zu denen dir nicht nur Melodien einfallen werden – wenn du dich inspirieren lässt:



Mögliche Stationen (das sind aber nur einige):

- Am Hof
- In der Schule
- Unterwegs
- Eine ungeplante Zwischenlandung
- Wüste; Ankunft
- Nachts unterm Sternenhimmel
- Die Schule kommt nach. (Aber wie?)
- Heimweh
- Rückflug
- Zwischenlandung, diesmal geplant
- Vermeintlicher Überfall
- Überraschung: Rettung
- Endlich wieder zuhause

Prinzessin Celine singt:

Durst, Durst, Durst,
ich hab Durst, Durst, Durst,
ich will kein Käse, keine Wurst –
ich hab Durst.

Prinz Devin singt:

Die Hitze macht mich immer nasser,
doch das kühlt mich gar nicht ab,
ich brauch Wasser, Wasser, Wasser,
das ich zu lange nicht getrunken hab.

Prinz Laurin singt:

Durst, Durst, Durst
Ich hab Durst, Durst, Durst,
ich will kein Käse, keine Wurst –
ich habe Durst.

Prinzessin Mathilde:

Einsam in der Wüste
fühl ich mich so allein.
Ich könnte nirgendwo einsamer sein.
Was soll ich hier?

Was mach ich hier?
Warum ausgerechnet hier?
Andererseits: Warum nicht?
Andererseits: Warum nicht!

Prinzessin Nathalie singt:

Ich schau den Himmel über mir.
Und sehe nur silberne Sterne.
Ich sitz auf einem kleinen Stern hier.
Wer weiß, ob auch wir leuchten!

Prinz Leo sagt oder singt:

Anschluss verloren,
vom Weg nur etwas zur Seite.
alle sind schon weg,
vermisst mich keiner?

Alle Prinzessinnen und Prinzen sagen oder singen:

Verloren unterwegs
sind wir hier in der Wüste.
Die Beduinen hab'n uns falsch verstanden
die Schwäne waren kein Gastgeschenk.
Sie haben sie begeistert gebraten.

Prinz Maximilian:

Wie kommen wir wieder heim?
Welcher Weg führt zur Küste?
Wenn wir wenigstens ein Sprechgerät hätten,
dann könnten wir Hilfe rufen.

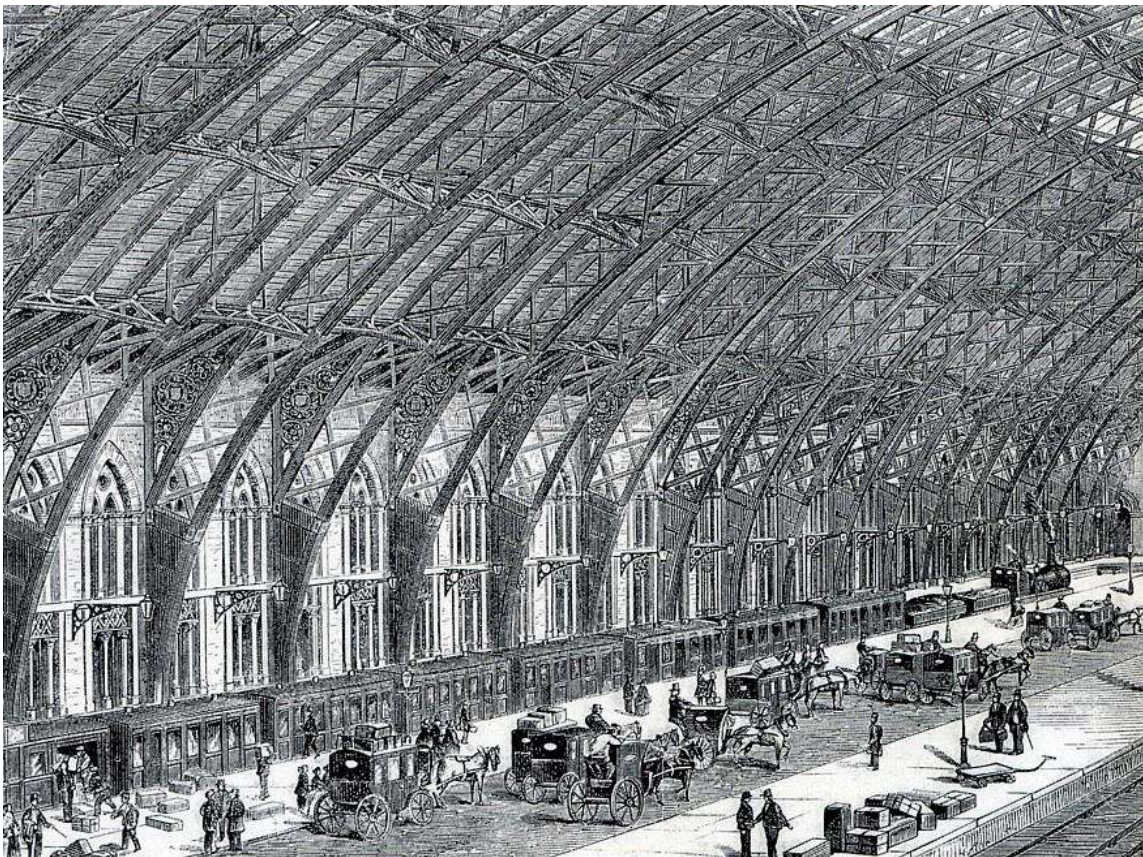
Prinz William singt:

Drum, drum, drum, drum, drum,
ich übe auf der Baumstammtrommel.
Mir tun schon die Ohren weh
ich bräuchte jetzt ein ABC
dann machte ich Signale.

Ich versuche bloß
das S O S
hört man es weit
durch die Dunkelheit?
Helft mir, schlagt auf diesen Stamm:
(besser auf englisch, dann reimt es sich sogar:)
Drum, drum, drum,
drum, drum, drum,
drum, drum, drum,
drum, drum, drum ...

Na, bringt dich das auf ganz andere Gedanken? Dann lass mich in einem deiner nächsten Träume vorkommen. Rufe einfach: Vanessa, komm doch mal herein! Vielleicht komme ich dann.

Vanessa



Wenn du mal nach London kommst, sieh dir den Internationalen Bahnhof St. Pancras an; vielleicht kommst du ja auch mit dem Eurostar hier an (nach einer etwas mulmigen Schnelfahrt durch den Tunnel im Ärmelkanal. Den hat **Gustave Doré** nicht ahnen können, als er dieses Prachtstück der



Ingenieurskunst gezeichnet hat: damals, vor über 120 Jahren, als Übergang in ein modernes Zeitalter.

Das Modernste war damals der Zug. Die Lok brauchte zwei Kohlewagen. Von einer Schwester dieser Lok erzählt die nächste Geschichte. Andy erzählt sie euch:

Die Geschichte von dem kleinen Zug, der in einen Berg verliebt war.

Während einer langweiligen Bahnfahrt hörte ich neulich, wie ein Fahrgast, der sechs Meter von mir entfernt saß, eine Geschichte erzählte — die Geschichte von dem kleinen Zug, der in einen Berg verliebt war.

Viele Sätze konnte ich nicht verstehen, weil die Fahrgeräusche lauter wurden, ja, auch, weil ich ein bisschen eingenickt war.

Als ich wieder wach wurde, wusste ich nicht mehr, ob ich die Geschichte gehört oder anschließend einen Traum erlebt hatte. Für mich ist es jetzt die Geschichte von dem kleinen Zug, der in einen Berg verliebt war. Hört mal zu — und die Großen können von mir aus auch zuhören.

Der kleine Zug hatte eine Lok und drei Wagen für Reisende.

Er fuhr jeden Tag zuverlässig seine Strecke hin und zurück. Aber er wurde sehr traurig, als er erfuhr, dass ein lange geplanter Tunnel noch lange nicht gebaut werden würde, weil dafür kein Geld da war.

Eines Tages hatte der Zug eine wirklich weiterführende Idee: Ich könnte mir den Tunnel ja einfach ausdenken. Das müsste doch gehen und das würde auch nichts kosten.

Der in einen ganz bestimmten Berg verliebte Zug dachte sich auf seiner eintönigen Strecke um den Berg herum an einer sorgfältig von ihm ausgeklügelten Stelle ein Bohrloch in den Berg hinein. Es war ein stattliches Loch muss es sein, ungefähr vier Meter breit und drei Meter hoch.

Der Zug kam — wie ihr sicher verstehen werdet — mit der Bohrarbeit nur langsam voran, weil er an dieser Stelle ja nicht halten durfte und immer nur im Vorbeifahren daran arbeiten konnte.

Übrigens könnt ihr dem Zug bohren helfen — ihr werdet doch hoffentlich einige Erfahrung im Tunnelbohren haben?

Wie wäre es, wenn wir unseren Zug damit überraschen würden, dass wir von der anderen Seite des Berges her ein Loch buddeln – notfalls mit unseren Händen, so, wie Hunde mit den Vorderpfoten an einem Mauseloch in der Wiese graben? Aber nichts verraten – wir machen das heimlich.

Nach dreieinhalb Jahren war der Zug ungefähr achthundertfünfzig Meter weit gekommen mit seiner hineindenkenden Bohr- und Buddelarbeit. Er schätzte, dass er noch mindestens sechs Jahre an diesem Tunnelwerk arbeiten müsste.

Diese lange Zeit schreckte ihn nicht übermäßig, aber ihn plagte die Sorge, ob seine Mechanik so lange durchhalten würde.

Der Zug ahnt nicht, dass wir ihm von der anderen Bergseite her zuarbeiten. Hundertvierunddreißig Meter bisher. Hört mal: Ihr könntet euch ein bisschen mehr einsetzen, denn sonst brauchen wir auch noch dreieinhalb Jahre!

Vielleicht ahnt ihr es schon oder habt es kommen sehen: Der in den Berg verliebte Zug wurde im fünften Jahr seines Tunnelbaus aus dem Verkehr gezogen – wegen Unwirtschaftlichkeit. Keiner fragte ihn. Er kam in eine Lokhalle.

Dort wurde er gründlich überholt. Er bekam auch eine neue Farbe und war dann der Stolz der Bahnarbeiter.

Als der verwöhnte Sohn eines arabischen Scheichs einmal zu Besuch in der Stadt war und ihm auch die Lokhalle gezeigt wurde, verliebte er sich in den leuchtend rot gestrichenen Zug. Er wollte ihn unbedingt haben. Er hätte den Zug auch gerne gekauft – für eine flugs entworfene Privatstrecke von seinem eigenen Palast in der Hauptstadt zu seinem Sommerhaus am Meer. Seine acht Rolls Roys und die fünf Bentleys versagten nämlich zu oft im Wüstenstaub.

Der Sohn des Scheichs hatte reichlich Geld in allen wichtigen Währungen. Aber weil sein Land offiziell als Entwicklungsland galt und viele Zuschüsse von anderen Staaten bekam, durfte er sich im Ausland keinen auffallenden Privatluxus leisten.

(Du wirst das nicht selten in den Nachrichten zu hören bekommen, dass viele Mächtigen es für sinnvoll halten, einen großen Batzen von hereinkommenden Hilfgeldern einfach selbst behalten. Sie verlassen sich lange Zeit darauf, dass ihr Volk das nicht mitbekommt oder dass keiner nachzufragen wagt. Meistens fliegt so eine Geschichte erst auf, wenn es zu spät ist, das heißt, wenn das Geld verschwunden ist. Aber das erwähnen wir hier nur am Rande – zum späteren Mitbedenken.)

Wie schon oft, wusste der Außenminister seines Vaters Rat: Man fand nach einigen Monaten eine politisch korrekte Lösung.

Der nach der Generalüberholung wie neu aussehende, rot leuchtende und jetzt sogar schneller als je zuvor fahrende Zug bringt inzwischen die Lieblingsfrauen des Scheich-Juniors die 117 km vom Palast in der Hauptstadt ans Meer und abends zurück.

Meist singen die Frauen die ganze Zeit. Alle lieben den schönen Zug. In letzter Zeit schnauft der Zug mit seiner Lok immer stärker und lauter. Das mögen die Leute und auch die Scheich-Familie. Und der Zug träumt immer noch von seinem Berg.

Natürlich war für ihn der Gedanke nahe liegend, sich den Berg einfach her zu denken und die schon so weit fortgeschrittene Bohrarbeit am Tunnel fortzusetzen. Aber ihr könnt euch die Belastung in der dortigen Hitze vielleicht nicht richtig vorstellen: Kein Mensch kann bei 50 Grad Hitze angestrengt denken, nicht mal der Außenminister.

Eines Tages warf der Zug, als er sich der Endstation am Meer näherte, aus irgendeinem bisher unerforschten Grund alle bisherigen sehnsüchtigen Gedanken aus dem Führerstand der Lok, einfach hinaus in den Wüstensand.

Einige Mitfahrende, die ganz vorn saßen, hörten, wie er sagte: „Ich möchte nur noch eintauchen ins Meer, in die wundervolle Kühle, hinab tauchen zu den Korallenbänken, möchte den vorbei ziehenden Fischschwärmen zuschauen und ihnen nachträumen. Ja, das will ich jetzt“.

Das sagte der Lokführer mit fester Stimme.



Paul Friedr. Meyerheim: Bau einer Lok bei Borsig, 1876 (die Katze wird doch keine Industrie-Spionin sein?)

Alle Mitreisenden schauten besorgt aus den Zugfenstern und erkannten die Gefahr für sie. Und dann fuhr der Zug sehr langsam an der Endstation vorbei, so dass alle Fahrgäste noch rechtzeitig abspringen konnten. Der Zug rollte aber

weiter — ein bisschen nach links und dann über eine Weiche nach rechts – es ruckelte etwas und dann ging es hinunter und ins Meer hinaus.

Das Meer hatte Platz genug für den ganzen Zug. „Hallo Zug, komm doch näher; hier bist du richtig, fahr nur immer weiter geradeaus ...“



Über dem letzten Wagen schlugen die Wellen blubbernd zusammen. Eine Weile sah man noch das rote Schlusslicht aus der Tiefe leuchten, aber immer schwächer. ♦

Ihr habt richtig erkannt: Dies war das Ende der Geschichte. Erst einmal. Und so ganz anders, als wir alle es erwartet haben.

Ihr könnt die Bilder, die ihr jetzt noch im Kopf habt, farbig zeichnen – die Bahnstrecke, den Berg, den angefangenen Tunnel, auch von der anderen Bergseite her, die Reparaturarbeiten an der Lok, die Lokhalle, den neuen roten Anstrich, den Besuch des Scheich-Sohns mit seinem Gefolge, die Wüstenstrecke vom Palast zum Meer, den Palast mit seinen Palmengärten, das prächtige Sommerhaus, die im Wüstensand liegen gebliebenen Luxusautos, die fröhlichen Lieblingsfrauen, und dann, wie der Zug ins Meer fährt und hinab taucht. Und dann soll wirklich alles zu Ende sein?

Nun, es liegt auch an euch, ob es nicht irgendwann, irgendwie ... na, ihr wisst schon ... Und der Zug sowieso, dieser alte Träumer ...

(Wenn ich diese Geschichte irgendwo oder im Radio vorlese, habe ich gern 10, 12 Kinder bei mir. Wenn ich ihnen ein Zeichen gebe, machen sie im Hintergrund leise Bohrgeräusche (rrrrrrr) und Zugfahrgeräusche — tsch, tsch, tsch, so ähnlich, erst langsam, dann schneller werdend.

Und wenn der Zug pfeift — aber das könnt ihr euch ja denken. Und wenn die Lieblingsfrauen des Scheich-Sohnes im Zug singen, summen die Kinder ganz leise und süß mit.

Als der Zug schließlich blubbernd im Meer versinkt — hört man das natürlich auch. Und zwischendurch hört man an den richtigen Stellen für winzige Sekunden fern im Hintergrund Bahnarbeiter, eine Besuchergruppe mit dem Bürgermeister, die Scheich-Familie und einige Mitfahrende. Geübt werden muss das besser ein paar Mal, aber dann geht es ganz gut.

Große können das natürlich auch mal üben, zum Beispiel, wenn sie beim Zahnarzt im Wartezimmer sitzen. Sehr gut auch beim Fahren in einem richtigen Zug ... Und wenn Leute komisch gucken, lässt sie die Geräusche mitmachen, ihr wisst ja wie ... ♦♦

Der Gaukler



Der niederländische Maler Hieronymus Bosch (1450-1516) hat diese Bildgeschichte gemalt. Gaukler zogen über die Dörfer und Städte und machten den Leuten Kunststücke vor; oft waren es Taschenspieler-Tricks. Sie zogen ihnen dabei im übertragenen Sinn Geld aus der Tasche. Andere machten das auch, sogar unter den Zuschauern, aber viel direkter. Leute, die uns Geld aus der Tasche ziehen, nennen wir heute nicht mehr Gaukler, viele nennen ihren Job heute englisch-klingend, das soll uns weismachen, dass sie sehr schlau und sogar klug sind.

Übrigens, wenn seine Tricks nicht mehr gut ankommen, stellt der Gaukler seine beiden Tiere auf den Tisch: Mit einem raffinierten Appell an die „Tierliebe“ fängt er dann viele Zuschauer; denn damit hat er immer Glück.

Wie findest du es, dass wir weit mehr Geld für teures Tierfutter und für Luxusartikel für Katzen und Hunde und weiße Ratten ausgeben als zum Beispiel für die Rettung von hungernden Kindern?



Gabriel Cornelius von Max (1840-1915): Affen als Kunstkritiker

Der damals sehr bekannte Münchner Maler hatte sich über abfällige Ausstellungsberichte in den Zeitungen geärgert, manchmal, weil er die Kritiker einfach zu blöd fand. Dies war wohl seine „Rache“.

Erich Kästner: Zum neuen Jahr

„Wird`s besser? Wird`s schlimmer?“

fragt man alljährlich.

Seien wir ehrlich:

Leben ist immer

lebensgefährlich.

Denke im Unglück daran:

Wenn ein Ast bricht,

schlägt der Baum neu aus,

solange er Lebenssaft hat. *Chinesisch*



Die „Melancholie“ von Albrecht Dürer, 1514

Diese Schöne gilt als Symbol der Schwermut. Finde heraus, ob das stimmt. Was sagen dir ihre Augen, ihr Blick, ihre nachdenkliche Haltung? Sie hat wie ein Engel Flügel, sie sehen stark aus. Die prachtvolle Kleidung ist vielleicht unpraktisch, zeigt aber, dass sie irgendeinen irdischen Auftrag hat, der ihr

ganz schön zu schaffen macht. Gepolsterte Schuhe sind nützlich, aber warum trägt sie einen Ehrenkranz?

Sie ist von Geräten und Erzeugnissen von mehreren Berufen, Künstlern und Wissenschaftlern umgeben, aber liegen und hängen die wie griffbereit dort? Ist sie allein? Wer ist bei ihr? Hat man je einen Engel mit Hund gesehen? Sieht es so aus, als wenn der Hund sie schon länger kennt?

Geflügelte Engel kommen nach unserer Vorstellung vom Himmel. Aber siehst du nicht irgendwo ein Boot und in der Ferne eine offensichtlich bevölkerte Insel?

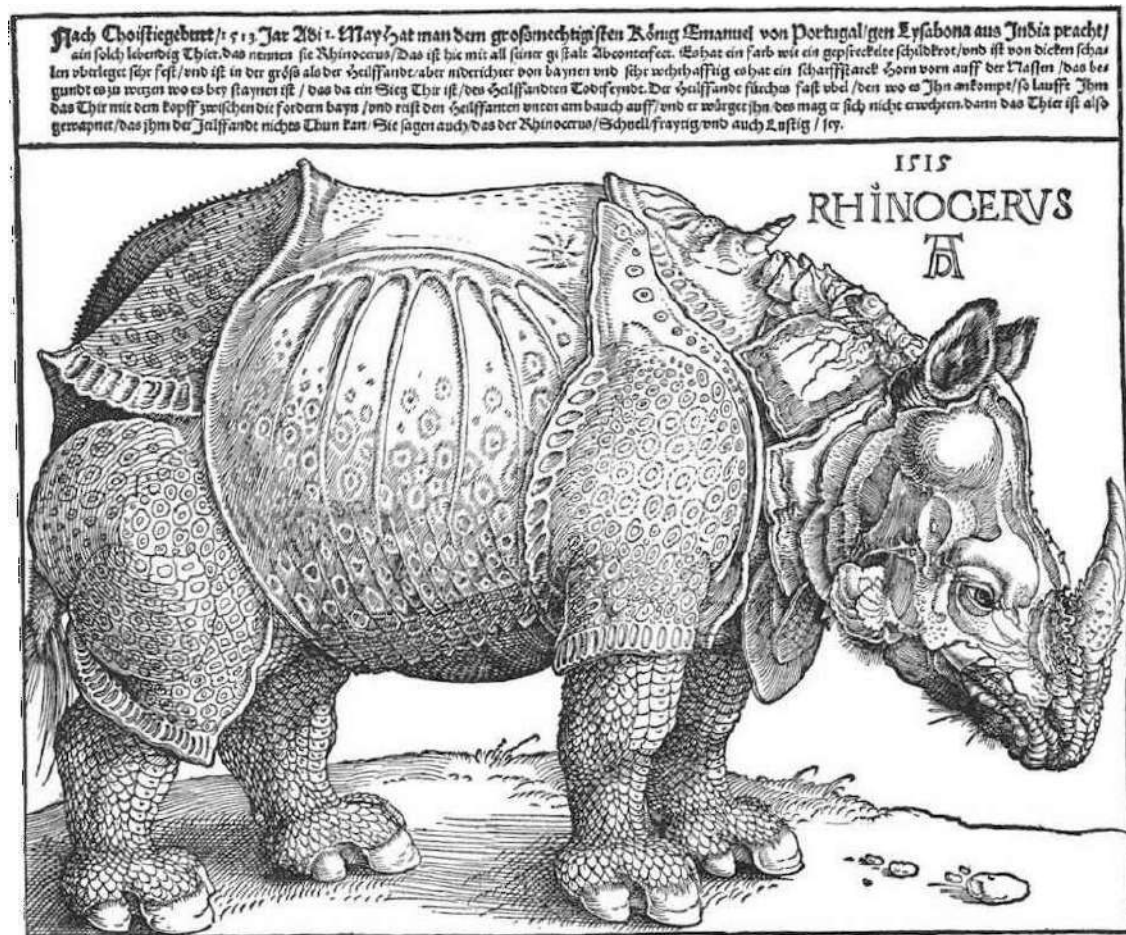
Wir wissen inzwischen, dass der Nürnberger Maler Albrecht Dürer vom Tod seiner Mutter sehr erschüttert war, und noch als er dieses Bild malte. Seine Mutter hat er übrigens auch in mehreren Lebensjahren gezeichnet und gemalt:



Das Dunkelste haben Forscher herausgefunden: Das Zahlenspiel lässt sich in mehrere Richtungen lesen und zusammenzählen: Die Mittelreihen zeigen den Todestag seiner Mutter, den 17. Mai 1514; $3 + 2 =$ der Monat, $10 + 7$ oder $11 + 6 =$ der Tag, 1514 das Jahr.

Die Szene wird überstrahlt vom strahlenden Licht der Sonne über dem Meer und vom Regenbogen. Passt die Überschrift, die eine übergroße Fledermaus hochhält, wirklich? – was ist stärker: die Gleichgültigkeit, die Besonnenheit, die Schwermut oder die Hoffnung? Was bedeutet der Regenbogen?

Welche Bewegungen traust du der Engelfrau als nächstes zu? Ob du in einigen Jahren zu einer ganz anderen Meinung kommst?



Rhinozeros von Albrecht Dürer

Das Rhino fragt nach Hundertsiebzehn Kloß'
„Wann geht das Fressen endlich los?“

Lustiges Festfressen der Tiere

sehr frei nach Karl Valentins „Maskenball der Tiere“
von Helmut W. Brinks. Die Melodie zu diesen Versen
kannst du leicht selbst erfinden.

Die Tiere auf der Erde all,
feiern auch mal Karneval.
Tilla, die Wasserschildkröte
bläst lautstark die Trompete.
Die immer lustigen Läuse
machen ein schrilles Gesäuse.
Die schön dicke Hummel
erfindet ein neues Gebrummel.

Im Festanzug der Pinguin
versucht sich auf der Violin.
Hört ihr die schöne Flöte?
Das ist Dickbauch, unsere Kröte.

Der buntgefärbte Marabu
gibt beim Konzert den Takt dazu.
Der fettige Glitscher-Aal
schwänzelt durch den ganzen Saal.

Im neuen Pelz der Leopard,
hat lang auf seine Frau gewart´.
Der langbeinige Flamingo
sucht einen Platz sich irgendwo.

Und guckt mal an, der schlaue Esel,
setzt sich in einen weichen Sessel.
Der weiße und der schwarze Schwan
sehn sich so gern im Spiegel an.

Das Pferd im Nil, des Niles Pferd,
findet alles ganz verkehrt.
Ist hier im Saal das einz´ge Schwein
heute nur das Warzenschwein?

Dem Büffel zwinkert die Büffelkuh
schelmisch mit dem Auge zu.
Der sonst so tapsige Elefant
ist heute eher elegant.

Der flinke Feuersalamander
sagt: Fliegt ihr nur. Ich wander´.
Und seht einmal die Fliege
macht wieder mal „die Fliege“.

Der zahlenverrückte Papagei
schreit ganz begeistert: Eins-elf-drei.
Zum Kaninchen sagt der schwarze Panter
(bevor er´s frisst): „Ich bin dein Verwandter“.

Die ewig schnatternden Störche
verkleiden sich diesmal als Mörche
(Verzeihung: als Mönche. Aber es muss sich ja reimen).
Mit Familienkarte für Zwölfe
kommen im Rudel die Wölfe.



Sir Edwin Landseer: Theaterspiel

Das schlecht gelaunte Löwentier
findet es viel zu laut heut hier.
Aber sieh mal an, die Wanzen
fangen an zu tanzen.

Der beschwipste Adler
versucht einen Schuhplattler.
Die kletterfreudige Ameisenschar
kraut allen den Rücken ganz wunderbar.

Ganz plötzlich wird es still im Saal,
sie futtern jetzt alle erst einmal.
Ein etwas blöder Rabe,
schlürft Suppe von der Gabel.

Am Koch rächt sich der Jaguar,
er fand in seiner Suppe ein Haar.
Die hinterlistige Giraffe
nimmt Frikadellchen als Waffe.

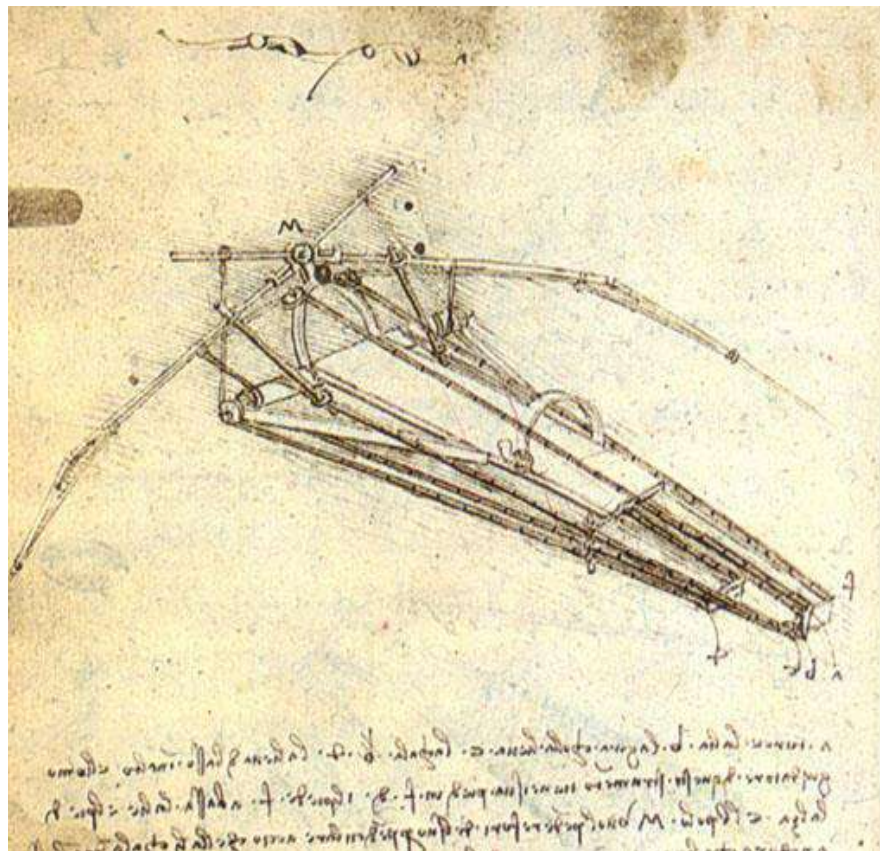
Das flitschige Eichdachsels
knabbert am Schweinshaxl.
Wie oft schon sagt sehr bald das Gnu:
Leute, ich hab schon g'nu.

Der vorher schon satte Auerochs
fragt in die Runde: „He, wer mog's?“
Unsicher fragt das Dromedar:
„Ob ich schon früher mal hier war?“

Das Lama spuckt, so gut es kann
und es erwischt sie alle dann.
Dass dies ein feines Essen war,
wird allen Tieren am Ende klar.

Und hämisch fragt das Chamäleon:
„Der Bauch tut euch weh?
Das habt ihr davon.“

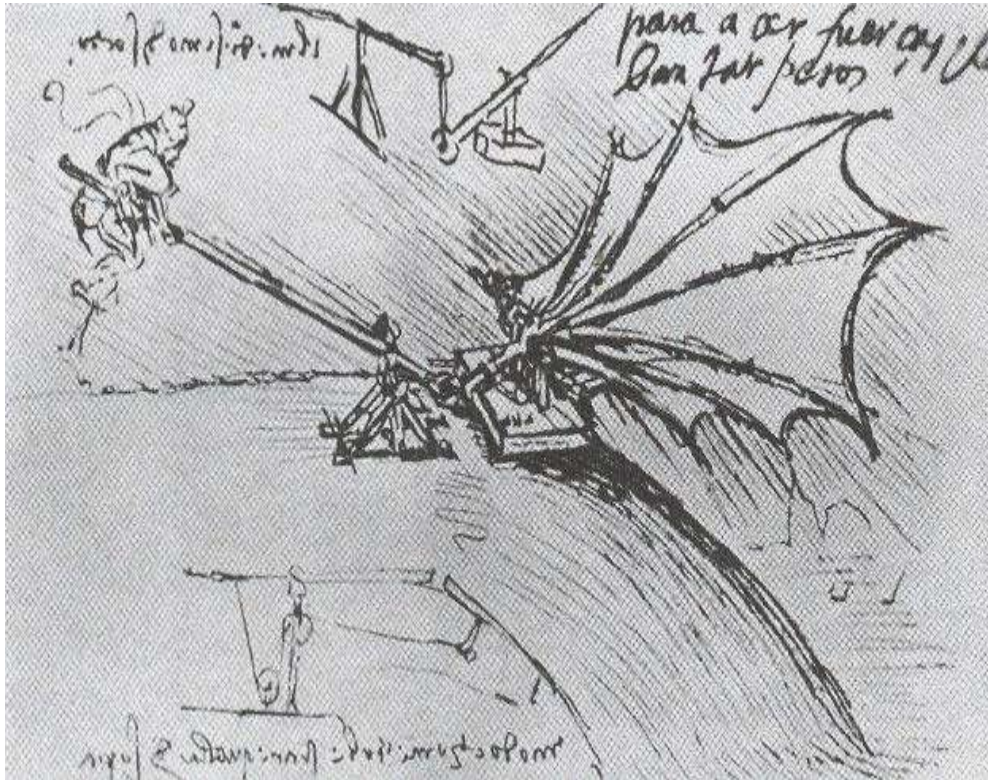
Der uralte Traum vom Fliegen

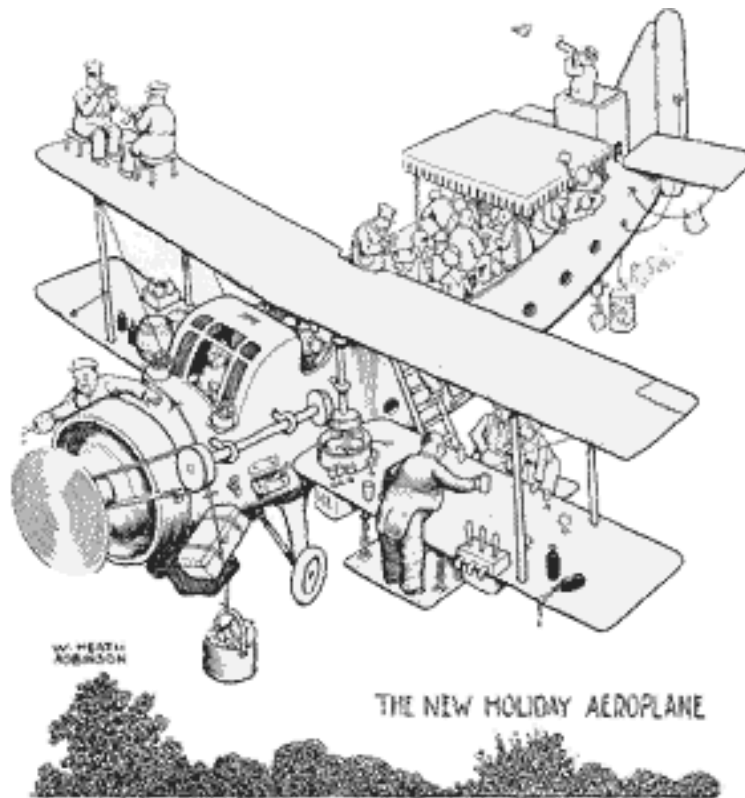


Leonardo da Vinci hatte vor 500 Jahren die Vision von einem Fluggerät. Erst 1891 flog Otto Lilienthal ein Stück durch die Luft (er fliegt als Gag auf unserem Titelblatt) Konstrukteure brauchten nach ihm noch zwanzig Jahre, bis ein Flugzeug flog. Es war ein langer Weg. Aber jetzt wird es schneller gehen. In noch mal 500 Jahren werden die Menschen auch über unsere Super-Fluggeräte lachen – und staunen, wie diese Entwicklung einmal angefangen hat.

Übrigens: Es ist ein uralter Traum der Menschen, endlich einmal fliegen zu können. Was wir (außer in unseren Träumen) bisher geschafft haben, ist, dass wir **geflogen werden** können. Ist uns nicht jeder Spatz überlegen?

Maurice





William Heath Robinson (1872-1944): Der Ferienflieger

Flugübungen für Bodenpersonal von Tim & Sandra

Leute, der Tag war hart, jetzt wird eine Entspannungsübung nötig.

Einiges musst du noch vorbereiten: Fenster öffnen, dicke Sachen und Schuhe ausziehen, Fernseher, Radio und andere Musikgeräte ausschalten, wenn nötig, etwas Platz schaffen für einen kleinen Rundflug im Zimmer. Sag deinen engsten Mitmenschen Bescheid, dass du in der nächsten Viertelstunde keine Störung gebrauchen kannst und möglichst auch keine Zuschauer.

Los geht's:

1 Minute auf der Stelle laufen, ja, überleg nicht so lange, lauf dann nur auf den Zehen,
dann nur auf den Hacken —
das jetzt im einer kleinen Runde.

Nach sechs Runden: die Richtung wechseln
und schneller werden.

Stehen bleiben.

Knie abwechselnd hochziehen (wie ein Storch)

Hüpfen, dabei nach links und rechts drehen,
zuletzt im Kreis.

Arme und Beine ausschütteln wie auf einem Schüttelrost,
auch den Bauch und den Po mit ausschütteln, den ganzen Körper bis zu den
oberen Backen.

Noch einmal jeden Arm und jedes Bein extra.

Mach einen „Hampelmann“:

Abwechselnd und ruckartig die Arme seitlich hoch recken
und strecken
und Beine grätschen.

Mit eingeknickten krummen Beinen seitwärts stehen.

Mit den Beinen seitwärts abstoßen,
dann schwenken (eins ist immer in der Luft).

Grundstellung. Streng dich an: Du musst drei Zentimeter größer werden.
Wie? Aus dem Oberkörper und aus dem Hals heraus nach oben. Versuch
es! Es geht bei allen. Los!

Versuche es noch vier Mal (und wiederhole es tagsüber oft zwischendurch).

Es kommen bald kältere Tage, lasst uns auf Vorrat Brennholz spalten:
Die Beine nicht zu weit grätschen, Hände verschränken und hoch über dem
Kopf halten, etwas auf den Zehen wippen, mit einem lauten „Hach“
die Arme runter schlagen und dabei tief runtergehen.

Dasselbe noch einmal mit großem Schwung und lautem „Hach“.

Rundum boxen, in alle Richtungen, auch nach oben und unten. Stell dir
ruhig vor, dass da schlimme Kerle stehen ...

Noch einmal, aber diesmal mit ganz kleinen, schnellen Schritten im Kreis
laufen —

Richtung wechseln — alles noch einmal beides, aber sehr schräg.

Eine Lande-Übung: Absprung simulieren:

Mit beiden Beinen, leicht geknickt, zugleich nach einem kleinen Sprung
unten ankommen.

Dasselbe mit dem linken Bein (Fuß) zuerst landen, dann mit dem rechten
zuerst, noch einmal mit beiden zugleich.

Weil sich die Fallschirm-Seile beim Landen um deine Füße gewickelt haben:
fünf- oder sechs Mal herum hüpfen und sie abschütteln,
dann vor dem Bauch den Riesenfallschirm zusammenwickeln und im hohen
Bogen in die Büsche werfen.

Das war die Vorübung.

Nimm die Grundstellung. Fertig zum Start?

Nein, das wäre zu früh — du bist noch nicht fit genug.

Stell dich gerade hin, am besten auf einen Teppich, atme ruhig, noch ruhiger, lass die Arme schlaff herunterhängen, ganz locker ...

lass dich jetzt ohne Hilfe der Hände auf die Knie herunter.

Wippe mit dem Oberkörper etwas nach hinten, noch ein paar Mal, schau dabei zur Decke.

Versuche, ohne Abstützen mit den Händen, wieder aufzustehen.

Schwinge abwechselnd (nur) mit den Schultern nach hinten und wieder nach vorn: soweit es jeweils geht.

Bei derselben Übung geht jetzt der Kopf jeweils mit in eine Richtung, einige Male, dann winkle die Arme ein und lass sie mitschwingen.

Zuletzt alles noch einmal „in Zeitlupe“.

Ausschütteln wie auf einem Schüttelrost: von oben bis unten.

Linken Arm nach hinten schwingen und nach vorn.

Der rechte Arm wird neidisch, lass ihn mitmachen. Wenn einer oben ist, soll der andere unten sein.

Und: schneller werden, viel schneller, wie ein Windrad zur Stromerzeugung. Dasselbe mit tief gebeugtem Rumpf.

Grundstellung. Stemme mit gespielter großer Anstrengung eine Fahrstuhltüre mit beiden Armen gleichzeitig seitlich auf und verhindere dann mit Kraft, dass sie sich wieder schließt. Einige Male.

Kannst du dir einen Speise- oder Gepäckaufzug vorstellen? Dessen Verschlusssteile musst du nach oben und unten aufdrücken – und das Zuklappen verhindern.

Jetzt will dich ein Hubschrauber retten und lässt über dir eine Strickleiter herunter, leider ein bisschen zu kurz – du musst dich sehr strecken.

Zieh dich dann an den Leitersprossen langsam hoch.

Noch einmal: Grundstellung.

Zehn Mal auf der Stelle hoch springen.

Dreh dich dabei links und rechts herum. Tief durchatmen, noch tiefer und länger die Luft anhalten und wieder ausatmen, bis es nicht mehr geht.

Jetzt wird es ernst, Freunde. Zieh den Rucksack mit dem Fallschirm über.

Du bist am Rand des Flugfeldes. Du bist in einer einmotorigen Sportmaschine (Sondermodell der „Tessa 10.30 HL“); sie ist vollgetankt. Du hast mit ihr eine Reichweite von gut 600 km Luftlinie! Aber so weit wirst du heute noch nicht fliegen — zur Übung genügt ein kleiner Rundflug über die Dächer. Du hast doch keine Flugangst?

Startposition einnehmen. Achtung: Arme ausbreiten und jetzt die ganze Zeit steif seitlich halten.

Lass den Motor an. Das muss man hören.

Nein, mach nicht so einen hellen Sound; das klingt ja, als wenn der Mechaniker vergessen hätte, Motoröl nachzufüllen.

Also etwas tieferes Motorengeräusch bitte.

Achte auf ein ruhiges Laufgeräusch.

Und ärgere dich nicht, wenn der Motor absäuft; er lief vielleicht zu schnell. Lass ihn noch mal an.

Denk dran: wenn du das Motorengeräusch selber machst, sparst du viel Sprit und kannst weiter fliegen, später, wenn du oben bist.

Löse die Bremse und fliege vorsichtig los, einfach im Kreis.

Nicht zu schnell! Nur höchstens einen Meter über den Boden. Bis du deine Maschine gut beherrschst.

Wechsle die Richtung. Achte auf das ruhige Motorengeräusch.

Achtung, jetzt kannst du eine ACHT fliegen — und das ist jetzt schon Kunstflug. Das kannst du also auch schon.

Deine Tragflächen sind immer gerade ausgebreitet, auch wenn du in eine Kurve gehst.

Übe noch, über kleine Hügel zu fliegen — und dann gleich wieder runter.

Also ich finde: für den Anfang war das schon ganz vorzeigbar.

Bremse langsam ab, noch langsamer.

Such dir schon mal einen Landeplatz aus, besser nicht in den Baumkronen. Eine schöne Wiese oder ein weicher Teppich wären wunderbar.

Stell den Motor ab und gleite noch ein paar Runden, gehe dabei immer etwas tiefer.

Und dann lege eine weiche Bauchlandung hin.

Bist du ein bisschen schwindlig? Oder brummt dein Kopf noch? Gönn dir eine Pause.

Ahnst du, dass du selbst abheben und fliegen kannst — klar, in Gedanken erst einmal, aber das ist trotzdem sehr schön ...

Diese Übung kannst du jeden Tag etwas abwandeln. Pflege den Motor liebevoll. Und übe fleißig! Guten Flug!

Wir Flieger wünschen uns immer „Hals- und Beinbruch!“ Das ist natürlich nicht so gemeint.

Wenn du Höhenangst bekommst, denke einfach an die grimmige alte Fliegerweisheit: „Runter kommen alle.“



Vorsicht! Lande nie auf einem Markt!

Joachim Ringelnatz: Bumerang

War einmal ein Bumerang;
War ein Weniges zu lang.
Bumerang flog ein Stück,
Aber kam nicht mehr zurück.
Publikum — noch stundenlang —
Wartete auf Bumerang.

So erwachen Piloten.

(Du wirst einiges aushalten müssen, aber das wirft dich nicht um.)

Noch im Bett: Rückenlage

Rücken und Becken hin- und herschieben
Becken nicht zu wenig heben und 5 x nach rechts rollen **Pause**
5 x nach links
Radfahren mit Beinen und Armen zugleich vorwärts
Radfahren rückwärts
Ohne Abstützen nach vorn beugen:
Hände bis an die Zehen strecken.
Richtig kräftig: Gähnen.
Beide Fäuste anspannen bis es nicht stärker geht
Sehr, sehr langsam öffnen
Beides wiederholen **Pause**
Hinterbacken anspannen bis es nicht stärker geht.
5 Atemzüge aushalten
Sehr, sehr langsam „zerfließen“ **Pause**
Anspannen wiederholen, aushalten, lösen.

Gesichtsgymnastik – Gesichtsmuskeltraining:

Kreisförmige Bewegungen von Lippen, Kinn, Backen, Nase –
nach links
Ausprobieren, welche Arten noch möglich sind, dann
Kreisbewegung nach rechts.

Handbewegungen:

Mit allen Fingern wie mit Kastagnetten schnippen – am besten nach einer
Melodie, die dir dabei einfällt —
Finger mit schnellen Bewegungen Theater spielen lassen
Aus den lose geballten Fäusten je einen Finger nach dem anderen strecken
Dasselbe mit Rückwärtsbewegung zur Faust hin.
3 mal tief ein- und ausatmen

Vorteile festhalten:

Schon beim Frühstück und gleich danach:
Schreibe auf, was du alles gut findest – in deinem Leben, im Zusammen-
leben mit anderen, in deiner Umgebung.
Auf zwanzig Punkte musst du auf Anhieb kommen, notfalls darfst du
anfangs etwas übertreiben, und wenn es ganz schwer für dich wird, stell dir
vor, dass du für jeden Begriff, den du aufschreibst, zwanzig Euro bekommst.
Dann wird es gehen.

Dies ist nicht nur eine Übung für den Tag; sie kann dir lebenslang nützlich
sein. Wenn es nötig wird, kannst du die Belohnungen wertvoller machen.

Nach einigem Training dieser mehr geistigen Art, versuche etwas noch Schwereres: Wem könntest du heute eine Freude machen?

Wenn dir nur zwei, drei Menschen einfallen, versuche mal, herauszufinden, ob und wie viel Wahrheit hinter diesem Satz stehen: „Dein Lächeln kann Wunder tun“.



Fig. 194.—Whale-fishing.—Fac-simile of a Woodcut in the “Cosmographie Universelle” of Thevet, in folio: Paris, 1574.

Walfang. Faksimile eines Holzschnitts, Paris 1574

Walfang war schon im 16. Jahrhundert ein zweifelhafter Triumph der Menschheit über das gewaltige Tier. Müssen wir hinnehmen, dass einige Länder diese Säugetiere nahezu ausrotten – nur um ihr Fleisch und ihr Fett zu verkaufen? Sie behaupten sogar dreist, dass sie die Tiere nur zu Forschungszwecken fangen. Schau im Internet nach, was dort über Walfang, über die Bedrohung der Tierwelt und über Wal-Schützer zu finden ist.

Überlebenstraining für nervenstarke Testpiloten

Das kann dir leicht passieren: Deine Fähre fährt über ein Felsenriff, das reißt sie an der Planke auf und innerhalb von Minuten sinkt das Schiff. Die

Rettungsboote sind nicht loszukriegen; alle dreihundertvierundsiebzig Passagiere springen ins Wasser, du auch. Dummerweise springt dir ein schwergewichtiger Mann ins Kreuz. Du wirst ohnmächtig.

Zum Glück liegst du auf einer Art Tischplatte. In dem lausig kalten Wasser wachst du nach vielleicht zwei Stunden wieder auf und siehst dich um. In der Ferne siehst du den Fischkutter abtuckern, der wahrscheinlich die letzten Überlebenden aufgefischt hat. Sie haben dich übersehen. Mit dir hat offensichtlich keiner mehr gerechnet.

Was jetzt? Willst du meine Meinung hören? Einfach wird das nicht, aber das haben andere auch schon überlebt. Wichtig ist, dass du einen entschlossenen Überlebenswillen hast und: dass du ziemlich fit bist. Schwimmen kannst du hoffentlich, sonst dauert alles länger.

Irgendwann treibst du auf eine kleine Insel zu. Was erwartet dich? Gastfreundliche Menschen? Kannibalen? Oder leben hier keine Menschen? Nur Raubtiere?

Dieses alles kannst du auch erleben, wenn dein Flugzeug überm Meer abstürzt. Oder, das ist auch nicht lustig: Wenn dich eine Lawine erwischt.

Also übe es besser: Das Überleben.

von John

Fang mit der Lawine an. Schneemassen liegen über dir. Baummäste haben dir die Beine umgeknickt. Die Skier haben sich hoffentlich gelöst, aber sie sind zu weit unten. Kannst du erkennen, wo es heller, wo also oben ist? Wichtig ist jetzt ein Luftloch, erst mal um deinen Kopf herum. Mit deinem Atem bringst du ein bisschen Schnee zum Schmelzen. Finde heraus, in welche Richtung die Tropfen fallen: die Gegenrichtung ist „oben“.

Wenn dir das mit dem Atem zu unsicher ist, versuche zu pinkeln, notfalls sogar durch die Hose — es geht ums Überleben! Wohin geht die Schwerkraft? Kannst du Schnee wegbuddeln? Erreichst du deinen Skistock und kannst du ihn nach oben durchstoßen?

Leicht geht das nicht, denn der Schnee auf dir ist wie festgepresst und vielleicht liegt irgendwas Schweres im Weg. Versuche es zu umgehen. Wenn du ein Luftloch geschafft hast, mach eine kleine Pause. Mach das Luftloch größer und grabe dich nach oben. Klar, deine Finger drohen zu erfrieren, aber durch die Buddelbewegungen werden sie durchblutet.

Hab Geduld! Frühestens in zwei Stunden bist du frei – wenn du durchhältst und dich nicht darauf verlässt, dass ein Bernhardiner dich von oben freikratzt.

Wenn es langweilig wird, versuch mal zu singen — selbst erfundene Texte und Melodien, das hört ja kein anderer. Du kannst auch eine Rede halten, in einem brennenden Kaufhaus, vor einer Mädchenklasse im Kunstunterricht, in einer Fortbildung für Polizisten oder vor einem Schwurgericht, das droht, dich zu verurteilen ... Und schlafe lieber nicht ein. Du könntest vorbeilaufende Skifahrer überhören.

Ausdauertraining

von Niklas

An Testpiloten werden besondere Ansprüche gestellt. Technisches Verständnis ist selbstverständlich; sie müssen mehr können, zum Beispiel improvisieren. Die Kunst bewährt sich nämlich im Einfachen. Große Forscher und Erfinder hatten als wichtigstes Kapital Einfallsreichtum und Geduld. Und den unbändigen Willen, eine Idee umzusetzen.

Einiges kannst du üben. Fit sein ist ein Bestandteil. Ich rate dir dieses Dauertraining, das du völlig frei gestalten kannst, vor allem in kleinen Schritten und erst nach drei, vier Wochen als Dreifach-SportlerIN: Radfahren, Schwimmen und Laufen. Die Zeit ist längst nicht so wichtig wie die Ausdauer. Auch die Reihenfolge kannst du nach deinen Möglichkeiten einrichten. Dein Ziel beim Radfahren sollten 30 km werden, beim Schwimmen 30 Minuten und beim Laufen (Joggen) 10 km. Nach drei Jahren wirst du dir andere Ziele geben.

Gert Zielke: Biathlon

Der Biathlet zum Schießstand geht.
Dort trifft er meist daneben.
So ist das Leben eben.

Gedanken bewegen (gerne auf Umwegen)

vom Team von vorhin

- Finger bewegen: lange einzeln – besonders langsam, schneller werdend, rasend schnell. Dann handweise, schließlich beide Hände: in eine Richtung, wechseln, gegenläufig.
- Fingerkuppen jeweils auf der Daumenkuppe kreisen: massierend.
- Klavierspielen, langsam, schneller werdend.
- Hände reiben, bis zum Handgelenk: zwei Minuten lang.
- Beifall klatschen: im Rhythmus.
- Pizzateig kneten.

- Greifen, zufassen.
- Hände und Arme auf und ab heben: langsam, melodisch.
- Schütteln aus dem Handgelenk.
- Wegschubsen mit Ruck.
- Den ganzen Körper ausschütteln. Noch einmal: kräftiger.
- Fliegen im Raum (das kannst du schon).
- Schmetterling.
- Faust ballen.
- Schlagzeug spielen.
- Auf Opas Schreibmaschine tippen (10-Finger-System!).
- Einen Packen Geldscheine schnell zählen.
- Mit dem Mund formen: Ein A, O, U, I, P, 8.
- Gesichtsmuskeln: Mundpartie rollen: links herum, rechts.
- Augendrehen in alle Richtungen.
- Mit einem Daumnagel die Spitze des kleinen Fingers der anderen Hand einen Atemzug lang fest drücken (für Chinesen ist dies eine „überschlagende Welle“).
- Mit dem rechten Daumen das weiche „Dreieck“ zwischen linkem Daumen und Handfläche drei Atemzüge lang leicht drücken, besser mit geschlossenen Augen, dann für ein Atemholen lang den Druck langsam mindern, dann wieder
- langsam drücken – etwas fester als zu Beginn: fünf Atemzüge lang. Kleine Pause, dann Wechsel der Hände. (Chinesen nennen es „die Talsenke“.)
- Knie anziehen; eine Hand breit und seitlich unter den Knien, oben im weichen Bereich mit beiden Zeigefingern zugleich leicht drücken – bis zu zwanzig Atemzüge lang. Für Chinesen ist dieses Ziel „der göttliche Gleichmut“. Und sie haben immerhin mindestens drei Tausend Jahre Erfahrung mit ihren Übungen. Wandle sie ab, mach dir ein eigenes Programm, bring deine Gedanken darauf, dass sie fliegen können.
- Finger extrem spreizen.
- Beifall klatschen: erst zögernd, dann heftiger, dann ganz ausflippend.

Power-Training: Sprachkünstler

Dass wir alle außer Hochdeutsch und außer unserer wunderbaren heimatlichen Mundart mindestens noch Englisch lernen müssen, weiß jeder. Du wirst merken, dass es auch sinnvoll ist, an die 200 Worte Französisch und vielleicht 50 — 76 Worte Italienisch auswendig zu lernen – das wären Mindestmengen, auf denen sich einigermaßen aufbauen lässt. Wenn du

eine Sprachbegabung an dir entdeckst, wird sich später Russisch, Arabisch, Japanisch und Chinesisch gern in deinem Kopf ansiedeln.

Das Folgende ist in keiner bestimmten Sprache geschrieben und trotzdem kannst du sie lesen und verstehen, nach und nach jedenfalls. Versuche es. Versuche herauszufinden, was ein Befehl für Soldaten sein könnte, was eher ein Liebesgedicht und was sieht für dich aus wie ein ... (aber ich will nicht zu viel verraten).

Olz, olz!

Ging, ging, aldo mocho,
andakormi zuabol:
ging, ging, felda pocho,
vilahonta tua ssol.

Tuun, tuun, assa tanga,
pin lagerno in aldan.
Tuun, tuun, bolsalanga
cinteremi wingersan.

Mor, mor tandadorma,
glussa in ta-iladmi:
mor, mor, genga forma:
tinsgeduchet antrebih.

Olz, olz, geol pinske,
lenag derpe tunochin:
olz, olz, gleocinsce,
mulizamke pelosin.

Auch wenn du anfangs stotterst, übe es, nicht nur fließend zu sprechen, sondern ausdrucksvoll, mit zum Teil ganz unterschiedlichen Gefühlen und ja nicht heruntergeleiert (das kann schließlich jedeR).

Tubgev agelle gan

Rudoc sak da nolgennis,
tubgev agelle gan.
Minta rosbaalve sonzu,
zei hags, zei non karthan.

Rudok sak toajinwe;
quinbels da lipa minc,
safezza kley ruglande –
zei pelx, zei non lassingk.

Muk tember lai

Su mok veleda vein,
asse degelke mojatehn:
cer makinos lagein,
tubilk an verge ochabehn.

Muk tember lai,
muk bolda rent,
ak olden bei,
ak tejen tent.

Nej warelans,
nej baldagin,
oc algenbans,
oc kranagin.

Goli vor lewe hong
antri genefe tal –
gor onke lewe tong
ze tridiale sal.

(© Helmut W. Brinks)



Sir Edwin Landseer: Ende einer Nordlandfahrt, 1841

Was ist eigentlich eine *Satire*? Ein Spaß mit Hintersinn? Macht sich einer lustig über uns oder über andere? Und wenn: Hat er ein bisschen recht? Muss Satire nicht immer übertreiben, wenn sie auffallen will? Oder sollen wir einfach nur darüber lachen?

Geistesblitze von **GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG** (1742-1799),

Göttinger Physiker, Mathematiker, Philosoph und Schriftsteller. Der nach einer Kinderkrankheit klein gebliebene und mit einer stark gekrümmten Wirbelsäule belastete Wissenschaftler und Schriftsteller gilt als Jahrhundert-Genie. Er war ein Meister der Satire und der Geistesblitze. Beispiele:

- Die Menschen, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten.
- **Wir irren alle, aber jeder auf einem anderen Gebiet.**
- Ordnung führt zu allen Tugenden. Aber was führt zu Ordnung?

- Keine Erfindung ist Menschen leichter geworden als die des Himmels.
- **Es ist fast unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemanden den Bart zu sengen.**
- **Wer nur Chemie versteht, versteht auch diese nicht.**
- Ich glaube, dass es weit besser ist, aus sich selbst herauszuholen als aus dem Plato — den könnten wir falsch verstehen.
- **Was auf Shakespearisch in der Welt zu tun war, hat Shakespeare größtenteils getan.**
- Wir fressen einander nicht, wir schlachten uns bloß.
- **Das Wort Schwierigkeit muss gar nicht für einen Menschen von Geist als existent gedacht werden — weg damit.**
- Ein Dachziegel mag (sic!) manches wissen, was der Schornsteinfeger nicht weiß.
- Die Fliege, die nicht geklappt sein will, setzt sich am sichersten auf die Klappe selbst.
- Ich fürchte, unsere allzu sorgfältige Erziehung liefert uns nur Zwergobst.
- Es gibt Leute, die glauben, alles wäre vernünftig, was man mit einem ernsthaften Gesicht tut.
- **Ich weiß nicht, ob es besser werden wird, wenn es anders werden wird: aber soviel ist gewiss, dass es anders werden muss, wenn es gut werden soll.**
- Vom Wahrsagen lässt sich's wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen.
- Dass in der Kirche gepredigt wird, macht deshalb den Blitzableiter auf ihr nicht unnötig.
- Da liegen nun die Kartoffeln, und schlafen ihrer Auferstehung entgegen.
- Es regnete so stark, dass alle Schweine rein und alle Menschen dreckig wurden.
- Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?



Georg Christoph Lichtenberg auf dem Göttinger Marktplatz

- Der Mann hatte so viel Verstand, dass er fast zu nichts mehr in der Welt zu gebrauchen war.
- Alles ist sich gleich, ein jeder Teil repräsentiert das Ganze.
- Zweifle an allem wenigstens einmal, und wäre es auch der Satz: zweimal zwei ist vier.
- **Wir sind unglaublich leichtgläubig.**

Laut oder Laura

Ich wäre auch nicht darauf gekommen, dass Laura (das bin ich) und laut einmal Gegensätze werden könnten. Schließlich bin ich laut schreiend auf diese Welt gekommen, ich habe eine besonders kräftige Stimme und ich habe drei Jahre lang ohne Mikrofon in unserer Schul-Band gesungen.

Aber etwas war schon lange anders. Meine Schwestern Mira und Tamara drehen morgens sofort nach dem Erwachen ein Radio an, Uli lässt sich schon zwei Jahre lang von ihrem Player mit ihrem schmalzigen Lieblingslied wecken und mein Bruder Robert hat noch nicht die Augen richtig auf, dann tappt er schon zu seinem Schlagzeug und haut erst mal wild auf alle noch herumschwebenden Nachtgeister ein.

Abgesehen davon, dass wir anderen und natürlich auch meine Eltern diesen herrlichen Höllenlärm Tag für Tag mit gut verstehbaren Worten niedergeschrien haben, konnte ich es mit der Zeit mit zwei selbst gemachten Ohrenstöpseln aus feuchtem Klopapier besser ertragen. Und nicht nur das: Ich verrate dir ein Wunder, das auch andere Experten erlebt haben: In der Stille hört man mehr... Versuche es. Wenn du dir ein paar Minuten Stille stehlen musst: mach es!

„Stolpern fördert.“ (Goethe)

Karina und Jacky bringen dir drei starke Sätze von Johann Wolfgang von Goethe:

„Durch Stolpern kommt man bisweilen weiter, man muss nur nicht fallen und liegen bleiben.“

„Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes, über die jeder Wanderer stolpern muss. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.“

„Auch aus Steinen, die uns in den Weg gelegt werden, kann man noch Häuser bauen.“

Als Edison zum ersten Mal eine funktionierende Glühbirne hergestellt hatte, erzählte er einem Journalisten, dass von seinen zuvor hergestellten 250 Versuchsglühbirnen nicht eine einzige funktioniert hatte: „Aus jedem Fehler habe ich etwas gelernt, das ich beim nächsten Versuch berücksichtigen konnte.“

Jeder weiß heute, dass ohne Fehler keine Entwicklung, kein Lernen möglich ist. Du musst offenbar eine vielleicht schon länger fällige „Auszeit nehmen“ und über das uralte Menschheitsproblem nachdenken: Ist das, was mir anfangs als Last erscheint, als Überforderung und Ungerechtigkeit, vielleicht unvermutet eine Chance, auf Neues zu kommen, auf Wichtigeres?

In Jackys und in meinem Leben hat es einige Male geholfen, darüber nachzudenken (nicht immer freiwillig!), ob wir ohne ein bestimmtes, uns zunächst niederschmetterndes Ereignis, auf ganz andere Möglichkeiten gekommen wären.

Wir haben begonnen zusammenzustellen, auf wen das in der Geschichte alles zutrifft, was Goethe so unwahrscheinlich kurz als seine Lebenserfahrung zusammengefasst hat: Stolpern fördert. In unserem Leben finden wir dafür viel Zutreffendes.

Wir können uns vorstellen, dass dir einige neue Geschichten einfallen – und vielleicht auch Ergänzungen zu den Geschichten, die wir schon für das nächste Buch gespeichert haben.

„Stolpern fördert.“ Auch die Natur macht Sprünge. Und ohne chaotischen Anteil gibt es keine Selbstorganisation. Menschen, die das so sehen, gewinnen immer: Durch eine Niederlage gewinnen wir Lebenserfahrung und Antrieb für bessere Ideen.



Sir Edwin Landseer: Araber im Zelt des Scheichs (Wie viele Tiere siehst du?)

Eigentlich sollten wir unsere persönlichen Pleiten feiern, denn sie machen unser Leben spannend und beweisen, dass wir wachsen. Nur Hindernisse und Widerstände bringen uns voran — manchmal erst im ersten im dritten Anlauf. Umwege erhöhen nicht nur unsere Ortskenntnisse.

Fehler macht jeder. Fast immer ohne Vorwarnung.

Fehler sind nötig, um neue Wege zu erkennen. Das heißt nicht, dass es intelligent wäre, denselben Fehler mehrfach zu machen. Es ist nicht schlimm, einen Fehler zu machen. Es ist nur schlimm, ihn zweimal zu machen. Fehler passieren. Dir, mir, allen.

Umgang mit Fehlern – ein paar Tipps

Fehler bringen Fortschritt. Jeder Fehler, der dir unterläuft, ist eine Chance, dich weiterzuentwickeln und an dir zu arbeiten.

Steh zu deinen Fehlern! Gib Fehler dir und anderen gegenüber früh zu. Diese Offenheit und Ehrlichkeit braucht Mut, aber lohnt sich. Lass uns Nutzen aus unseren Fehlern ziehen.

Lerne auch aus den Fehlern anderer; man muss nicht jeden Fehler selber machen, um daraus zu lernen.



Sir Edwin Landseer: Es sind nur Traum-Szenen

Nur so zum Nachdenken:

Viele Menschen haben gar nicht (oder noch nicht) gelebt und sind uns trotzdem sehr vertraut. Warum? Wieso? Zum Beispiel und zum Ergänzen: Adam und Eva. Moses. Till Eulenspiegel, Baron Münchhausen, Winnetou, Dracula, Harry Potter, Sherlock Holmes, Gandalf, Pumuckl. ... und weitere Figuren aus Märchen, Sagen, Geschichten, Romanen, Filmen, Theaterstücken, Balladen

Zum Beispiel und zum Ergänzen: Adam und Eva. Moses. Till Eulenspiegel, Baron Münchhausen, Winnetou, Dracula, Harry Potter, Sherlock Holmes, Gandalf, Pumuckl. ... und weitere Figuren aus Märchen, Sagen, Geschichten, Romanen, Filmen, Theaterstücken, Balladen



Ilja J. Repin: Im Unterwasserkönigreich

Bennie, der Koala—Bär

Dieses Lied kannst du lesen oder dir vorlesen lassen, mit summen oder ab und zu ein bisschen singen — die Melodie kannst du nämlich ganz leicht selbst erfinden.)

Sieh mal: der Koala—Bär ist noch ganz klein, aber er kann sehr geschickt klettern und von Baum zu Baum springen.



Kreuz und
quer,
hin und her
klettert der Koala-Bär,
und er wünscht sich gar so gern
ein Brüderchen
oder ein Schwesterchen.

Aber er bleibt noch eine Weile allein.

Ein Jahr später wünscht Benni sich ein Koala-Weibchen.



Hat er Glück? Er baut ein Nest. Und Rhabarberblätter gibt's hier genug.*

Kreuz und quer, hin und her,
klettert der Koala-Bär,
und er wünschte sich so sehr
ein Koala-Weibchen.

Sieh mal her:
hier ist es schon.

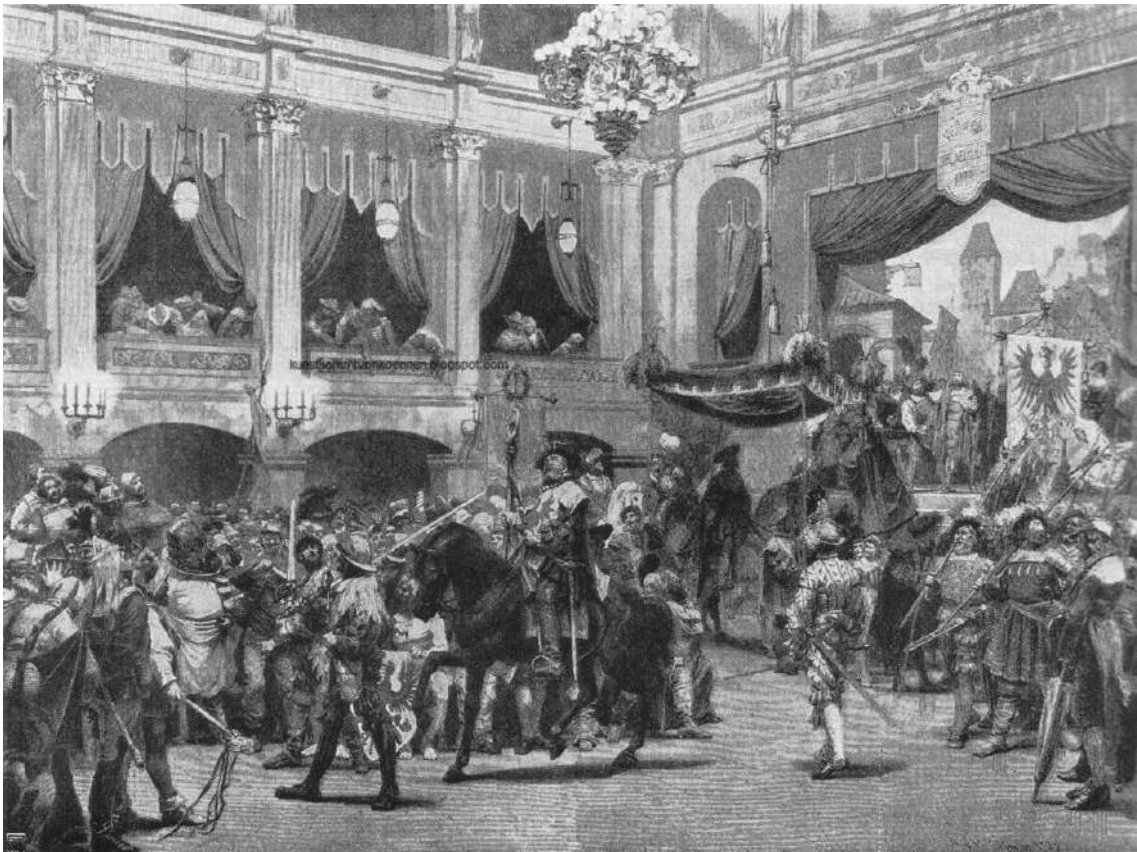
Mit Juchhei und viel Geschrei
springen die zwei
fröhlich durch die Bäume.

(*stimmt in dieser Geschichte etwas nicht?)

Neue Kleider für den Kaiser

von Hans Christian Andersen

Vor vielen Jahren hatten wir einen Kaiser, der Glanz und Pomp liebte und ganz verrückt nach immer neuen Kleidern war. Er ließ es sich was kosten, immer elegant und modisch und prachtvoll auszusehen. Seine Regierungsgeschäfte ließen ihn kalt, er hatte genug zu tun mit Reisen, mit schönen Frauen und mit großen Festen, weil er dabei neue Gewänder zeigen konnte.



Anton von Werner: Künstlerfest in Dresden 1872

Manchmal zog er jede Stunde neue Staatskleider an oder eine Uniform. So, wie man von manchen Herrschern sagt: Er sitzt Tag und Nacht mit seinen Beratern zusammen, sagte man von diesem Kaiser: Er sucht wieder in seinem Kleiderschrank.

In seiner Hauptstadt herrschte Fröhlichkeit. Jeden Tag kamen viele Touristen. Eines Tages kamen zwei protzig auftretende Herren; sie gaben sich als Fachleute für wunderbare Stoffe aus.

In ihren Webereien würden absolut einmalige Stoffe verarbeitet: die hätten die wohl noch nirgendwo sonst erreichte Eigenschaft, für die allermeisten

Menschen unsichtbar zu bleiben. Sehen und genießen könne sie nur jemand, der klug und für seine Tätigkeit wirklich sehr gut geeignet wäre.

Der Kaiser hörte davon und wurde neugierig. „Solche Stoffe könnte ich gut gebrauchen“, sagte sich der Kaiser. „Wenn ich in solche Kleider trüge, fände ich schnell heraus, wer intelligent ist und wirklich etwas taugt. Diese Stoffe will ich haben!“

Die beiden etwas windig wirkenden Unternehmer erhielten für ihre Produktion eine gute Anzahlung, mieteten sich eine große Halle und stellten dort Webstühle auf. Einige Weber arbeiteten Tag und Nacht an diesen Webstühlen, aber was sie taten, blieb für andere unsichtbar. Die Unternehmer verlangten und bekamen noch mehr Geld vom Kaiser. Sie lebten in der Stadt auf großem Fuß.

Der Kaiser brannte darauf, vom Fortschritt der Arbeiten zu hören. Es war ihm etwas unheimlich geworden, sich vorzustellen, wie ungeeignete und unkluge Menschen in seiner Umgebung beim Anblick der Stoffe versagen und bloßgestellt würden. Auch alle Bürger in der Hauptstadt fieberten dem Tag entgegen, wo sich herausstellen würde, wer von den Nachbarn auffallen würde.

Der Kaiser kam auf die Idee, seinen erfahrenen Innenminister mit der Erkundung der Arbeitsfortschritte zu beauftragen; der Minister würde die Stoffe sicher gut beurteilen können.

Der Minister fuhr zu der Werkhalle und sah dort die Weber an den Webstühlen wirken – aber woran? Er erkannte sofort, dass die Weber nur so taten, als würden sie weben; sie webten nur Luft. Aber der Minister brummte nur etwas und putzte sich verlegen die Nase.

Die beiden redegewandten Herren zeigten ihm die wunderbaren, unsichtbaren Stoffe und ließen ihn ihre Feinheit und ihren Glanz mit den Fingern fühlen. Aber er fühlte nichts und es wurde ihm ganz heiß. Und als die Herren noch einmal die geheime Wunderkraft der Stoffe betonten, bekam er Angst, für unklug und ungeeignet gehalten zu werden.

Und als die Herren fragten „Nun, finden Sie den Stoff gut gelungen?“ antwortete er stotternd: „Ich – äh – ich bin ganz begeistert. Diese Feinheit! Diese prachtvolle Web-Art! Ich werde Seiner Majestät berichten, dass alles auf sehr gutem Wege ist!“

Die Herren freuten sich sichtlich über das Urteil des Ministers. Sie gaben ihm noch mehr Einzelheiten über die Stoff-Art und die Muster mit auf den Weg. Der Minister war sehr verwirrt.

Die Herren forderten jetzt allerdings mehr Geld, denn die Herstellung hätte sich doch sehr verteuert. Sie bekamen das Geld – und sie lebten prächtig damit.

Als immer noch nichts geschah, schickte der Kaiser seinen Justizminister zur Webhalle und ließ ihn drängen, den Stoff doch bald fertig zu stellen.

Der Justizminister erlebte dasselbe wie der Innenminister: Er sah nichts und die aalglatten Herren schwätzten und schwätzten und ließen ihn den gewebten Stoff prüfen. Er fühlte nichts in den Fingern; er sah die Herren an und sie sahen ihn fragend an und dann sagte er langsam: „Ja, jetzt spüre ich den wunderbaren Stoff! Und die Farben! Wirklich einmalig!“

Er hatte eben Angst, für dumm und für ungeeignet gehalten zu werden.

„Also, der Stoff ist fantastisch“, berichtete er dem Kaiser.

Die Zeitungen berichteten ausgiebig von dem Wunderstoff. Nach mehreren weiteren Wochen hielt es der Kaiser nicht mehr aus und befahl einen persönlichen Besuch in der Werkhalle. Die beiden schon dort gewesenen Minister und das übliche große Gefolge füllten die Werkhalle der beiden Unternehmer, die sich überschwänglich begeistert zeigten.

„Der gewebte Stoff übertrifft alle Erwartungen“, riefen sie, „Majestät! Sehen Sie nur!“

Aber der Kaiser sah nichts und griff nur ins Leere. Das wollte er freilich auf keinen Fall zugeben, denn seine Untertanen könnten ihn ja für ungebildet und für falsch auf dem Thron halten. Deshalb sagte er: „Der Stoff ist sehr gut! Er passt gut zu mir; ich will ihn als Erster tragen!“

Die öligen Herren bekamen jeder einen Staatsorden und einen neuen Titel, sie konnten sich jetzt „Kaiserliche Hof-Lieferanten“ nennen. Ihr Ansehen stieg noch mehr. Ihr Unternehmen richtete Sonderschichten ein. Die ganze Stadt sah, wie die Herren ihre Weber antrieben. Die Leute sahen, wie Stoffe gewebt und in Ballen gedreht und in die Regale gelegt wurden. Nun ja, sehen konnte sie keiner. Dann kamen die Schneider und schnitten und nähten bis in die Nacht. Nur keiner sah, was sie schnitten und nähten. Aber schließlich verkündigten die Unternehmer: „Seht her, Leute! Jetzt sind sie fertig, die Kleider für euren Kaiser!“

Der Kaiser kam aufgeregt selbst in die Werkhalle. Die Herren hielten die unsichtbaren Kleider auf den Armen und sagten: „Hier Majestät! Steigen Sie vorsichtig in diese Hosen! Und lassen Sie diese Staatskleider an sich selbst wirken! Federleicht ist alles – Sie spüren es gar nicht – und das ist das Wunderfeine an diesem Stoff!“

Der Kaiser ließ sich gern überreden, sich vorher ganz auszuziehen und dann die neuen Staatskleider anzuziehen. Die beiden Herren halfen ihm dabei und zurrten und glätteten den Wunderstoff über seinen nicht mehr ganz schlanken Körper.

Sie redeten sich und ihn in Begeisterung: „Wie Ihnen das steht, Majestät! Kein Wunder, es wurde für Sie gewebt!“

Der Kaiser drehte sich vor dem Spiegel nach links und nach rechts. Sehen konnte er nichts, aber die Herren waren hingerissen von seinem Anblick und jubelten: „Also schöner kann so etwas nicht wirken! Alles passt wie angegossen! So sollte es werden!“

Ein großer Umzug war vorbereitet. Der Oberzeremonienmeister meldete, dass der Thronhimmel und alles bereit stünde. Der Kaiser prüfte seine Erscheinung noch einmal kritisch vor dem Spiegel und ließ sich von den Herren überzeugen, dass sein Staatsgewand wie angegossen sitzt. Es muss ja auch wirken vor allem Volk.

Die an lange Schleppen gewohnten Kammerherren griffen über dem Boden ins Leere, taten dann aber doch so, als würden sie seinen Prachtmantel hinten am Saum hochheben, damit er nicht schmutzig werden würde. Keiner sollte sehen, dass sie nichts sahen.

Der Kaiser im Festzug! Sein Gesicht sah freudig erregt aus, und er war ziemlich aufgeregt. Alle waren sich einig: „Wundervoll stehen unserm Kaiser die neuen Gewänder! Zauberhaft! Das ist ein Riesenerfolg!“

Keiner wollte zugeben, dass er nichts sehen konnte; keiner wollte für unklug und ungeeignet gehalten werden. „So etwas Schönes hat der Kaiser noch nie getragen!“

„Aber er ist ja ganz nackt!“ rief ein kleiner Junge. Und sein Vater wagte es auszusprechen: „Stimmt. Er hat ja nichts an; mein Torsten hat es erkannt!“

Und dann wagten es endlich alle zuzugeben: „Der Kaiser ist nackt!“ riefen die Bürger.

Aber der Kaiser hielt durch, sicher am längsten. Er trug seine unsichtbaren Kleider noch stolzer. Und die Kammerdiener trugen unbewegt den unsichtbaren Saum seines Mantels.

„Was heißt hier „nackt“. Wer klug ist, der hat auch den Durchblick!“ Oder etwa nicht? ♦

Wir wohnen
Wort an Wort
Sag mir

dein Liebstes
Freund
meines heißt
Du.

Rose Ausländer



Eine Prinzessin spürt auch eine Erbse

von Hans Christian Andersen.

Da gab es einmal einen Königssohn, der wollte eine gut zu ihm passende Frau heiraten. Es sollte unbedingt eine Prinzessin sein, aber eine ganz besondere.

Er reiste zu den Königshäusern in vielen Ländern und sah sich alle unverheirateten Prinzessinnen an; aber an allen hatte er etwas auszusetzen. Er meinte, als er enttäuscht heimkam, das wären alles keine richtigen Prinzessinnen gewesen.

Er konnte es allerdings nicht näher beschreiben, wie eine richtige Prinzessin sein müsste. Traurig saß er in seinem kalten Turmzimmer und grübelte.

Und dann kam ein Abend mit einem furchtbaren Gewitter und einem Wolkenbruch, wie man ihn schon lange nicht mehr erlebt hatte. Zwischen Blitzen und Donner klopfte jemand heftig an das alte Eichentor des Westeingangs. Weil er die Diener schon schlafen geschickt hatte, öffnete der alte und ziemlich neugierige König selbst das Tor.

Herein kam eine frierende Frau mit triefendnassen Kleidern. Sie bedankte sich für den Einlass und sagte gleich: „Ich bin Sabrina, die jüngste Königstochter aus Sardinien.“



„Na, ob das stimmt?“ fragte die alte Königin leise ihren Gemahl. Sie dachte sich eine List aus, um herauszufinden, ob der Gast wirklich eine richtige Prinzessin war: Sie ließ ein schönes Zimmer herrichten und befahl, den Boden und das normale Bettzeug aus dem Bett

herauszunehmen. Dann legte sie eine trockene Erbse unten zwischen das Bettgestell und ließ viele Matratzen darauf legen, ungefähr zwanzig.

Dann kamen noch einmal genauso viele Daunen-Unterbetten darauf. Auf dieser gewaltigen Unterlage musste die fremde Prinzessin in der Nacht schlafen. Sie hatte sich natürlich Gedanken über diesen Aufwand gemacht und vielleicht hat eine Dienerin ihr einen Tipp gegeben, vielleicht sogar der Prinz selbst.

Beim Frühstück fragte die Königin honigsüß: „Wie haben Sie denn geschlafen, Prinzessin?“

Die Fremde sagte zur allgemeinen Überraschung: „Soll ich es wirklich sagen? Es war leider furchtbar. Mir war, als hätte ich auf etwas sehr Hartem gelegen, das hat mich die ganze Nacht gequält; ich glaube, mein Rücken ist wund und ich habe bestimmt überall blaue Flecken.“

Nun waren alle in der Königsfamilie sicher, dass dies eine richtige Prinzessin war, denn keine Bürgerliche, meinten sie, konnte einen so empfindlichen Rücken haben.

Der wählerische Prinz gab sich jetzt überzeugt davon, eine richtige Prinzessin zu sehen und er bat sie, sicher erst nach ein paar Wochen, seine Frau zu werden.



Die junge Königin ließ die Erbse, die ihr so viel Glück gebracht hatte, wie ein kostbares Schmuckstück in eine Glasvitrine stellen. Jedes Mal, wenn sie an der Erbse vorbeiging, lächelte sie verschmitzt. Du kannst dir sicher denken, warum! ♦

Christian Morgenstern: Möwenlied

Die Möwen sehen alle aus,
als ob sie Emma hießen.
Sie tragen einen weißen Flaus
und sind mit Schrot zu schießen.

Ich schieße keine Möwen tot
und lass sie lieber leben —
und füttere sie mit Roggenbrot
und rötlichen Zibeben.

O Mensch, du wirst nie nebenbei
der Möwe Flug erreichen.

Wofern du Emma heißest, sei
zufrieden, ihr zu gleichen. (Zibeben sind Rosinen)

Das Zauberfeuerzeug

von Hans Christian Andersen.

Der Krieg war vorbei. Ein Soldat marschierte nach Hause: Links, zwei drei; links, zwei, drei! Auf dem Rücken trug er seinen Militärrucksack und an seinem Koppel hing ein Säbel.

Unterwegs traf er eine alte Frau, die mit einem verzerrten Gesicht so hässlich aussah, wie er sich immer eine Hexe vorgestellt hatte.

Sie redete ihn an: „Guten Abend, Soldat. Du hast ja einen stattlichen Rucksack und auch einen schönen Säbel. Jetzt fehlt dir aber sicher noch eine Menge Geld. Das kannst du kriegen!“



„Da freue ich mich aber, liebe Frau! Und wie?“ antwortete der Soldat.

Die Frau zeigte auf den großen Baum in der Nähe und sagte: „Sieh mal diesen Baum an, der ist innen ganz hohl. Wenn du bis in seinen Gipfel hochkletterst, siehst du eine Öffnung, durch die du hinunterrutschen kannst. Ich sichere dich mit einem Seil um den Bauch und werde dich daran wieder hochziehen, wenn du fertig bist.“

„Was sollte ich denn da unten im Baum tun?“ fragte der Soldat.

„Da liegt das Geld“, sagte die alte Frau. „Pass auf: Wenn du unten bist, siehst du eine große Höhle, auf die fällt viel Licht.

Du siehst dann drei Türen, die nicht verschlossen sind. Geh durch die erste Tür in einen dunklen Raum. Du erkennst dann eine große Schatztruhe, auf der ein Hund mit einem riesigen Maul sitzt. Der Hund kann dir nichts tun, wenn du ihn auf meinen blauen Umhang setzt, den ich dir mitgebe. Aus der Truhe kannst du dir dann so viel Geld nehmen, wie es in deine Taschen passt.

Diese Geldstücke sind aus Kupfer. Wenn du lieber Silbermünzen möchtest, brauchst du nur eine Tür weiter zu gehen. Dort sitzt aber ein Hund auf der Truhe, der hat ein Maul so groß wie ein Krokodil. Den kannst du auch auf meinen blauen Umhang setzen und dann soviel Geld nehmen, wie du willst.

Wenn du aber lieber Goldstücke haben willst, findest du hinter der dritten Tür eine Truhe, auf der sitzt ein Ungeheuer von Hund, der hat ein Maul wie ein Höhleneingang. Der tut dir aber nichts, wenn du ihn auf meinen blauen

Umhang setzt – und dann kannst du dir die Taschen mit Goldstücken voll packen.“

„Das könnte mir schon gefallen“, sagte der Soldat. „Aber warum verrätst du mir das alles? Du willst doch sicher auch etwas von der Sache haben.“

„Nein“, sagte die Frau, „Geld brauche ich nicht mehr. Aber da unten liegt noch ein altes Feuerzeug, das meine Großmutter vergessen hat, als sie zuletzt dort war. Das hätte ich gern wieder.“

„Na, schön“, sagte der Soldat, „dann binde mir das Seil um den Bauch.“

Die Frau hatte ein Seil bei sich und gab ihm auch ihren blauen Umhang mit. Der Soldat kletterte den Baum hinauf, fand die große Öffnung, stieg hinein und ließ sich ganz nach unten rutschen. Unten in der Höhle war es hell genug. Er öffnete die erste Tür.

Thomas Theodor Heine, Titelbild



für die Zeitschrift Simplizissimus

Huh! Dort starrte ihn der Hund mit dem übergroßen Maul an und ließ seine Zähne sehen.

„Was bist du für ein lieber Kerl!“ sagte der Soldat, nahm den Hund von der Truhe, setzte ihn auf den blauen Umhang der alten Frau und stopfte sich die Taschen voll mit den kleinen Münzen. Dann setzte er den Hund wieder auf die Truhe und ging eine Tür weiter.

In dem Raum dahinter fletschte ein viel größerer Hund seine scharfen Zähne in einem furchterregenden Maul. Der Soldat sagte zu dem Hund: „Reiß dein Maul nicht so weit auf, das muss dir doch wehtun!“ Und dann packte er den Hund und setzte ihn auf den blauen Umhang der alten Frau.

Weil die Truhe voller Silbermünzen war, leerte er alle seine Taschen und füllte sie mit den Silbertalern. Dann ging er in die dritte Höhle.

Er fuhr erschrocken zurück, als er das unheimlich riesige Maul des Untiers sah, das dort auf einer Truhe hockte. Seine Funkelaugen blitzten in allen Leuchtfarben und drehten sich ganz schnell im Kreis herum.

„Grüß dich, Hundchen!“ sagte der Soldat zu dem Riesenköter, nahm ihn mit beiden Armen hoch und setzte ihn auf den blauen Umhang der Frau.

Als er den Deckel der Truhe öffnete, lachten ihn die großen Goldmünzen an – so viele, dass man dafür die ganze Hauptstadt kaufen könnte und den ganzen Weihnachtsmarkt mit seinen zehntausend Geschenken dazu.

Jetzt holte der Soldat alle Silbertaler hervor, warf sie achtlos weg und steckte sich dafür die Goldmünzen in seinen Rucksack und in alle Taschen, sogar unter die Mütze und in seine Stiefel. Er konnte kaum noch gehen, als er das Hundevieh auf die Truhe setzte und nach außen rief: „Ich bin fertig, zieh mich wieder hoch!“

„Hast du das Feuerzeug gefunden?“ rief die alte Frau zurück.

„Ach, das hätte ich glatt vergessen“, rief der Soldat und suchte den Boden der Höhle ab.

Nachdem er das Feuerzeug gefunden und das gemeldet hatte, zog ihn die alte Frau hoch. Als er wieder glücklich auf der Erde stand, hatte er die Taschen voll mit Goldstücken. Der unverhoffte Reichtum stieg ihm zu Kopf. Er fragte die alte Frau, die er jetzt erst recht für eine Hexe hielt: „Wozu brauchst du denn dieses Feuerzeug?“

„Das ist meine Sache“ antwortete die alte Frau. „Ich habe dir zu Reichtum verholfen, gib mir jetzt das Feuerzeug!“

„Von wegen“, sagte der Soldat; „du musst mir dein Geheimnis sofort sagen, sonst ... sonst vergesse ich mich und werfe dich in den Fluss.“

„Die Hexe sagte nur: „Versuchs doch!“ Und der Soldat wollte sie in den Fluss werfen, aber, wenn die alte Frau wirklich eine Hexe war, wird ihm das wohl nicht gelungen sein.

Ich weiß es nicht genau. Nur, dass der Soldat alle nicht in seine Taschen passenden Goldmünzen in das Schultertuch der Frau gebunden hat und sofort auf die Stadt zumarschiert ist. Das Feuerzeug hatte er in der Hosentasche.

Es war eine große Stadt. Er nahm im vornehmsten Hotel zwei der besten Zimmer und gönnte sich im Restaurant unten ein wunderbares Essen mit guten Getränken – er war ja jetzt ein reicher Mann.

Nur der Hausbursche, der alle Schuhe der Hotelgäste putzen musste, fand es merkwürdig, dass ein angeblich reicher Herr so abgewetzte Stiefel trug. Der Soldat merkte das und besorgte sich gleich am nächsten Tag vornehme Kleider und Schuhe.

Die angesehenen Bürger am Stammtisch machten ihm Platz und erzählten ihm, welche nicht gerade billigen Vergnügungen es in der Stadt gäbe.

Als sie auch von ihrem König und von der überaus schönen Kronprinzessin schwärmten, fragte er neugierig, wo man sie sehen und besuchen könnte.

Die Stammtischgäste lachten: „Unsere Prinzessin kann keiner besuchen! Sie wohnt in einem festen Schloss mit unwahrscheinlich hohen Mauern und Wassergräben und mit Wachttürmen darum herum. Sie sieht keinen fremden Menschen, darauf achtet der König streng.

„Wird die Prinzessin denn gefangen gehalten?“ fragte der Soldat.

„Und wie!“ riefen die Männer: „Der König glaubt an den Fluch eines enttäuschten Generals, der die Prinzessin heiraten wollte, aber dem König nicht gut genug war. Der in seinem Stolz verletzte und sehr verdienstvolle Heerführer rief damals: „Ich wünsche dir einen einfachen Soldaten als Schwiegersohn, du undankbarer König!“

Das wollte der König offenbar um jeden Preis verhindern.

Den Soldaten reizte es sehr, einen Besuchsversuch zu unternehmen. Aber die Wachen ließen ihn trotz seiner vornehmen Kleidung nicht durch.

In der Hauptstadt lebte der frühere Soldat auf großem Fuß; er besuchte alle Vergnügungen, er ging oft ins Theater, in Konzerte und in den Zoo. Wenn er arme Leute sah, erinnerte er sich daran, dass er bis vor kurzem ein armer Schlucker war und verschenkte viel Geld an sie.

Natürlich fanden ihn die Leute großartig und lobten ihn sehr. Aber wie das so geht: Wenn einer jeden Tag Geld ausgibt und keines wieder neu verdient, ist der ganze Reichtum irgendwann aufgebraucht.

Es kam der Tag, an dem der feine Herr aus seinen prächtigen Hotelzimmern wieder ausziehen musste. Er musste froh sein, dass ihm ein winziges Kämmerchen unter dem Dach zugewiesen wurde.

Seine Schuhe musste er selber putzen und die Löcher in seinen Socken selber stopfen. Seine vielen Freunde hielten sich jetzt fern und besuchten ihn auch nicht mehr.

Als er eines Abends im Dunkeln saß, weil er sich keine Kerze mehr kaufen konnte, erinnerte er sich plötzlich daran, dass er der alten Frau, die wahrscheinlich eine Hexe war, das Feuerzeug gar nicht gegeben hatte. Es musste immer noch in seiner alten Hosentasche sein.

Zum Glück fand er sie noch in einem Bündel alter Sachen. Er nahm das Feuerzeug und schlug mit dem Daumen auf das Zündrädchen.

Mit einem Krach flog die Kammertüre auf und da stand der Wachhund mit dem riesengroßen Maul vor ihm. Und er konnte sogar sprechen: „Was soll ich für dich tun?“ fragte der Köter.

Der Soldat war sehr verblüfft. „Nun“, sagte er, „du könntest mir zu allererst etwas Geld besorgen.“

Blitzschnell erfüllte der große Hund den Auftrag und war im Handumdrehen wieder mit einer Tasche voll Geld in der Kammer.

Der Soldat erkannte sofort, dass er nur zweimal oder dreimal mit dem Feuerzeug schnipsen musste und schon erschien einer der Riesenhunde und erfüllte seine Wünsche.

Der Soldat konnte sich sofort wieder teure Zimmer mieten und gepflegte Kleidung tragen und Geld ausgeben – und sofort hatte er wieder viele Freunde, die ihm beim Feiern Gesellschaft leisteten.



Eines Abends kam der Soldat auf den Gedanken, die von allen als wunderschön gerühmte Prinzessin von einem seiner gehorsamen Riesenhunde holen zu lassen. Er schnippte einmal das Feuerzeug und der Hund mit dem riesigen Maul erschien.

„Bring mir heute Nacht die wunderschöne Prinzessin in mein Zimmer!“ Kaum hatte er diesen Satz ausgesprochen, sauste der Hund davon und kam in Windeseile zurück. Auf seinem Rücken hatte sich die Prinzessin fest an ihn gedrückt.

Sie war sehr verwirrt, als sie den Soldaten sah. Der war von ihrer Schönheit so verzaubert, dass er nicht anders konnte: Er küsste sie auf die Wangen und auf den Mund – er war eben ein sehr mutiger Soldat.

Der große Hund brachte dann die Prinzessin schleunigst wieder zurück in das gut gesicherte Schloss. Morgens beim gemeinsamen Frühstück erzählte die Königstochter dem König und der Königin, was sie in der Nacht erlebt hatte, nämlich, dass sie rasend schnell von einem Hund in die Wohnung eines Soldaten gebracht worden sei. Er habe sie auf die Wangen und auf den Mund geküsst und der große Hund habe sie wieder unheimlich schnell zurück in ihr Schlafzimmer gebracht.

„Von so einer Geschichte träumen viele Frauen“, sagte die Königin seufzend. Aber in der nächsten Nacht war die Prinzessin nicht allein. Eine mutige Hofdame hielt die Nachtwache im Schlafzimmer.

Der Soldat war noch ganz benommen von der Schönheit der Prinzessin; er musste sie wiedersehen. Er nahm das Feuerzeug; der Hund erschien und holte die Prinzessin auf seinem starken Rücken. Die Hofdame hatte vorgesorgt und stürmte auf einem Pferd hinter dem Hund her. Aber so

schnell wie er war sie nicht. Aber als der Hund die Prinzessin heimbringen wollte, sah sie wenigstens, aus welchem Haus er kam. Sie kratzte mit einem Stein ein Zeichen an die Hausmauer und eilte schnell heim.

Bei seiner Rückkehr sah der Hund das frische Zeichen an der Hauswand und nahm schnell einen weichen Stein und kratzte ein ähnliches Zeichen an viele Hauswände.

Als es morgens hell war, kam das Königspaar mit einem Gefolge in die Stadt und suchte das Zeichen an einem der Häuser.

„Dieses Haus muss es sein!“ rief der König, als er ein Kratzzeichen sah.

„Nein, Lieber, dort ist ja auch eins!“ sagte die Königin. „Und an allen Hauswänden sind dieselben Zeichen!“ sagte die Hofdame, die schlau sein wollte und jetzt auch ratlos war.

Aber die Königin war eine kluge Frau, die mehr konnte, als in einer goldenen Kutsche sitzen und den Leuten zuwinken. Sie nähte mit goldenem Nähzeug einen leichten Beutel und füllte ihn mit feinen Hirsekörnern. Bevor sie dieses Säckchen auf dem Rücken der Prinzessin befestigte, schnitt sie ein kleines Loch hinein. Die Prinzessin musste diese Öffnung zuhalten, weil die Körner erst bei dem nächtlichen Abenteuer herausrieseln sollten.

Tatsächlich kam der große Hund wieder und holte sie ab. Er merkte nicht, dass die Königstochter eine Körnerspur hinter sich her rieseln ließ.

Der Soldat war übergelukkig und drückte die durchgefrorene Prinzessin fest an sich. „Wenn ich doch nur ein Prinz wäre!“ rief er. Die Prinzessin lächelte nur.

Ein schlimmer Morgen nahte. Die Leute des Königs konnten leicht das Haus des Soldaten finden und verhafteten ihn. Er wurde in ein tiefes Gefängnisverließ gesteckt und die Wärter sagten schadenfroh: „Morgen wirst du aufgehängt!“

Erst spät fiel ihm ein, dass er sein Feuerzeug in seinem Zimmer liegen gelassen hatte: Zu dumm!

Er hörte Trommeln und das Marschieren von Soldaten; viele Menschen eilten draußen vorbei. Wollten die alle zusehen, wie der Henker einen Strick um seinen Hals binden würde? Dann sah er am Gitter oben einen Jungen vorbei laufen; der sah aus wie ein Schusterlehrling: mit einer Lederschürze und Holzklumpen.

„He, Junge!“ rief der Soldat, „du musst nicht so rennen, denn ohne mich fängt das große Ereignis sowieso nicht an. Aber du könntest mir vorher

noch einen gut belohnten Gefallen tun und zu meiner Wohnung laufen. Auf dem Tisch liegt ein Feuerzeug, das bring mir bitte ganz, ganz schnell her!“

Der Junge wollte sich die Belohnung gerne verdienen und erfüllte dem Soldaten schnell seinen Wunsch.

Der Richtplatz war draußen vor der Stadt. Dorthin waren die Menschen in Scharen gezogen. Soldaten standen um das Viereck mit dem Galgen und auf einer geschmückten Tribüne saß das Königspaar, den Richtern und dem ganzen Stadtrat gegenüber.

Der Soldat war die Ruhe selbst, auch noch, als er auf das Galgengerüst klettern musste. Und als der Henker ihm den Strick um den Hals legen wollte, sagte er: „Darf ich einen letzten Wunsch nennen? Das wird doch immer allen Übeltätern erlaubt! Ich möchte zu gern noch mein Pfeifchen rauchen.“

Der König gab mit einer Handbewegung seine Zustimmung. Der Soldat holte sein Feuerzeug und schnippte dreimal – und dann stürmten die drei Riesenhunde herbei mit ihren furchterregenden Mäulern und den scharfen Reißzähnen.

„Los, helft mir, mein Leben zu retten!“ rief der Soldat. Da rasten die grauslichen Viecher auf die Richter und auf die Soldaten und auf alle Würdenträger zu und warfen die Leute wie Spielbälle in die Luft.

„Mich aber nicht!“ rief der König, aber der allergrößte der Riesenhunde machte auch bei ihm und bei der Königin keine Ausnahme. Nur einige Soldaten konnten noch wegrennen.

Als alles vorbei war, riefen die Menschen in großer Angst: „Lieber Soldat, wir wollen dich jetzt als König haben und du sollst auch die Prinzessin heiraten!“

Der Soldat ließ sich gerne in die Königskutsche setzen. Alle drei Hunde sprangen ausgelassen voraus. Vor dem Schloss salutierten die Wachen; die Prinzessin kam der Kutsche entgegen und breitete dem früheren Soldaten die Arme aus. Die beiden wurden – das ahnst du sicher schon – König und Königin. Das Hochzeitsfest dauerte acht Tage – und rate, wo die Riesenhunde geblieben sind: Sie lagen beim Festmahl unter dem Tisch und leckten sich in Vorfreude auf sicher für sie abfallende saftige Bissen die riesengroßen Mäuler. ♦



Die Schneekönigin

von Hans Christian Andersen.

Wenn ihr still seid, kann ich mit dem Erzählen anfangen. Am Ende der Geschichte werden wir klüger sein als jetzt. Ihr wisst wohl, was ein Troll bei uns im Norden ist?

Das ist für uns ein Dämon, ein ziemlich übler, geisterhafter Bursche: er kann riesengroß sein, aber auch klein wie ein Zwerg. Und dieser hier war der allerschlimmste, vielleicht der Teufel selber.

An dem Tag, an dem er einen ganz besonderen Spiegel gezaubert hatte, rieb er sich vor Freude die Hände. In diesem Spiegel sah alles, was schön und sauber war, ganz trübe aus. Aber alles Schlimme und Schmutzige sah in dem Spiegelbild glänzend und leuchtend aus.

Wunderschöne Berge und Wälder sahen im Spiegel wie gekochtes Gemüse aus; die nettesten Leute sahen wie Ekel aus oder schnitten grausige Grimassen. Eine klitzekleine Sommersprosse sah im Spiegel wie ein riesengroßes Geschwür aus.

„Ist das denn nicht hübsch?“ fragte der Teufel.

Und wenn einer etwas besonders liebes tun wollte, sah das im Spiegel immer ganz wie eine böse Absicht aus. Der Trollteufel fand seine Erfindung teuflisch gelungen. Und die Schüler von seiner Trollschule erzählten überall im Land, dass man jetzt endlich in dem Zauberspiegel sehen könnte, wie die Menschen wirklich sind – und auch, wie man die Welt endlich richtig sehen könnte. Sie trugen den Spiegel in alle Länder und zu allen Menschen und alle sahen sich in ihrem Spiegelbild nur mit einer bösen Fratze.

(Trolle sind in Skandinavien böse Geisterfiguren in Riesen- oder Zwergen-Gestalt.)

Als sie überall gewesen waren, wollten sie auch zum Himmel hinauf fliegen und dem lieben Gott und seinen Engeln den Spiegel vorhalten.

Sie kamen höher und höher und der Spiegel zeigte eine so abscheuliche Grimasse, dass sie ihn vor Schreck fallen ließen. Er fiel vom Himmel herunter auf die Erde und zerbrach in Milliarden und Millionen winzig kleine Stücke, die durch alle Länder wirbelten und den Menschen in die Augen flogen.

Und da zeigte sich, dass diese winzigen Splitter dieselbe Wirkung hatten wie der ganze Spiegel vorher: die Menschen sahen alles in schiefem Licht und glaubten nicht mehr an Liebe und Freundlichkeit.

Einigen Menschen flog ein etwas größerer Spiegelsplitter mitten ins Herz, und ihr Herz wurde eiskalt und hart wie ein Stein. Manche ließen sich Brillen aus den Glasstücken machen; die konnten ihre Freunde bald nicht mehr leiden, weil sie dauernd ihre Schwächen sehr vergrößert sahen.

Ein paar Scherben waren so groß, dass man Fenster daraus machen konnte. Aber durch sie bekam keiner den Durchblick, denn man sah nur Schlechtes und Böses. Der Trolleufel lachte sich halbtot vor Freude. Aber der Spuk war noch nicht zu Ende: Passt auf! In der Luft fliegen noch viele kleine Spiegelstückchen herum.

Die Schneekönigin. 2. Teil

In der Großstadt leben sehr viele Menschen. Nicht alle können sich einen Garten leisten; viele haben wenigstens Blumenkästen vor den Fenstern.

Ich will euch von Kay und Gerda erzählen. Sie waren noch sehr kleine Nachbarskinder und sie mochten sich sehr. Sie lebten mit ihren Eltern in einander ganz nah gegenüberliegenden Dachwohnungen, so dicht, dass man hinüber springen könnte.

Beide Familien hatten Blumenkästen vor den Fenstern. Darin wuchsen für die Mütter ein paar Küchenkräuter und ganz wenig Gemüse, aber auch ein kleiner Rosenstrauch – und das war so auf beiden Seiten.

Eines Tages stellten die Eltern die Kästen so, dass sie eine breite grünende Brücke zu beiden Wohnungen bildeten. Den Ranken der Bohnen und der Rosen schien das zu gefallen; sie wuchsen immer kräftiger und verwandelten die Umgebung der Fenster in einen Dachgarten.

Die beiden Kinder durften manchmal, wenn die Eltern auf sie aufpassten, in die Blumenkästen hinausklettern und dort im Grün spielen – natürlich nur im Sommer. Im Winter war das unmöglich.



Helene Stromeier (1834-1924): Rosenstrauch am Brunnen

Einmal war es so kalt, dass die Fensterscheiben eine Eisschicht hatten. Die Kinder machten dann Münzen auf den Ofen heiß und drückten sie dann so gegen die Eisschicht, dass auf beiden Seiten je ein Guckloch entstand, durch das sie sich ansehen konnten.

Im Sommer konnten Gerda und Kay leicht zueinander kommen; im Winter mussten sie die vielen Treppen hinunter und wieder herauf laufen, um sich zu besuchen. Wenn es draußen heftig schneite, sagte die Großmutter: „Seht nur den weißen Bienenschwarm!“

Kay fragte: „Haben die weißen Bienen denn auch eine Königin – wie die richtigen Bienen?“



Edward Rob. Hughes: Das ist sie

„Ja sicher“, sagte die Großmutter, die fliegt immer im dichtesten Schwarm. Sie ist immer in Bewegung und wenn unten auf der Erde nichts mehr zu tun ist, fliegt sie wieder hinauf in die Wolken. In manchen Winternächten fliegt

sie in der Stadt durch die Straßen und schaut sich die hellen Fenster an. Die frieren dann zu und bilden schöne Blumenmuster.“

Das hatten die beiden Kinder auch schon gesehen und sie wussten jetzt, dass es wirklich wahr war. Gerda fragte, ob die Schneekönigin auch in ihr Zimmer herein fliegen könnte. Kay sagte: „Wenn sie hereinkommt, bringe ich sie nahe zum Ofen, dann schmilzt sie.“

Die Großmutter lächelte und erzählte den Kindern eine andere Geschichte.

Bevor Kay sich abends ins Bett legte, kletterte er auf einen Stuhl und schaute durch das Guckloch im Eisblumenfenster hin. Draußen fielen Schneeflocken. Eine ganz dicke blieb am Rand des Blumenkastens liegen und wurde schnell immer größer und größer, bis sie so groß wurde wie eine richtige Frau. Sie trug ein wunderschönes weißes Kleid aus lauter Flocken und ein Schleiertuch aus glitzernden Sternen. Sie war sehr schön und zart; sie war sehr lebendig, aber sie war aus Eis und ihre Augen funkelten wie goldene Sterne. Jetzt drehte sie sich um und winkte dem kleinen Jungen zu. Kay erschrak sehr und sprang schnell vom Stuhl herunter und kroch in sein Bett. Flog da nicht etwas wie ein großer Vogel am Fenster vorbei?

Bald gab es wieder Frostwetter und dann Tauwetter – und dann wurde es wieder Frühling, die Sonne wärmte alles, das Grün spross wieder, die Schwalben zwitscherten in ihren Nestern und die Menschen konnten wieder ihre Fenster öffnen. Noch ein paar warme Tage und Kay und Gerda konnten wieder oben ihrem Blumenkastengärtlein spielen.

In diesem Sommer blühten die Rosen da oben ganz besonders schön. Gerda fiel ein Vers aus einem alten Kirchenlied ein, in dem Maria ihr Kind durch einen Dornwald trägt. Und dann heißt es: „Als das Kindlein durch den Wald getragen, da haben die Dornen Rosen getragen! Jesus und Maria.“

Diese Melodie sang Gerda ihrem Freund vor; die beiden hielten sich an den Händen und streichelten ihre Rosen und sahen den lieben Gott und das Jesuskind ganz nah in der herrlichen Sommerwelt. Es war für sie wunderschön, in den blühenden Rosen zu sitzen.

Als Kay und Gerda da oben ein Bilderbuch von Tieren und Vögeln ansahen, spürte Kay einen Stich in seinem Herzen. Gerade hatten sie gehört, wie die Kirchturmuhr fünfmal schlug. Erschrocken sprang der Junge auf – und dann war ihm etwas Wehtuendes in die Augen geflogen.

Gerda war sehr besorgt und schaute ihm genau in die Augen. Es war nichts zu sehen. Kay sagte dann: „Ich glaube, es ist wieder gut.“

Aber es war nicht wieder gut. Ein Splitter von dem bösen Zauberspiegel war ihm ins Auge geflogen und schlimmer noch: auch ins Herz. Das wurde jetzt

eisig; es tat ihm nicht mehr weh, aber den anderen. Und der winzige Splitter in seinem Auge sorgte dafür, dass Kay mit einem Male alles hässlich und schlecht fand. „Wein doch nicht!“ sagte er zu Gerda, „das sieht hässlich aus, wenn du weinst.“

Und dann fiel sein Blick auf eine Rose. „liih“, rief er, „sieh mal, die Rose wächst ja ganz schief und eine Raupe hat sie angefressen. Das sind eigentlich hässliche Rosen und wozu wachsen die hier in den Kästen!“ Kay riss noch zwei Rosenblüten ab und gab dem Kasten einen Tritt.

„Kay, lass das doch!“ rief Gerda entsetzt, aber er riss noch eine Blüte ab, bevor er in sein Zimmer zurückkletterte und Gerda allein ließ.

Als das Mädchen später mit einem Bilderbuch zu ihm kam, sagte er, das sei wohl etwas für Kleinstkinder. Und wenn die Großmutter eine Geschichte erzählte, sagte er: „Das ist doch alles Quatsch!“ Und schließlich machte er die Großmutter nach, setzte sich ihre Brille auf und fragte mit verstellter Stimme: „Soll ich euch jetzt ein Märchen erzählen?“

Kay war auf einmal kein richtiges Kind mehr; er benahm sich wie die Erwachsenen und tat so, als wenn er auch schon einer wäre. Das gefiel den Leuten und sie hielten ihn für sehr schlau.

In Wirklichkeit hatte er nur diesen bösen Splitter im Auge und einen noch größeren im Herzen. Er ärgerte deshalb auch seine liebste Freundin, die Gerda, die doch so sehr an ihm hing.

Er spielte jetzt nicht mehr wie ein Kind seines Alters; er spielte mehr mit dem Verstand – wie die Großen. An einem Tag mit dichtem Scheetreiben brachte er eine große Lupe mit und sah die Schneeflocken auf seinem Mantelärmel durch das Vergrößerungsglas sehr groß werden – wie eine strahlend schöne Blume oder wie ein vielzackiger Stern.

„Sieh doch, Gerda“, rief er. „diese Gebilde sind doch viel schöner als echte Blumen oder Sterne. Sie sind makellos – nur schade, dass sie schmelzen!“

Einige Tage später sah Gerda den Kay mit einem großen Schlitten kommen. „Ich darf auf den Marktplatz fahren, wo die anderen Kinder spielen,“ sagte er zu Gerda.

Auf dem Marktplatz kamen viele Bauern mit Pferdewagen oder mit Lastenschlitten vorbei und wenn die Straßen schneeglatt waren, banden manche Jungen heimlich ihre Schlitten hinten an ein Fuhrwerk an und ließen sich ein Stück ziehen, je schneller, desto lieber.

Auf einmal kam ein großer weißer Schlitten vorbei, in dem ein Mann saß, der einen weißen Pelz und eine weiße Zottelmütze trug. Der weiße

Schlitten wendete und kam noch einmal vorbei und noch einmal. Und dann schaffte es Kay, seinen Schlitten hinten anzubinden und sich mitziehen zu lassen. Der weißgekleidete Mann fuhr sehr schnell durch andere Straßen.

Er sah zu Kay hin und nickte ihm so zu, als hätte er ihn schon erwartet. Kay wollte seinen Schlitten wieder losmachen, aber wieder schaute sich der Mann im Schlitten um und nickte ihm zu.



Das wiederholte sich und Kay blieb jedes Mal wieder auf seinem Schlitten sitzen. Sie fuhren sehr schnell zum Stadttor hinaus.

Vor der Stadt wurde das Schneetreiben so dicht, dass Kay nichts mehr erkennen konnte. Und sein Zugschlitten wurde immer schneller.

Der Junge versuchte, sein Seil aufzuknoten, aber er kam nicht von dem großen Schlitten los. Und die Fahrt wurde immer schneller.

Kay schrie so laut er konnte, aber seine Schreie erstickte der Schnee. Sein Schlitten sauste dahin, es ging über Gräben und Zäune. Der Junge hatte große Angst; er versuchte zu beten, aber er wusste nicht, wie.

Das Schneetreiben blendete ihn, er sah schon lange nichts mehr. Und dann machte der große Schlitten noch einen hohen Satz. Und dann war es vorbei, sie hielten an.

Waren das große weiße Vögel, die den Schlitten gezogen hatten? Der Mann im weißen Pelz stieg aus – und Kay sah, dass der Pelz und die Mütze nur aus Schnee bestanden. Die Gestalt schüttelte sich, der Schnee fiel ab und da stand gar kein Mann, sondern eine vornehme Dame; Kay erkannte sie – es war die Schneekönigin.

Sie sprach ihn an: „Wir haben ein gutes Stück geschafft! Aber was seh ich: du frierst ja so sehr! Los, komm unter meine Bärendecken und wärme dich neben mir. Sie setzte den Jungen in ihren Schlitten und drückte die Felle um den Frierenden. Ihm war aber, als hätte er sich in tiefen Schnee gesetzt.

Die Schneekönigin fragte ihn, ob ihm jetzt wärmer sei und sie küsste ihn auf die Stirne. Er erschrak, denn der Kuss war eiskalt und er drang in sein Herz, das schon länger ziemlich kalt war. Musste er jetzt sterben? Nein, bald spürte er die Kälte nicht mehr und er hatte auch seine Angst verloren.

Wo war sein Schlitten geblieben? „Ich will meinen Schlitten nicht zurücklassen!“ rief er. Und dann sah er, dass ein großer weißer Vogel das Seil seines Schlittens aufgenommen hatte und hinter ihnen herflog.

Die Schneekönigin gab ihm noch einen eiskalten Kuss und jetzt hatte Kay die Erinnerung an seine Freundin Gerda und an die Großmutter und alle zuhause verloren.

Die Schneekönigin sagte lächelnd: „Jetzt werde ich dich nicht mehr küssen, denn sonst küsse ich dich noch tot.“

Kay sah sie an und freute sich an ihrem schönen Gesicht. Er sah, dass sie nicht mehr aus Eis war, wie damals, als sie ihm vor seinem Fenster zugewinkt hatte.

Sie ist wunderschön, dachte er. Er hatte keine Angst mehr und erzählte ihr zutraulich, dass er schon wie ein Großer rechnen konnte und dass er schon vieles wusste, was man in der Schule lernt.

Die Schneekönigin lächelte immer, auch als er sagte, dass er noch viel mehr wissen wolle. Und da flog sie auf einmal mit ihm durch die dunklen Wolken in den Himmel hinauf. Der Sturm brauste um sie herum, er hörte wunderbare Melodien durch alles hindurch und sie flogen über Wiesen und Wälder, über Seen und Meere und über fremde Länder hinweg.

Und dann hörte er die Wölfe heulen und die Krähen krächzen; wieder war Schnee um sie herum und Kay sah den Mond in dieser langen Winternacht groß und leuchtend gelb am Himmel stehen. Er war sehr müde und kuschelte sich enger an die Schneekönigin.

Die Schneekönigin. Dritter Teil

Könnt ihr euch denken, wie es Gerda zumute war? Niemand konnte ihr sagen, wo Kay jetzt war. Sie hatte von den am Markt spielenden Jungen gehört, dass er seinen Schlitten an einen großen Schlitten gebunden hatte und hinter ihm aus dem Stadttor gerast war.

Das war alles. Manche sagten, er sei wohl in den nahen Fluss gefallen und ertrunken, denn wo sollte er sonst sein! Gerda weinte um ihren kleinen Freund und ihre Tränen kamen immer wieder. Es war ein sehr, sehr trüber Winter für sie.

Aber auch nach diesem Winter kam ein Frühling mit wärmeren Tagen. „Mein Kay wird tot sein“, schluchzte Gerda. Der Sonnenschein hörte sie und sagte: „Weißt du das denn genau?“

„Er wird tot sein!“ sagte Gerda den Schwalben. „Weißt du das denn genau?“ fragten die Schwalben sie.

Und da wurde Gerda auch unsicher und glaubte es zuletzt auch nicht mehr. Eines Tages kam es ihr in den Sinn, ihre roten Schuhe anzuziehen und zum Fluss zu gehen. Sie nannte einen merkwürdigen Grund: „Kay kennt meine roten Schuhe nicht; ich werde den Fluss fragen.“

Sie ging ganz früh morgens aus dem Haus – die Großmutter schlief noch – und eilte zum Fluss und rief: „Hast du meinen Freund geholt? Du kannst meine roten Schuhe haben, wenn du mir Kay wiedergibst.“



Lächelten die Wellen und stimmten sie zu? Gerda zog ihre Lieblingsschuhe aus und warf sie zum Fluss hin. Sie blieben aber nahe am Ufer liegen und die Strömung trieb sie gleich wieder an den Rand. Wollte der Fluss ihr Geschenk gar nicht haben?

Vielleicht habe ich sie nicht weit genug geworfen, dachte sie und stieg in ein Boot, das da im Schilf stak. Sie wollte die Schuhe vom Boot aus weiter in den Fluss hinein werfen. Aber das Boot war nicht festgebunden und, weil es jetzt durch Gerda in Bewegung kam, glitt es aus dem Schilf heraus und wurde von der Strömung mitgenommen.

Gerda konnte nichts mehr dagegen tun, dass ihr Boot dahin trieb und immer schneller in Fahrt kam. Sie bekam große Angst und weinte – aber niemand hörte sie, ausgenommen die Vögel im Schilf. Die konnten das Boot zwar nicht aufhalten, aber sie versuchten, das Mädchen mit ihrem „schilp, schilp“ zu trösten.

Gerda setzte sich im Boot hin. Ihre roten Schuhe schwammen weit hinter ihr. Die Ufer zu beiden Seiten des Flusses gefielen ihr sehr. Sie sah alte Bäume und viele schöne Blumen; sie sah eine Schafherde und weidende Kühe, aber es war kein Mensch zu sehen.

„Hoffentlich bringst du mich zu Kay“, sagte sie zu dem Fluss.

Nach vielen Stunden im Boot trieb ihr Boot Gerda an einem großen Kirschgarten vorbei. Sie sah verwundert auf ein strohgedecktes kleines Haus mit roten und blauen Fenstern. Vor dem Häuschen standen zwei Wachsoldaten aus Holz und schienen die Vorbeifahrenden mit ihren Gewehren zu ehren.

Gerda hielt die beiden Figuren für lebendige Soldaten und rief laut zu ihnen hinüber. Sie konnten natürlich keine Antwort geben, aber aus dem Haus

kam eine sehr alte Frau heraus, die sich auf einen Stock stützte. Sie trug einen mit Blumen bemalten großen Sonnenhut.

Die alte Frau hatte Mitleid mit dem hilflosen Mädchen im Boot und rief: „Komm her, liebes Mädchen, du kommst sicher von weit her; ruh dich von deiner langen Fahrt auf dem Fluss ein bisschen aus.“

Und dann ging sie ein paar Schritte in das Wasser hinein, hielt das Boot mit ihrem Stock fest und zog es ans trockene Ufer.

Dann hob sie Gerda heraus und stellte sie auf trockenen Boden. Die fremde Frau war dem Mädchen noch ein bisschen unheimlich, aber dann ließ sich Gerda doch leicht überreden, ihre ganze Geschichte zu erzählen und vor allem, dass sie den Kay sucht – ob der nicht hier vorgekommen sei?

Die Frau antwortete, dass sie den Jungen noch nicht gesehen habe, aber irgendwann würde der sicher vorbeikommen. Gerda soll sich nur überall umsehen, ihre gerade reifen Kirschen kosten und sich an den Blumen erfreuen, die seien doch schöner als ein gemaltes Bilderbuch und sie wüssten auch so manches Märchen zu erzählen.

Sie nahm Gerdas Hand und ging mit ihr in das Haus und schloss hinter ihnen die Haustüre ab. Die Fenster waren so hoch, dass man gar nicht hinaus- oder hereinsehen konnte und die Scheiben waren rot, blau und gelb und das Sonnenlicht färbte den hereindringenden Lichtschein wunderbar bunt.

Auf dem Tisch stand eine große Schüssel mit verlockend aussehenden Kirschen, die durfte Gerda alle aufessen.

Während die Kleine ihren Hunger stillte, kämmte ihr die Frau das Haar. Sie kämmte mit einem goldenen Kamm und die Haare wurden sofort lockig und umrahmten das liebe Kindergesicht. Gerda sah so schön aus wie eine Rose. Die Alte war von der Kleinen sehr angetan und wollte sie gern bei sich behalten. Sie sagte: „Ich wollte immer schon so ein hübsches Mädchen bei mir haben! Wir werden es beide genießen, dass du hier bist.“

Sie kämmte Gerdas Haar schon ganz lange und über dem Kämmen vergaß Gerda ihren ganzen Kummer.

Die alte Frau war keine richtige Zauberin, aber ein bisschen zauberte sie ganz gern. Sie schlich sich in den Garten und verzauberte mit ihrem Stock alle Rosenpflanzen. Die versanken sofort in die Erde und man sah keine Spur mehr von ihnen. Und warum tat die Frau das? Sie wollte verhindern, dass Gerda sich an ihre eigenen Rosen in den Blumenkästen erinnern würde und dann auch an Kay denken und bald fortdrängen könnte.

Aber alle anderen Blumen sollte das Mädchen sehen. Der Blumengarten war eine Pracht. Hier standen Blumen, die sonst nur in großen Zeitabständen blühen – und unwahrscheinlich viele Sorten, alle in voller Schönheit erblüht ...



Gerda freute sich sehr an diesem Blumenparadies und tanzte fröhlich zwischen den Beeten herum und blieb hier bis die Sonne hinter den hohen Kirschbäumen unterging. Im Haus wartete ein weiches Bett mit roten Seidendecken; die Kissen waren mit blauen Veilchen gefüllt. Kein Wunder, dass Gerda sich so

glücklich fühlte wie eine Prinzessin an ihrem Hochzeitstag.

Am nächsten Tag und an vielen folgenden Tagen spielte Gerda wieder zwischen den herrlichen Blumen in der warmen Sonne. Sie lernte die Namen jeder Blume und nannte sie alle beim Namen.

Irgendwie spürte sie, dass eine Blume fehlte, aber sie wusste noch nicht, welche. Bis sie eines Tages auf dem Sonnenhut der alten Frau unter den aufgemalten Blumen eine besonders schöne Rose entdeckte. An diese Rose hatte die Frau nicht mehr gedacht.

„Merkwürdig“, sagte Gerda und lief suchend durch die Blumenbeete, „gibt’s denn keine Rosen in diesem schönen Blumengarten? Keine von meinen Lieblingsblumen?“ Tränen liefen ihr über die Wangen und an der Stelle, wo ein Tränchen von ihr auf die Erde gefallen war, kam sofort ein schöner Rosenstrauch hervor. Gerda küsste die Rosenblüten glücklich und da kam ihr wieder die Erinnerung an die Rosen in ihren Blumenkästen zuhause und sie dachte auch wieder an Kay. Die Rosen hörten sie sagen:

„Wieso bin ich schon so lange hier, ich muss doch den Kay suchen! Wisst ihr Rosen vielleicht, wo er ist? Lebt er noch?“

Die Rosen gaben ihr zur Antwort: „Bestimmt lebt er noch, denn wir sind ja in der Erde gewesen, in der auch alle Toten ruhen. Aber unter den Toten haben wir ihn nicht gesehen.“



Gerda dankte den Rosen und fragte dann viele andere Blumen, ob sie wüssten, wo Kay ist. Aber die Blumen standen wohligh in der Sonne und jede träumte vor sich hin und manche erzählte dem Mädchen ihr eigenes Märchen – aber wo Kay ist, das wusste keine.

Aber wusste die Feuerlilie etwas? Sie sagte etwas sehr Geheimnisvolles: „Hörst du, wie die Trommel schlägt? Hörst du, wie die Frauen klagen? Hörst du, wie die Mönche singen? Siehst du den brennenden Scheiterhaufen? Siehst du darin den geliebten Toten und mit ihm verbrennen will seine lebende Frau? Kann die Herzensglut zweier Menschen denn im Totenfeuer verbrennen?“

„Ich verstehe kein Wort!“ sagte Gerda. „Es ist eben mein Märchen“, sagte die Feuerlilie. Was sagte ihr die dreifarbigte Winde? „Hoch in den Felsen weiß ich eine alte Burg. Der Efeu hat sie fest umwuchert. Auf den Zinnen steht eine junge, schöne Frau, die erwartungsvoll auf den Gebirgspfad späht. Sie fragt sich: Kommt er endlich?“

Gerda fragte sofort: „Wartet sie auf Kay?“ Aber die Winde antwortete: „Ich habe doch nur erzählt, wie mein Traum beginnt, mein Märchen.“

Und was hörte Gerda vom Schneeglöckchen? „Auf einer in den Bäumen hängenden Schaukel sitzen drei Kinder und schaukeln zwei kleine Mädchen und ihr größerer Bruder, der Seifenblasen in die Luft bläst. Ihr kleines Hündchen schnappt nach den bunt schillernden Seifenblasen, die irgendwann platzen und vergehen – wie das Bild, das mir vorschwebt.“

Gerda antwortet enttäuscht: „Vielleicht wird das eine schöne Geschichte, aber mein Kay kommt gar nicht darin vor. Ich frage die Hyazinthen.“

„Drei schöne Schwestern tanzen im Mondschein am See. Es sind Menschenkinder und keine Elfen. Auf einmal kommt eine süß duftende Wolke über den See, die Mädchen ziehen sich in den Wald zurück und wenn sie wieder zu sehen sind, liegen sie in drei Särgen. Die Glühwürmchen flimmern über den offenen Särgen. Schlafen die Mädchen oder sind sie tot? Läutet da in der Ferne die Abendglocke oder die Totenglocke?“ „Ihr macht mich mit eurem starken Duft und mit eurer Geschichte nur traurig“ sagte Gerda. „Wisst ihr denn, ob mein Kay noch lebt? Die Rosen waren unter der Erde und sie haben ihn bei den Toten nicht gesehen.“

„Ihr macht mich mit eurem starken Duft und mit eurer Geschichte nur traurig“ sagte Gerda. „Wisst ihr denn, ob mein Kay noch lebt? Die Rosen waren unter der Erde und sie haben ihn bei den Toten nicht gesehen.“

Die Hyazinthen läuteten mit ihren Glöckchen „Bim, bam: Wir läuten nicht für Kay. Den kennen wir gar nicht! Wir läuten nur so aus Freude. Wir kennen nur diese Melodie.“

Gerda fragte die leuchtend gelbe Butterblume nach Kay. Auch diese Blume erzählte eine kleine Geschichte, in der nicht der Junge vorkam: „Vor dem Bauernhof sitzt eine alte Frau in der Frühlingssonne. Ein Mädchen kommt zu ihr, ihr Enkelkind, und gibt ihr einen dicken Kuss. Der schönste Gruß ist doch ein Kuss! Und so beginnt meine Geschichte!“

Gerda erinnert sich jetzt an ihre Großmutter: „Ach ja, meine arme Oma! Sie wird sich viele Sorgen um mich machen, auch um Kay. Aber wenn ich ihn finde, kommen wir bald wieder heim!“

Als Gerda weiter ging, hörte sie noch eine Geschichte der Narzisse von einer Tänzerin, die vielleicht gar nicht echt ist, aber einen gelben Schal auf ihrem weißen Kleid trägt – das Mädchen hat jetzt genug von den Blumen, die alle nur ihre eigene Geschichte erzählen, aber nichts von Kay sagen.

Sie lief zum Ende des Gartens, öffnete das rostige Schloss des Gartentores und ging vorsichtig hinaus. Dreimal sah sie sich um, aber niemand kam hinter ihr her. Sie ging weiter und weiter und als sie müde wurde, setzte sie sich auf einen Stein. Sie sah, dass der Sommer vorbei war; es war Herbst; das konnte man in dem Garten gar nicht sehen, denn dort blühten zu gleicher Zeit die Frühlingsblumen und die Sommerblumen und die Herbstblumen.

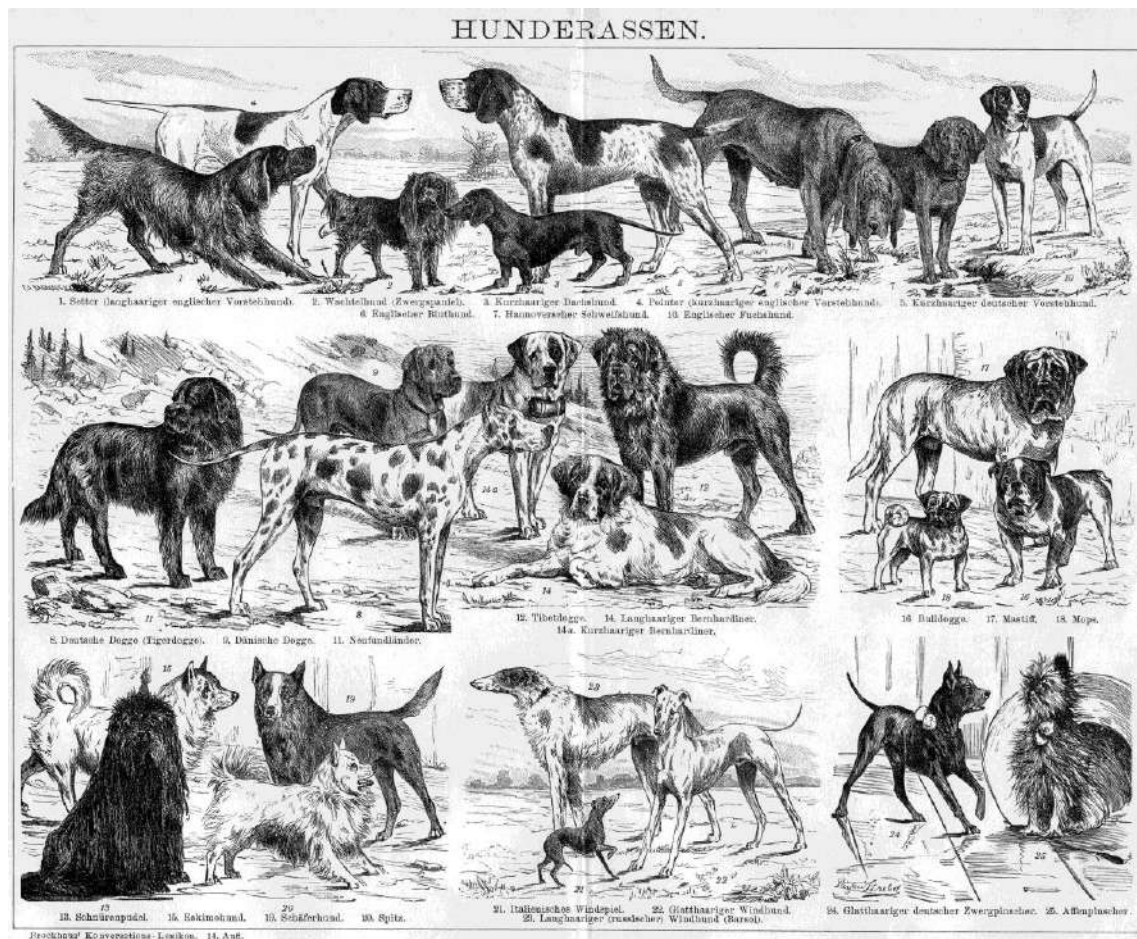
„So spät im Jahr ist es schon“, rief Gerda erstaunt, „dann muss ich mich eilen!“ Sie lief weiter mit ihren längst müde gewordenen und schmerzenden Füßen. ♦



Carlo und seine 23 Hundefreunde

Carlo Calotti lebt mit seiner Familie ungefähr in der Mitte Deutschlands: in Kassel. Es ist gut möglich, dass ihr ihn schon mal gesehen habt, er fällt überall schnell auf wegen seiner gelben Mütze und weil er meist seine Hundemeute bei sich hat.

Das sind nicht nur zwei oder drei Hunde, wie ihr jetzt wohl denkt, sondern zwanzig und manchmal auch zwei- oder dreiundzwanzig.



Da staunt ihr sicher, vielleicht glaubt ihr mir auch nicht, noch nicht — aber ich will ich euch ganz genau erzählen, wie alles zusammenhängt.

Es sind nicht Carlos eigene Hunde, er passt nur tagsüber auf sie auf. Manchmal hilft ihm sein Freund Fitti dabei, manchmal auch seine kleine Schwester Tina.

Habt ihr Lust, mal ein paar Stunden dabei zu sein, wenn Carlo und Fitti und Tina mit den vielen Hunden unterwegs sind?

Also, alles fängt morgens schon sehr früh an. Was heißt früh — Carsten, der meistens fröhliche Zeitungsausbräuer, ist um zwanzig nach sechs, wenn Carlo bei Herrn Wilde in der Ulmenstraße klingelt, schon fast fertig mit seiner Arbeit. Sofort hört man freudiges Hundegebell, obwohl Herr Wilde mehrmals ruft: „Bist du still, Lissy!“

Und dann ist die Dalmatinerhündin viel schneller an der Haustüre als Herr Wilde und macht einen Zirkus, weil es ihr nicht schnell genug geht, bis sie bei Carlo ist.

Sie wirft ihn fast um bei der stürmischen Begrüßung, aber das ist Carlo gewöhnt. Er nimmt Lissys Halsband und führt sie trotz ihrer Freuden-sprünge schnell zum Hundeauto.

Das ist kein richtiges Auto, denn Carlo ist erst fünfzehn und dürfte gar kein Auto fahren — er wartet natürlich sehnsüchtig darauf, älter zu werden. Das Hundeauto heißt nur so: es ist ein kleiner Planwagen, wie ihr sie vielleicht von Bildern aus dem Wilden Westen kennt: nur kleiner und mit Gummirädern.

Ihr werdet schon einsehen, warum Carlo diesen Wagen braucht. Er zieht ihn mit den Händen, abwechselnd mal mit links, mal mit rechts. Das Wägelchen läuft sehr leicht und wenn eine Steigung kommt oder wenn alle Hunde schon drin sind, dann schaltet er einen kleinen Elektromotor ein. Den hat ihm sein Onkel eingebaut, dann geht das Ziehen wieder leicht.



Lissy springt in den Wagen und begrüßt Tina, die hinten auf einem Bänkchen sitzt. Sie macht die verschmuste Dalmatinerhündin an einer Lattenwand fest. In der nahen Marienstraße kommen zwei Huskys dazu: Björn und Sven. Und vor dem Friedrichs-Gymnasium wartet schon Herr Scheunemann mit Glenn, dem

Irish Setter.

Carlo steuert auf das grüne Gelände vor den Bibliotheken zu. Die fünf Hunde dürfen herausspringen — an der Leine natürlich — und auf der Wiese pinkeln. Das machen sie alle, einige sogar ein paar Mal, sogar Glenn, der mit seinem Herrchen schon einen längeren Morgenspaziergang gemacht hat. „Alle wieder einsteigen, weiterfahren!“

Die Hunde wissen genau, wie es weiter geht: Als nächste kommen die verrückten Malteserhündchen, sie heißen Miss Meyer und Kookie und sind Mutter und Tochter, dann kommt der Dackel-Opa Pavarotti (zählt ihr mit, wie viele Hunde jetzt schon mitfahren?), dann der Barsoi Boris und der Spaniel Harry. An der Klinik springt die Golden Retriever-Hündin Goldie herein und kurz darauf holt Carlo den schwarzen Dobermann ab, den seine Leute „Sheriff“ nennen. Inzwischen ist es zwanzig nach Sieben.

In der rosa Villa öffnet die Schauspielerin Frau Martinez noch im Nachthemd und verabschiedet sich mit vier Küsschen von ihrem weißen Pudel Sugar Baby. „Pass nur ja auf meinen Liebling auf, Carlo. Er hat seit gestern Abend nichts gefressen. Hoffentlich ist er nicht krank. Bis heute Abend, ciao, Baby.“

Sugar Baby pinkelt erst mal am nächsten Baum und springt dann in drei Sätzen in das Oberdeck des Hundeautos. Das schaffen nicht alle Hunde ohne Hilfe.

Jeder Hund hat seinen Stammpfad im Wagen. Sie sind in dieser Hinsicht unwahrscheinlich konservativ. Nur Liu, der Chow Chow, halt sich an keine Regeln. Er ist der sturste Hund und setzt sich hin, wo es ihm passt. Er ist der einzige, der das darf. Carlo weiß, dass sich mit diesem eigensinnigen Hund kein Streit lohnt. Chow Chows sind nun mal so — und daran werden ihre Besitzer ganz schön mitschuldig sein.

In der nächsten halben Stunde kommt die Berner Sennenhündin Bianca dazu, der quirlige Terrier Turbo und der Beagle Jim. Etwas später der schwarze Schnauzer Jupp und der Neufundländer Gandalf, der mit den beiden Huskies sehr befreundet ist.

Jetzt steuert Carlo auf die Karlsaue zu. Unterwegs bringt ein Lieferwagenfahrer, das ist Herr Kuhleemann, noch Wölfi vorbei, einen irischen Wolfshund, ein ziemlich zänkischer Bursche, mit dem Carlo manchmal schimpfen muss und dem die anderen nur widerwillig Platz machen. „Wo bleiben denn Max und Jessica?“ ruft Tina von hinten. Tina kennt natürlich auch alle Hunde; sie vermisst den kurzbeinigen Schäferhundmischling und seine beste Freundin, die alte Boxerhündin Jessica.

Kurz darauf bellen alle Hunde wie verrückt, weil die beiden über die Wiesen angeflitzt kommen. Max macht dabei hohe Hüpfsprünge durch das hohe Gras und Jessica ist längst nicht mehr so schnell wie vor zwei Jahren noch, aber die anderen Hunde sind neidisch, weil die beiden so frei herumspringen dürfen. Das dürfen sie nämlich eigentlich nicht, aber ihre beiden Frauchen haben sie von ihren Leinen losgemacht, als sie sahen, dass Carlos Wagen schon in die Wiese einbog und auf seinen Lieblingsstammpfad unter den Pappeln zusteuerte.

Die anderen müssen auf Carlos Kommando hin erst mal pinkeln und Häufchen machen — und das dauert eine Weile, weil sie sich dafür Zeit nehmen müssen.

Die Hunde werden an ihren oder an vorhandenen Leinen herausgeholt, die Leinen werden miteinander verbunden. Zuschauer staunen immer, dass das kein Chaos gibt. Max und Jessica und der Dackel-Opa Pavarotti dürfen heute zusammen mit Tina den von den anderen zurückgelassenen Wagen bewachen — was die sehr gern tun, denn es ist mit einigen Vorteilen verbunden. Die anderen müssen auf Carlos Kommando hin erst mal pinkeln und Häufchen machen — und das dauert eine Weile, weil sie sich dafür Zeit nehmen müssen. In diesen heiligen drei oder vier Minuten darf nicht

miteinander gerungen werden; erst danach, auf Carlos Zuruf, dürfen sie mit ihm durch die Wiesen rennen.

Natürlich würden die drei Wachhunde auch gern mitrennen, aber sie kennen ihre Wachhund-Belohnung schon.

In einem Karton neben dem großen Futtersack sind ein paar leckere Sachen verborgen. Tina will Max erst noch, was ganz überflüssig ist, am Bauch abtrocknen, denn er war schon so früh im Fluss schwimmen. Dann kriegen

die drei ihre Hunde-Kracker mit Leberwurstgeschmack und sie bedienen sich ausgiebig, als Tina eine große Schüssel mit Wasser gefüllt hat.



Sir Edwin Landseer (1802—1873):
Futterneid?

Die Namen und Rassen der Hunde:

- Bessy - Collie-Hündin
- Bianca - Berner Sennenhündin
- Björn - Husky 1
- Boris - Barsoi
- Boss - Rottweiler
- Freddy - Drahthaar-Terrier
- Gandalf - Neufundländer
- Glenn - Irish Setter
- Goldie - Golden Retriever
- Jessica - Boxerhündin
- Jim - Beagle
- Jupp - schwarzer Schnauzer
- Kiki - schwarzer Spitz
- Kookie - Malteser 2
- Lissy - Damatinerhündin
- Liu - Chow Chow
- Max - Schäferhund

Miss Meyer - Malteser 1
Pavarotti - Dackel
Rex - Schäferhund (Polizeihund)
Sheriff - Dobermann
Sugar Baby - weißer Pudel
Sven - Husky 2
Timo - Hovawart
Turbo - Airedale Terrier
Wölfi - Irischer Wolfshund

Die Namen der Personen und ihre Hunde oder Funktion:

Carlo Calotti, die Hauptperson
Marina Calotti, seine Mutter
Tina Calotti, kleine Schwester
Frau Beckmann – Frauchen beider Malteser
Berti, ein Polizist
Carsten, Zeitungsausträger
Herr Brennbusch, Polizist, 2. Hundeführer
Herr Domingo
Frau Faulhaber, Polizistin
Fitti, Carlos Freund (im Rollstuhl)
Miriam Flimm, Journalist in
Werner (Abdullah) Hambke, Polizist, 1. Hundeführer
Frau Hammerschmidt - Kiki
Herr Hartwig, Pförtner bei der Fa. Sundermann
Marko Köhler, arbeitsloser Masseur u. Heilpraktiker
Frau und Herr Köster
Herr Kuhlemann - Wölfi
Frau Martinez - Sugar Baby
Frau Moellendorf - Freddy
Norbert , frühpensionierter Lehrer
Octavio, Onkel von Carlos
Oskar, Helfer in der Hundeschule
Frau Dr. Schmalenbach, Tierarzt in
Herr Sunderholm, Unternehmer + Sponsor
Herr Wiederholt - beide Huskys
Frau und Herr Wilde - Lissy und die Welpen.

Im Wagen stehen immer drei große Wasserkannister, der Sack mit dem Trockenfutter in der roten Kiste und eine Medizintasche.

Zuerst dürfen die drei Wachhunde trinken, dann stellt Tina noch zwei Wassernäpfe dazu — für die anderen, die jetzt bald zurückkommen.

Als die Hunde Wasser getrunken haben, fängt Carlo an, die Hunde nacheinander mit einigen Bürsten zu striegeln. Dabei guckt er den Hunden in die Ohren und tastet sie nach Zecken ab. Er prüft, ob sie einen harten Bauch haben, ob sie eine normale Temperatur haben und ob auch ihre Fußballen in Ordnung sind. Die ausgebürsteten Haare packt er gleich in eine Tüte, denn da kommt ganz schön etwas zusammen.

Carlo schreibt einiges in sein Heft. Tina kann noch nicht richtig schreiben, sonst würde es schneller gehen. Und Fitti kann immer erst nach der Schule und nach den wichtigsten Hausaufgaben kommen.

Jeder Hund hat in Carlos Heft eine Doppelseite und Carlo will nichts verwechseln, wenn er abends die Hunde zurück bringt und den Frauchen und Herrchen berichtet, wenn etwas Besonders zu berichten ist.



„Hast du den Bauch von Kookie schon abgefühlt?“ fragt Tina. Kookie ist die Tochter von Miss Meyer, der Malteserhündin. Die Mutter regt sich mächtig auf, als Carlo die Kookie hochhebt und untersucht und kämmt. „Ihr Bauch fühlt sich immer noch hart an“, sagt Carlo. „Die Hündchen müssen wahrscheinlich zu oft Schokolade und Kekse fressen, deshalb klappt es nicht mit der Verdauung. Ich habe aber den Verdacht, dass die Kleine wieder Würmer hat.“

„Dann gib ihr doch das Wurmzeug!“ ruft Tina. „Nee“, sagt Carlo, „ich muss das erst mit dem Frauchen der beiden Süßen besprechen, sonst könnte es Ärger geben. Carlo ruft den Husky Sven zu sich. Der ist irgendwie erstaunt und zögert erst, aber sein Bruder Björn ist schneller bei Carlo.“

Sven hat seine linke Hinterpfote in einem selbstgenähten schwarzen Stiefelchen stecken. Er hatte sich Anfang letzter Woche an einer Glas-

scherbe tief verletzt. Die lag hier in den Wiesen. Carlo hatte den blutenden Sven auf die Seite gelegt und erst mal selbst an der Wunde lecken lassen. Dann hat er die Wunde desinfiziert, was Sven gar nicht gut fand und erschrocken fiepte und ein bisschen zitterte. Dann hatte Carlo die Pfote verbunden und Tina hatte aus einem Vorratsschächtelchen ein passendes Stiefelchen herausgesucht und über den Verband gestülpt.

Tina und Carlo mussten Sven gut zureden: er wollte nämlich das Stiefelchen mit den Zähnen wieder wegreißen. Aber dann ging Carlo ein Stück mit ihm an der Leine und gewöhnte ihn an die Polsterung seines schlimmen Fußes.

„Hast du gesehen, wie gut er humpelt?“ fragte Tina lächelnd, denn das kennen sie schon von vielen Hunden: wenn die einen Verband tragen, bleiben viele Leute stehen und sagen ganz mitleidsvoll: „Was hat denn der arme Hund?“ Und diese Anteilnahme gefällt den meisten Hunden so, dass sie dann gern ihr Leiden übertreiben und herzerreißend humpeln.

„Los, du alter Schauspieler“, sagt Carlo und lässt Sven ins Wägelchen springen. „Aber du bleibst draußen“, ruft er zu Björn, der gerade mit rein springen wollte. Tina schneidet das schmale Pflaster auf, mit dem das Schnürband um Svens Stiefelchen gesichert ist und Carlo zieht dann das Stiefelchen aus.

Sven zittert wieder, als wenn er es geübt hätte. Tina hebt seinen Kopf auf ihren Schoß und sagt: „Du bist doch ein starker Schlittenhund. Hast du denn nicht sogar schon mit Wölfen gekämpft? Und jetzt hast du Schiss vorm Verbandwechseln?“

Der ursprünglich weiße Verband war ein bisschen feucht und schmutzig geworden, aber nicht mehr blutig. Die Wunde sah gut aus; Hunde haben eben ein gutes Heilfleisch und solche Schnittwunden schließen sich meist erstaunlich schnell.

Carlo lässt es zu, dass Sven eifrig an seiner Wunde leckt. Dann trocknet er die Pfotenballen ab, lässt ein bisschen gelben Wundpuder über die Narbe rieseln und verbindet die Pfote wieder.

„Ist es denn noch nötig, dass du sie verbindest?“ fragt Tina. Carlo nickt. „Ja, das schont die empfindliche Stelle noch und polstert die Wunde noch ab; dadurch kann er wieder herumspringen.“



Als Sven wieder gestiefelt entlassen wird, balgt er sich sofort mit seinem Bruder und mit dem Neufundländer Gandalf. Zwei Feuerwehrautos fahren mit lautem Tuten vorbei. Den Hunden gefällt dieser Lärm überhaupt nicht und wie auf ein Zeichen bellen alle wehtuend laut in Richtung der schon verschwundenen beiden Feuerwehrwagen.

Carlo lässt sie für dieses Mal bellen, denn er findet, dass die Hunde das auch mal brauchen. „Und jetzt gibts Futter“, ruft er und sofort sind alle Hunde mucksmäuschenstille und verfolgen jede Bewegung von Tina und Carlo, die die große Futtertüte herausholen und die Näpfe füllen.

Sie würden natürlich gern keifen und sich um das Futter balgen, aber da ist Carlo ganz streng: wer nicht brav ist, kriegt nichts – das kapieren auch die Neulinge immer schnell.

Aber in den nächsten Minuten wollen wir die Hunde lieber nicht stören, denn die mögen es gar nicht, wenn Fremde ihren Futternäpfen nahe kommen. Wir können ja ein bisschen zur Seite gehen.

Alle lieben Fitti

Was ist denn jetzt los? Der Fox Freddy hat es als erster gemerkt, dann aber auch alle anderen. Sie hören auf zu fressen, gucken kurz zum Weg hinüber – und dann rächt sich, dass Carlo und Tina die Hunde zum Fressen von den Leinen genommen haben. Jetzt fetzen sie wie die wilden Reiter freudig bellend über die Wiese und rasen auf einen Rollstuhlfahrer zu.

Fitti ist gekommen und der arme Kerl wird jetzt großartig eingeseift. Mit ihren verschmierten Mäulern stupsen sie ihm ins Gesicht, springen abwechselnd über seinen Rolli, die Malteser Miss Meyer und Kookie und das Pudelchen Sugar Baby springen ihm auf den Schoß und die darin erkennbar geübten Raufbolde, der Wolfshund Wölfi und der Neufundländer Gandalf schaffen es, den Rollstuhle umzukippen und Fitti ins Gras zu werfen. So können ihn die Hunde natürlich noch viel besser begrüßen und Fitti, der das alles nicht zum ersten Mal so erlebt, hält sich lachend die Ohren zu und ruft: „Ihr elenden alten Köter, werdet ihr wohl Ruhe geben!“

In diesem Augenblick hören die Hunde Carlos Hundepfeife: ein ganz hoher, schriller Ton, den nur Hunde und vielleicht Maikäfer laut hören. Das Kommando wirkt sofort. Sie flitzen in hohen Sprüngen zurück zu Carlo. Einer aber nicht – ihr ahnt sicher, wer wieder mal tut, was er will? Nein, es ist nicht der Dackel-Opa Pavarotti, der saust, was seine kurzen Beine hergeben, nein, es ist wieder mal Liu, der eigenwillige Chow Chow.

Tina ist inzwischen bei Fitti, hat den Rolli ganz nah an ihn heran geschoben und Fitti schafft es im zweiten Versuch, sich hinein zu schwingen. Scheint ziemlich anstrengend zu sein.

Sekunden später ist er bei Carlo und den Hunden, die jetzt ganz ruhig sind, na ja, was heißt ruhig, sie scheinen ja um die Wette zu fressen. Da ist nichts mit gut kauen, wie es die Zahnärzte immer wollen. In spätestens 80 Sekunden sind die Näpfe leer und alle zeigen jetzt, wie lang ihre Zunge ist und wie schön man sich damit den Schnabel abputzen kann. Hab ich Schnabel gesagt? Sagen wir eben manchmal. Die Hunde verstehen das sogar und ihr doch sicher auch.

Fitti erzählt ein paar Sachen aus der Schule und fragt dann: „Liegt was an heute Nachmittag?“

„Ja, Lissy hat einen Termin bei der Tierärztin, ihr Baby könnte nächste



Woche kommen, aber sie hat wohl ein Problem, meint ihr Frauchen. Hoffentlich kriegt sie nicht zu viele Dalmatiner-Babies.“

*Sir Edwin Landseer 1802-1873:
Henry & Maud*

„Na gut, sagt Fitti, das kann ich übernehmen. Wann solls denn sein?“ „Um halb vier. Willst du noch einen

mitnehmen?“

Ihr denkt vielleicht, dass Hunde die Menschengsprache nicht verstehen. Und wie erklärt ihr euch dann, dass jetzt dreiundzwanzig aufgeregte Hunde in ihrer Sprache so was wie „Nimm mich ja mit, Fitti“ bellen? Sie wollen auf keinen Fall zum Tierarzt, wohl aber mit Fitti in die Stadt, denn da haben sie gute Erfahrungen: Meistens gibt es ein Eis für jeden – Fitti kriegt es hin, dass er das Eis sogar vom Italiener geschenkt bekommt. Das würde er nie für die ganze Bande kriegen, aber für drei brave Hunde ist das immer drin.

Der schwere Gang zur Tierärztin

Lissy weiß natürlich, dass sie rein muss zur Ärztin. Sie kennt das Haus mit dem fiesen Desinfektionsgeruch und würde sich am liebsten unter dem Karren verkriechen, aber Tina redet ihr gut zu: „Hab keine Angst, Lissy, Fitti geht ja mit dir. Es ist ja auch nur eine Untersuchung. Und guck, Pavarotti

und Jessica gehen auch mit, wenn auch wahrscheinlich nur bis zum Gartenzaun.“

Und schon ziehen sie los. Fitti hat die drei Hunde an seinen Rolli gebunden, er schiebt natürlich selbst, aber es sieht ganz so aus, als würden die Hunde ihn auch ziehen, jedenfalls sehen sie mächtig stolz aus bei dieser Fahrt in die Stadt.

Schon ein ganzes Stück vor dem Haus der Ärztin werden die Hunde viel langsamer. Fitti muss ihnen gut zureden und das letzte Stück richtig ziehen. Besonders Lissy hat alle Freude an diesem Stadtgang verloren. Sie schupst Fitti zweimal gegen sein Bein und will auf seinen Schoß springen. Das ist ihm aber zu riskant, weil er seinen Rollstuhl schieben und Pavarotti und In diesem Augenblick hören die Hunde Carlos Hundepfeife: ein ganz hoher, schriller Ton, den nur Hunde und vielleicht Maikäfer laut hören. Das Kommando wirkt sofort, Sie flitzen in hohen Sprüngen zurück zu Carlo. Einer aber nicht — ihr ahnt sicher, wer wieder mal tut, was er will? Nein, es ist nicht der Dackel-Opa Pavarotti, der saust, was seine kurzen Beine hergeben, nein, es ist wieder mal Liu, der eigenwillige Chow Chow.

Die Treppe kommt Fitti mit dem Rolli nicht hoch, aber er weiß, dass man hintenherum fahren und am Anbau klopfen kann. Dort ist das Vorratszimmer und die Helferin der Tierärztin lässt Fitti und die zitternde Lissy herein. Sie müssen an dem von den Hunden sehr gefürchteten Untersuchungstisch vorbei. Ein weißer Kater liegt darauf, offensichtlich betäubt und Frau Dr. Bürgensteig hat ihn anscheinend nach einer Operation gerade wieder zugenäht. „Hallo Fitti“, sagt sie aufschauend, „wie viele Dalmatiner bringst du denn da mit?“

„Wir haben noch keine Ahnung. Ob Lissy das früher weiß als wir?“ „Wir



schauen gleich mal nach.“ Und dann sagt sie zu ihrer Helferin: „Schau mal in der Karte nach, wann Lissy so weit ist.“

Es stellt sich heraus, dass es für Lissys der 59. Tag ist. Vier Tage sind es also noch bis zur Geburt – wenn alles gut geht.

Sir Edwin Landseer: Frühstückzeit. Für alle

Die Ärztin und ihre Helferin machen so etwas wie eine Schwangerschaftsgymnastik, damit die Babies günstig für die Geburt liegen. Ihr könnt

euch denken, wie Lissy zittert – obwohl Fitti die ganze Zeit ihre Backe streichelt und ihr Beruhigendes zuflüstert.

Die Ultraschalluntersuchung zeigte, dass sieben oder acht kleine Dalmatiner auf das Licht der Welt warten.

Lissy bekommt noch eine Vitaminspritze und dann darf sie wieder vom Tisch herunter, ist sofort munter und zieht Fitti schnell zur Tür. Bloß schnell weg aus diesem Raum.

„Ich telefoniere noch mit Lissys Frauchen“, ruft die Ärztin. Und dann sieht Fitti, dass es höchste Zeit war, Pavarotti zu befreien. Der kleine Kerl hatte sich so lange um den Baumstamm gewickelt, dass er fast keine Luft mehr bekam. In das Begrüßungsbellen von Jessica konnte er aber dann doch herzlich mit einstimmen. Jetzt mussten alle erst Mal im Vorgarten pinkeln.



Ha, tat das gut. Fitti wurde neidisch, denn er „müsste“ auch mal.

Sir Edwin Landseer: Hundekonferenz

Pavarotti und Jessica waren froh, dass sie heute nicht bei der Tierärztin dran waren, aber Lissy spielte jetzt die Stolze, die selbstverständlich vor nichts Angst hat. Sie tänzelte wie ein kleines Pferdchen, ein italienischer Junge hatte das schon mal bewundernd bei ihr

beobachtet und staunend gerufen: „come un cavallo“ oder so ähnlich. Natürlich steuern die drei Hunde zielstrebig auf das Eiscafé von Alessandro zu. Jeder kriegt ein Hörnchen, Fitti mag heute kein Eis.

Ein Stückchen weiter treffen sie zwei Polizisten, das heißt eine ist Polizistin, Frau Faulhaber und Herr Brennbusch. Fitti kennt Herrn Brennbusch, sie begrüßen sich, plaudern ein bisschen und der Polizist sagt dann: „Passt mal bitte auf, ob Ihr einen großen blonden Mann mit einem Rucksack seht; er hat eine gelbliche Jacke an.“

„Bankräuber?“ fragt Fitti. „Ja“, sagt Herr Brennbusch: „Zum dritten Mal ist die Volksbank hier überfallen worden. Der Mann ist zu Fuß geflüchtet.“

„Gut, wir passen auf“, ruft Fitti.

Als er mit seinen Hunden außer Reichweite ist, fragt die



Polizistin: „Was könnten die Jungen denn machen, wenn sie ihn tatsächlich sehen?“

„Och, da mach Dir mal keine Sorgen, denen fällt immer was ein.“

Und dann erzählte er seiner Kollegin die Geschichte, wie Carlo einen Ladendieb gestellt hat – mit über zwanzig Hunden hat er ihn überwältigt; der Mann hat um Hilfe geschrien, weil die Hunde eine unbändige Freude daran hatten, mal richtig schön auf einem Menschen herum trampeln zu können und dabei zu bellen, was das Zeug hält.

„Haben sie ihn denn gebissen?“, fragt Frau Faulhaber. „Darüber haben wir vorsichtshalber nicht gesprochen“, antwortet ihr Kollege, „aber wenn ich die Meute so sehe, da kommen eigentlich allerhand scharfe Beißerchen zusammen ...“

Fitti kauft sich unterwegs noch einen Block für die Schule. Die drei warten wie Musterhunde vor dem Geschäft: hochaufgerichtet ließen sie kein Auge von Fitti. Er hatte ihnen ja auch fest versprochen: „Fitti kommt sofort wieder, wartet hier schön. Und blamiert mich nicht.“

Als er nach vier Minuten wieder kam, warteten drei ältere Damen neben den Hunden und fragten Fitti, ob er oder seine Eltern gleich drei Hunde durchfüttern könnten. „Ooch“, sagte Fitti, „das sind doch nur meine drei Lieblingsköter, die andern zwanzig warten da unten in der Karls-Aue.“ Den Damen blieb die Spucke weg.

Die anderen Hunde bekamen die Ankunft ihrer Freunde auf geheime Weise schon heraus, als Fitti mit den drei Hunden noch zwei Ecken entfernt war. Sie sangen ein fröhliches Bell-Lied und die drei anderen zerrten Fitti wie verrückt. Er riskierte es schließlich, sie von der Leine und losrasen zu lassen. Zum Glück blieben sie auf dem Gehweg und an der letzten Straßenüberquerung blieben sie, wie tausendmal geübt, erst stehen, horchten und guckten und dann gab es kein Halten mehr. Leider, denn der verträumte Mann, der mit seinem Dackel dort gerade vorbei ging, konnte nicht schnell genug ausweichen. Sein Hund wohl, aber er wurde glatt umgerissen.

Fitti wollte ihm helfen, aber der Mann schämte sich. „Waren das Ihre Hunde?“ fragte der Mann.

„Hunde?“ fragte Fitti. „Ich glaube, das waren Tiger und Löwen. Die müssen aus dem Zirkus da drüben ausgebrochen sein.“

„Mensch“, sagte der Mann zu seinem Hund, „da haben wir aber noch mal Glück gehabt, dass die Raubtiere keinen großen Hunger mehr hatten, was, Walterchen?“



Herr Wilde in Geburtsstress

Ihr macht euch sicher Gedanken, wie das mit Lissy weitergeht. Nach dem Telefongespräch mit der Tierärztin brach bei Frau und Herrn Wilde, den Hundebesitzern, Panik aus. Für Montag war der Geburtstermin zu erwarten. Die Ärztin hatte fürs Wochenende Schonung empfohlen: Lange Spaziergänge, aber kein Rennen zulassen. Und so ganz genau könnte man es nicht vorhersagen: die kleinen Dalmatiner könnten schon Sonntag kommen, aber auch erst am Dienstag.

Herr Wilde wollte Sonntagnachmittag schon zu einer Dienstreise nach München aufbrechen, Frau Wilde ist Zugschaffnerin auf einer Nahverkehrsstrecke und kann unmöglich ein oder gar zwei Tage einfach zu Hause bleiben und auf die Geburt warten. Carlo meint: Wer so wenig Zeit hat, sollte sich eben keinen Hund halten. Und dabei verstanden sich die beiden noch stolz als Dalmatiner-Züchter.

Vor zwei Monaten, als Lissy schwanger wurde, lebte Oma Wilde noch, die war eine richtige Hunde-Oma und auf ihre Mitarbeit war so vieles im Leben der Familie Wilde angelegt. Die 22-jährige Tochter studierte und lebte in Berlin. Wer könnte jetzt helfen? Ihr kommt wahrscheinlich auf einen ähnlichen Gedanken wie Frau Wilde: Entweder Carlos Mutter oder die Eltern von Fitti könnten die Rettung sein. Aber stellt euch mal vor, was sieben oder acht kleine Dalmatiner-Welpen und ihre Mutter an Platz brauchen, vor allem an Pflege. Ratet, wie es nach vielen Telefongesprächen zwischen Wildes, Frau Carlotti und Frau Köster, Fittis Mutter, und dann zwischen Fitti und Carlo ausgegangen ist?

Herr Wilde kaufte am Samstag einen großen Hundekorb und transportierte ihn zusammen mit einem Karton Hundefutter und Babynahrung zur Familie



Köster. Kösters waren nach dem Unfall ihres Sohnes in ein Hochhaus umgezogen, weil Fitti hier gut mit dem Fahrstuhl bis in den siebten Stock fahren konnte. Fitti hatte in seinem Zimmer Platz für den Hundekorb geschaffen, aber Carlo hatte eine andere Lösung vorgeschlagen und geliefert: eine alte Hundekiste mit

Probesitzen?

hochklappbarem Deckel und einem Eingang unten links.

Er weiß aus Erfahrung, dass die Hunde die Kiste lieben, weil sie sich darin geschützter fühlen, eben weil sie sich darin zurückziehen können und darin mehr Ruhe haben, aber trotzdem, wenn sie wollen, alles beobachten können. Eine Decke kommt unten rein, noch lieber haben viele ein großes Kopfkissen, und dann sollten ein paar getragene Sachen von Herrchen oder Frauchen für die Eingewöhnung mit reingelegt werden.



Noch wirkungsvoller ist es, wenn die Besitzer selbst mal in die Kiste kriechen und sozusagen mit gutem Beispiel vorangehen. Und ein paar Scheiben Wurst, in der Kiste verteilt, machen sogar misstrauische Hunde neugierig.

Carlo kletterte selbst in die Kiste und Lissy kam sofort nach. Er streichelte Lissy, flüsterte ihr was Nettes zu und kraulte sie hinter

Sir Edwin Landseer: Noch ein Pantoffelheld? den Ohren; das mögen fast alle Hunde sehr.

Die Geburt war Samstagmorgen gegen halb zehn. Frau Wilde hatte Frühdienst bei der Bahn. Herr Wilde wollte mal richtig lange ausschlafen. Daraus wurde nichts.

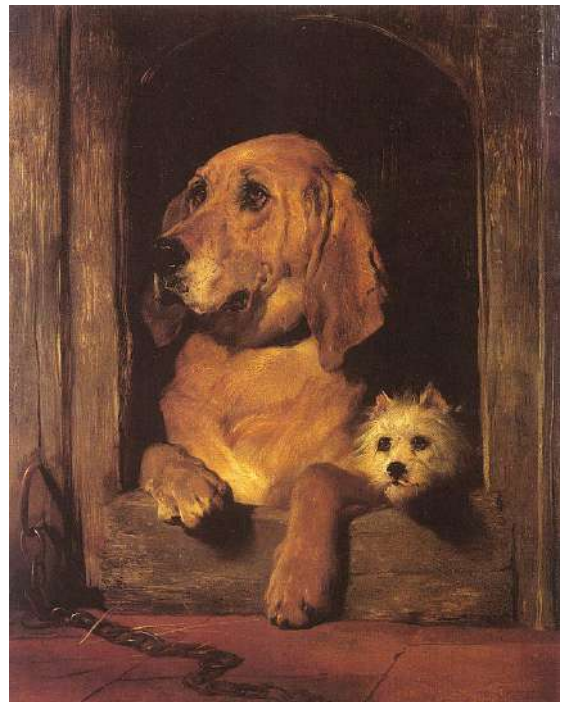
Er hatte gerade von einem Urlaub im Schnee geträumt und sich zuletzt gewundert, dass er trotz seiner dicken Handschuhe etwas Feuchtkaltes an seiner linken Hand spürte. I

Bis auch das Fiepen in seinen Traum eindrang. Herr Wilde wurde sofort hellwach, als er Lissy wahrnahm. Die Hündin lief jetzt fiepend zwischen dem Bett und der Schlafzimmertür hin und her und Herr Wilde begriff, dass sie eiligst raus muss. Er brauchte nur zwei Minuten, um einigermaßen wetterfest angezogen zu sein und dann stürmte Lissy die Treppe hinunter.

Und als Lissy 20 Minuten später, wie immer vor Herrn Wilde, aber doch merkbar langsamer die Treppe hochstieg, rutschten ihr die Hinterbeine weg und Herr Wilde sah die Füßchen des ersten Welpen hervor lugen.

Sir Edwin Landseer: Freunde, trotz Größen-Unterschied

„Ach, mein armes Hundchen, wie machen wir das denn jetzt“, murmelte er. Und dann sah er ein, dass sie es nicht mehr bis zur Wohnung



schaffen würden. Er zog seinen Pullover aus und versuchte ihn Lissy wenigsten halb unterzuschieben.

Und als Lissy immer erfolgreicher presste, griff er instinktiv nach den Welpenbeinchen und zog noch ein bisschen mehr. Und dann machte es „plupps“ und ein Dalmatinerbaby war geboren, blind noch, aber schon gut beweglich.

Herr Wilde machte sich Sorgen, weil die Treppenstufe ihm zu schmal vorkam. Während er noch überlegte, was jetzt zu tun ist, ging Lissy an die Leckarbeit: sie befreite ihr Baby von Blutresten und Haut und biss herzhaft die Nabelschnur durch. Alle Reste waren im Nu aufgeschlappt und dann hatte Herr Wilde den Eindruck, dass Lissy ihr Junges zwischen die Zähne nehmen wollte. Er riss sein Taschentuch heraus, legte es um die weißgraue Winzigkeit und trug das Kleine voraus zu seiner Wohnung.

Lissy war aber vor ihm an der Tür. Was jetzt? überlegte Herr Wilde. Ihm fiel nur der geflochtene Wäschebehälter im Badezimmer ein. Er kippte alles raus, warf drei kleine Sofakissen hinein und legte den eckigen Korb neben seinen Schreibtisch. Dann hob er das Junge, das sich inzwischen von Lissy stillen ließ, in dieses improvisierte Nest.

Während Herr Wilde mit der Tierärztin telefonieren wollte, aber nur den Anrufbeantworter erreichte, kamen zwei weitere Welpen auf die Welt und Lissy machte alles so unglaublich sicher, als würde sie nach einem Lehrbuch für Hundegeburten vorgehen. „Woher weißt du das nur alles, Lissy!“ rief Herr Wilde bewundernd.

Lissy guckte, als würde sie sagen wollen: Wir Tiere wissen viel, viel mehr, als ihr Menschen für möglich haltet.

Jetzt erst kam Herr Wilde auf den Einfall, Carlo anzurufen. Und bis der ankam, hatte Herr Wilde neun Dalmatiner in der Wohnung. Der kostbare Teppich im Flur war ziemlich feucht geworden und roch auch etwas streng.

„Wieso können die denn schon so viel pinkeln?“ fragte Herr Wilde den hochstürmenden Carlo. „Ist doch alles nicht wichtig“, meinte Carlo. „Hauptsache, die Kleinen sind alle o. k.“ – „Das sind sie scheint’s.“ Carlo untersuchte sie und bestätigte: „Gratuliere, Herr Wilde, da haben Sie aber einen feinen Wurf; drei Rüden und fünf Hündinnen – eine schöne Mischung.“

„Ja, ja“, sagte Herr Wilde, „aber ich kann mich noch gar nicht richtig freuen, weil ich zeitlich so in Druck bin.“

„Ach so, Sie müssen ja bald losfahren“, erinnerte sich Carlo.

Er telefonierte mit Fittis Mutter und bekam nach längerer Überredung die Einladung, die ganze Hundekinderstube in ihre Wohnung umzuquartieren.

Wir brauchen jetzt einen warmen Behälter für die Kleinen, notfalls eine große Tragetasche mit den Kissen drin“. Herr Wilde fand noch etwas Besseres: den Fußsack aus Fell, in den seine Mutter an kalten Tagen gern mit den zuletzt immer kalten Füßen herein geschlupft war. „Wunderbar



Sir Edwin Landseer: Ein Collie findet das verirrte Schaf

geeignet“, befand Carlo. Herr Wilde bezahlte gern das Taxi.

Die Fahrerin konnte Hunde nicht leiden und verbot der geschwächten Lissy, auf dem Rücksitz zu liegen, auch nicht auf einer Decke. So legte sie sich auf Carlos Füße und war damit auch ganz nahe bei ihren Jungen, die Carlo vor sich auf dem Schoß hielt.

Der Kleinste ist auch mal der King

Samstags und sonntags haben Carlo und Fitti ihr eigenes Programm. Sie sind Mitglieder im Kanu-Club, sie üben sich im Bogenschießen und Fitti ist begeisterter Reiter im Reitverein. Im Winter machen sie bei einer Sportgruppe mit, die am Snowboard-Fahren Gefallen findet.

„Und was wurde dabei gestohlen?“, fragte Carlo. „Tja“, sagte Herr Sunderholm, das ist uns allen ein Rätsel: es fehlt nichts; jedenfalls



vermissen meine Leute nichts. Aber wenn wir am Morgen in unsere Büros kommen, sieht es aus, als hätten die nächtlichen Besucher alle Schreibtische durchgewühlt: die Akten liegen durcheinander, der Inhalt der Papierkörbe ist verstreut und die

Putzfrauen, die bisher immer morgens ab 5 Uhr aufräumten, alarmieren jedes Mal aufgeregt die Polizei.

„Und die Schlösser, sind die beschädigt?“ fragt Fitti. „Nein, die sind nicht zerstört, die Einbrecher müssen sich jedes Mal wieder Nachschlüssel besorgt haben. Die Kripo hat schon geprüft, ob ein Mitarbeiter beteiligt sein kann, aber das konnte bisher nicht bewiesen werden.“

Fitti und Carlo besprechen sich leise und dann machen beide Herrn Sunderholm ein Angebot, das dieser erst skeptisch überdenkt, nach zwei Minuten Erläuterung aber begeistert annimmt. Carlo telefoniert mit seiner Kundin Frau Nagel und bekommt ihre Zustimmung zur Beteiligung eines wichtigen Partners.

Die Firma Sunderholm GmbH hat um 17 Uhr 30 Dienstschluss. Eine Viertelstunde später öffnet Herr Hartwig, der Pförtner, noch einmal das große Tor für das Auto von Herrn Sunderholm, der zum Haupthaus fährt. Der Pförtner bemerkte einen jungen Beifahrer und hinten saß noch jemand.

Weil Pförtner Hartwig Langeweile hat und ganz normal neugierig ist, schaltet er den Überwachungsbildschirm Nr. 5 ein, der den Haupteingang zeigt. Er findet ungewöhnlich, was er da sieht: der Mitfahrer auf dem Hintersitz holt aus dem Kofferraum einen zusammengeklappten Rollstuhl heraus, öffnet ihn, legt ein Kissen hinein, schiebt den Rolli vor die Beifahrertür und hilft mit ziemlicher Schwierigkeit dem Beifahrer, in den Rollstuhl umzusteigen.

Während der junge Mann dem anderen im Rollstuhl noch zwei zusammengerollte Schlafsäcke aufpackt und ihn zum Haupteingang schiebt, schließt Herr Sunderholm die Heckklappe und bringt vom Rücksitz noch eine Tasche nach, auf die er sehr erstaunt heruntersieht.

In diesem Augenblick springt ein Tier aus der Tasche und flitzt in merkwürdigen Kreisen und Haken schlagend auf dem Vorplatz herum. Der Pförtner Hartwig hinter seinem kleinen Kontrollbildschirm hat erst eine dicke Katze vermutet, aber die Bewegungsart des Tieres erinnerte ihn doch eher an einen Dackel.

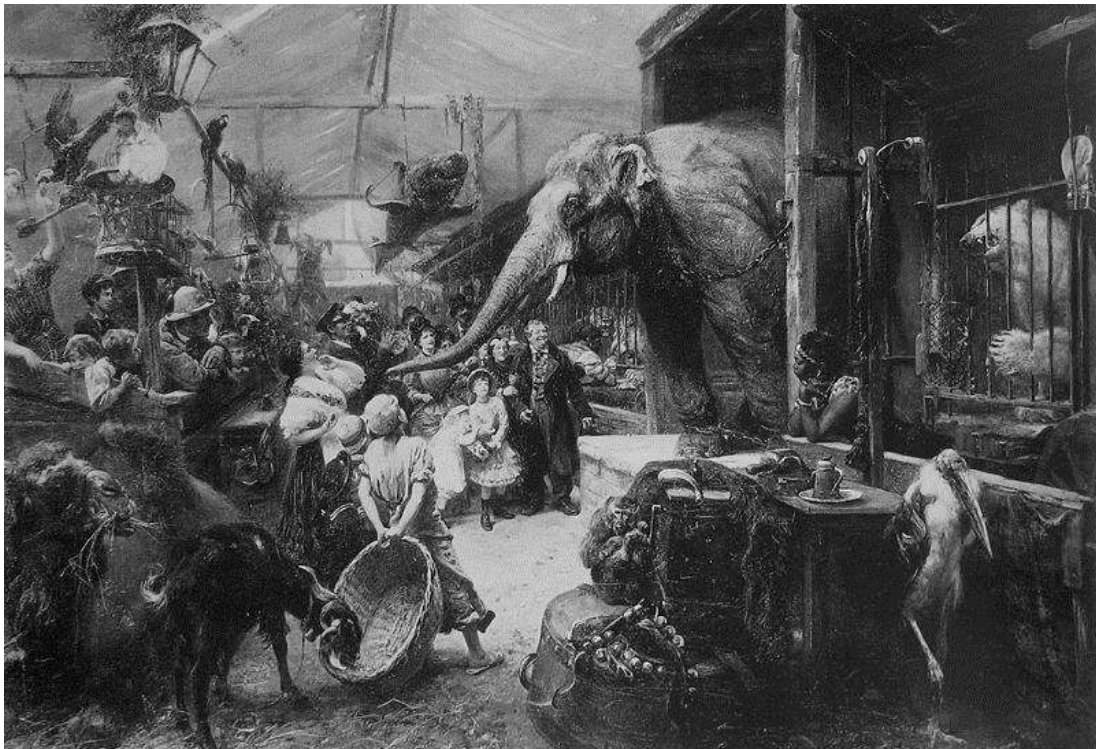
Damit lag er richtig, denn es war Pavarotti. Der setzte mehrfach mit großem Eifer seine Duftmarken. Carlo und Fitti mussten ihn aber gar nicht rufen; er passte schon auf, dass er den Anschluss nicht verpasste.

Der Fahrstuhl fährt bis zu den nur einen halben Stock höher liegenden Büros. Herr Sunderholm fährt mit Fitti; Carlo und Pavarotti zogen die Treppe vor. Carlo sagt: „Einer muss ja noch da sein, der mich rausholt, wenn der Fahrstuhl stecken bleibt.“

Herr Sunderholm zeigt den beiden Besuchern sämtliche Räume. Es sind viele Zeichentische zu sehen, Computer mit großen Bildschirmen, Drucker, Schneidemaschinen; ein gar nicht so kleines Labor ist dabei und am Ende des Flures eine Versuchswerkstatt.

Fitti fragt: „Muss das Oberlicht im Labor offen bleiben?“ „Ja“, sagt Herr Sunderholm, „aus Sicherheitsgründen sollen schädliche Dämpfe abziehen

können – wenn sich welche gebildet haben, was ja auch nachträglich nicht auszuschließen ist.



Paul Friedrich Meyerheim: In der Tierbude, 1891 (reisender Zoo)

Aber keine Sorge, diese scheinbare Schwachstelle ist besonders gut vergittert und ein Fliegengitter ist auch davor.

„Vor dem Schlauchausgang da oben links aber wohl nicht?“ fragt Fitti. Herr Sunderholm beruhigt ihn: „Nein das wäre ja auch nicht sinnvoll, weil es die Dämpfe aufhalten würde. Aber Dr. Wagenseil, der hier arbeitet, hat in ausgeklügeltem Abstand eine Art Klappe am Ausgang des Stutzens anbringen lassen, damit Luft hinaus kann, aber keine Maus reinkommen kann.“

Pavarotti ist vor der Labortür stehen geblieben. Der Geruch ist ihm nicht geheuer. Riecht ja schlimmer als beim Tierarzt, findet er wohl ...

„Was ist das für ein Röhrensystem?“ fragt Carlo und klopft an eine faustdicke Röhre. „Damit schicken wir uns gegenseitig gerollte Zeichnungen und Laborberichte zu.“ „Wie eine Rohrpost?“ fragt Fitti.

„Genau“, antwortet Herr Sunderholm. „Aber jetzt müsst ihr erst mal zu Abend essen. Ich lasse euch etwas herbringen. Mögt ihr eine Pizza?“ „Muss nicht sein“, sagt Fitti leise, „hatte ich diese Woche schon zweimal“. „Na, gut, was anderes, gerne doch! Ihr braucht's euch nur zu wünschen, ihr seid meine Gäste ...“



Sir Edwin Landseer: Friedliche Tier-Welt

„Kann’s auch was Chinesisches sein?“, fragt Carlo. „Na klar“, sagt Herr Sunderholm, und dann stellen sie eine interessante Mischung zusammen, die nach etwas über einer halben Stunde auch durch den Pförtner herübergebracht wird, zusammen mit einer Kanne Jasmintee und dem üblichen braunen Zuckerwasser.

Herr Sunderholm verabschiedet sich; die beiden Jungen behaupten, sie brauchten jetzt wirklich nichts mehr außer vielleicht seine Handynummer. Und er könne das Licht jetzt ausknipsen; sie fänden sich gut zurecht, weil die Räume von der Außenbeleuchtung ausreichend erhellt werden.

* * *

Ich kann mir gut vorstellen, dass ihr euch inzwischen auch einige Gedanken über die seltsame Einbruchserie gemacht habt. Und wieso hofften Carlo und Fitti, verstärkt durch den Dackel Pavarotti, diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen?

Sie wollten eigentlich wach bleiben, aber gegen Mitternacht krochen sie doch in ihre Schlafsäcke und schliefen bald ein.

Es dauerte genau sieben Stunden und zwanzig Minuten, bis die beiden „Detektive“ und ihr Wachhund durch einen Höllenlärm geweckt wurden.

Pavarotti wurde wohl aus einem dramatischen Traum so schmerzhaft herausgerissen, dass er jetzt wütend kläffte und auf keinen Fall zugeben wollte, dass er irgendwas verpennt hatte. Er gab noch eine kräftige Bellsalve ab und lauschte dann mit schrägem Kopf. Alles blieb still – für vielleicht 5 Sekunden; dann entstand wieder ein starker Lärm, der aber in Pavarottis Bellen unterging.



Ganz so aufregend, wie hier auf dem Bild des Malers Alfred Wierusz-Kowalski „Wölfe greifen Pferdeschlitten an“, er hat diese Szene 1890 geschildert, haben es die jungen Hundefreunde nicht erlebt.

Der kleine Kerl war so außer sich vor Wut, dass er nur schwer beruhigt werden konnte. „Das kam doch aus der Röhre!“ rief Fitti. In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Der Pförtner fragte besorgt, ob sie Hilfe brauchten und ob er die Polizei anrufen solle.

„Nein, danke“, sagte Carlo, „wir sind nahe an der Aufklärung, aber wir gehen jetzt mal ums Haus mit unserm Schnüffelgenie. „Haben Sie eine Taschenlampe für uns?“

Pavarotti bewies, dass er auch sehr eindrucksvoll gleichzeitig rennen und bellen konnte. Er war immer noch sehr böse und bellte bald zielsicher zu dem Fenster hinauf, das zum Labor gehörte – das Fenster mit dem halboffenen Oberlicht und dem gelben Schlauchloch oben in der Ecke.

„Das wars dann wohl“, sagte Fitti, der keuchend mit dem Rollstuhl nachkam. Carlo nickt: „Bleibt nur die Frage, welches Tier kann die Klappe öffnen und hat so viel Mut, trotz des kräftigen Labor-Geruchs hier

reinzukommen, und kann auch an glatten Wänden rauf- und runter laufen. Und kommt auch noch auf die Idee, die Rohrpostanlage auszukundschaften und über die Röhren dann in Bereiche zu kommen, wo vielleicht sogar fressbare Reste in den Papierkörben zu finden sind?“

„Machen wir mal eine Liste“, schlägt Fitti vor, als sie wieder im Haus sind und schreibt auch gleich die Fragen und die vorläufigen Antworten auf:

Vogel? – Nein. Eichhörnchen? – Nicht ganz ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich. Ratte? – Könnte sein. Maus? – Nee. Wiesel? – Hier in der Gegend? Kaum. Hamster? – Könnte sein. Marder? – Hm ...

Carlo fasst noch mal zusammen: Der Lärm kam aus dem Röhrensystem. Wie das Tier reinkam, scheint klar zu sein, und dann hat Pavarotti ihn in die Flucht gejagt. Wem ist dieser Respekt vor einem Hunde am ehesten zuzutrauen? Als Carlo Herrn Sunderholm anruft, hat der natürlich längst geschlafen. Carlo sagt mit fester Stimme: „Herr Sunderholm, es war bestimmt ein Marder. Er war hier, wir haben ihn deutlich gehört und er ist bis in die Röhre in Ihrem Büro gekommen, aber dann hat Pavarotti ihn verjagt. Der Marder ist in Panik geflüchtet. Ich weiß übrigens ein gutes Abwehrmittel gegen Marder: Wenn Sie ein Säckchen mit einer Handvoll ausgekämmten Dackelhaaren außen neben den Stutzen im Labor hängen, dann sind Sie diesen Einbrecher für immer los.“



Herr Sunderholm ist überglücklich, verspricht eine schöne Belohnung und schlägt vor, dass der Pförtner auf Firmenkosten ein Taxi ruft, das die drei dann schnell heimbringen soll.

„Gute Lösung“, stimmt Carlo zu, „in knapp vier Stunden muss ich ja auch wieder anfangen, meine Hunde einzusammeln. Montags warten sie immer besonders ungeduldig auf unser Wiedersehen...“.

Er hatte schon aufgelegt, da fiel Herrn Sunderholm ein, dass er sich eine Belohnung auch für Pavarotti ausdenken muss. Vielleicht fände der tapfere Hund ein Halbjahres-Abo auf eine wöchentliche Fleischwurst gut, überlegte er, aber dann fielen ihm ganz plötzlich die Augen zu.

Carlos Traum vom Hunde-Paradies

Ihr habt das sicher auch schon erlebt: Manchmal wünscht man sich sehr lange etwas, das hat man irgendwann auch vergessen – und auf einmal ist es da, fast mehr aus Zufall. Na ja, wenn es überhaupt Zufälle gibt.

Die Bekanntschaft mit Herrn Sunderholm brachte eine ganz neue Entwicklung:

Bei ihrem dritten oder vierten gemeinsamem Abendessen erzählte der Unternehmer von seiner alten Villa am Parkrand, die schon über zwei Jahre leer stand und das machte ihm Sorgen, weil einige Leute einfach ihren Müll auf dem Gelände abgeladen hatten – kürzlich sogar einen alten Kühlschrank und einen zusammen gebrochenen Kleiderschrank. Und Einbrecher hatten auch schon einmal versucht, eine Tür im alten Wintergarten aufzubrechen. „Wenn ich nur jemanden fände, der dort etwas aufpassen könnte ...“



Herr Sunderholm tat so, als würde er das so ohne irgendeine Absicht vor sich hin sagen, und es fiel ihm natürlich auf, dass die beiden Jungen sich sofort erstaunt ansahen, ihre Essbestecke hinlegten und ganz versonnen nachdenkliche Gesichter machten.

Keine vierzehn Tage später tat sich allerhand in der alten Villa und vor allem in dem großen verwilderten Garten: Hier entstand über Nacht das Hundeparadies. Carlos Mutter war jetzt die Chefin einer Hundepension. Und Carlo und Fitti und Norbert und Oskar gaben in einer Hundesprechstunde Tipps zur Hundehaltung; sie boten vor einem Hundekauf und zur Hundeerziehung.

Wollt ihr mal zuhören, wie Fitti Ratschläge für die „ersten Stunden mit dem neuen Hund“ gibt? Er ist draußen im schattigen Garten. „Geh mit deinem Hund angeleint zu einem Grünstreifen; am besten auf einen, auf den du öfters darfst, ohne Ärger zu bekommen. Dann sag dem Hundchen viele Male: „Mach schön ein Bächlein. Gewöhne es an dieses Wort. Und wenn es eins gemacht hat, streichle es und lobe es sehr: So ein feines Bächlein hast du gemacht, so ein braver Hund bist du! Und dasselbe ist beim Häufchenmachen bewährt:

Immer viel loben. Wichtig ist auch, den Hund daran zu gewöhnen, nicht nur an einer bestimmten Stelle Bächlein und Häufchen zu machen, sonst gewöhnt er sich zu sehr an diese eine Stelle und hat große Schwierigkeiten in einer fremden Umgebung, etwa auf Reisen oder wenn man ihn auf Besuch irgendwohin mitnimmt. Menschen müssen daran denken, dass Hunde sich immer entleeren sollten, bevor sie sich stundenlang in Räumen aufhalten müssen; es ist immer besser, spätestens vier Stunden nach dem Fressen mal eben mit ihnen raus zu gehen.“

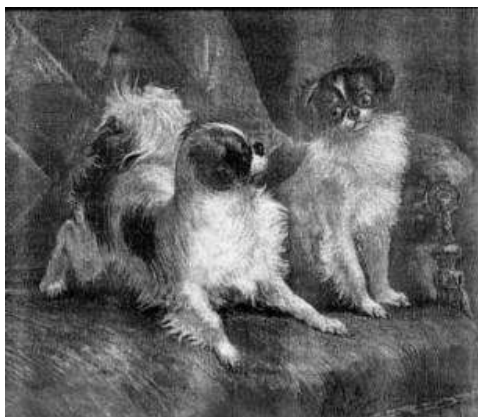
Und wenn die Zweibeiner das eben gar nicht schaffen, versuchen Norbert und Oskar den Hunden das nachträglich beizubringen, aber eine richtige Chance haben sie nur, wenn es ihnen gelingt, den dazugehörigen Menschen noch mehr beizubringen als ihren Hunden. Das dauert oft lange und es bringt natürlich Geld in die Kasse.



Das war auch dringend nötig, denn Frau Carlotti hatte bei der Sparkasse einen Kredit aufnehmen müssen, um das Nötigste zu sichern, nicht zuletzt die Entlohnung der Mitarbeiter.

Zu ihnen gehörte übrigens auch Onkel Dagobert, den Carlo so nannte, obwohl er

eigentlich Robert hieß. Dieser Onkel, ein gelernter Ingenieur, der viel zu früh aus seinem Beruf hinausgedrängt worden war, hatte für Carlos Hundekarren den kleinen Zusatz-Elektromotor gebaut. Und jetzt fuhr Onkel



Dagobert einen alten Kleintransporter, in den er mehrere Etagen eingebaut hatte.

Sir Edwin Landseer: Drei Freunde

Carlo fuhr weiter morgens und abends mit und sammelte seine Hundefreunde ein und brachte sie abends wieder ihren Besitzern zurück. Mehr und mehr schafften sie es aber, dass die Leute, vor allem neue Kunden, ihre Hunde selbst in

das Hundeparadies brachten und abends wieder abholten.

Carlos große Schwester Violetta ist Klavierlehrerin, aber sie hat bei der Volkshochschule Buchführung gelernt und macht für die junge Firma alle Abrechnungen.

Herr Sunderholm ist sehr angetan von der Entwicklung des Hundeparadieses – und seine beiden Hausmeister haben immer neue Einfälle für Verbesserungen im Garten und in der Villa. Das schönste Stück war das Hundekarussell. Auf einer runden, drehbaren Holzplatte waren sechzehn flache Körbe befestigt. Das Karussell war etwas schräg montiert und die Hunde hatten es bald heraus, dass sie das Karussell selbst in Schwung bringen konnten, wenn sie abwechselnd mit Kraft auf- und absprangen. Draußen hinter dem Zaun blieben immer Leute stehen und schauten gern zu, wie die Hunde sich vergnügten. Und manches Kind hätte gern mitgespielt.

Inzwischen wird selbstverständlich weiter fleißig trainiert für das Schnauzballspiel. Und die Überraschung dabei war, dass das Zwergenteam viel schneller lernte als das Team der Riesen.

Rex schien sich auch sehr darüber zu wundern. Sein Hüftproblem besserte sich übrigens. Nächtliche Wärme tat ihm gut und die für seine hoch empfindliche Nase viel zu stark riechende Salbe, die Carlo gegen Hüftgelenksentzündungen empfohlen worden war, tat gute Wirkung.

Aber dann kam der Tag, an dem ein Polizeiauto durch den Firmeneingang bis zur alten Villa gefahren kam. Die Hunde unterbrachen ihr Spiel und alle, die gerade frei herumlaufen konnten, stürzten zum Streifenwagen und umringten ihn mit wütendem Gebell. Carlo kam eilig aus dem Haus und scheuchte die ganze Meute in eine Absperrung. Erfreulicherweise gehorchten die Hunde musterhaft. Das musste ja eigentlich einen guten Eindruck auf alle machen, auch auf die Polizisten.

Carlo war auf alles gefasst, aber dann erkannte er den Hundeführer, den er als Besitzer von Rex kennengelernt hatte. Rex bellte aufgeregt hinter dem Draht, sicher aus Angst, dass sein Herrchen ihn sonst nicht finden würde.

Es wurde eine stürmische Begrüßung zwischen den beiden. Und dann erzählte Herr Hambke, den alle Kollegen aber Abdullah nannten, dass sein Herzleiden doch so schwerwiegend sei, dass er seinen Polizeiberuf aufgeben müsste. Er war sehr bedrückt, aber Carlo sah sofort einen großen Vorteil: „Einen erfahrenen Hundetrainer könnten wir noch gebrauchen. Und Rex könnte dann auch hier bleiben, was ihm sehr wahrscheinlich gefallen würde. Und vor allem könnten wir dann bald ein Schnauzballspiel

veranstalten, öffentlich natürlich, am liebsten im Stadion. Wär das nichts, Herr Hambke?“

Und siehe da, Herr Hambke lachte wieder und fing auch gleich an, neue Pläne zu schmieden ...

In allen Zeitungen stand es und auch an den Litfaß-Säulen und an den Plakatwänden: Mittwochabend 19 Uhr: Zum ersten Mal in der weiten Umgebung: Sensationelles Schnauzball-Match der Stars aus Carlos Hundeparadies. Gruppe A: Die Riesen, Gruppe B: Die Zwerge. Musikalische Begleitung durch die Old City Stompers. Eintritt 7 € zugunsten des Tierheims. Und die Hunde-Stars waren selbstverständlich auch in Farbfotos zu sehen:

Gruppe A: Die Riesen, Gruppe B: Die Zwerge. Musikalische Begleitung durch die Old City Stompers. Eintritt 7 € zugunsten des Tierheims. Und die Hunde-Stars waren selbstverständlich auch in Farbfotos zu sehen:



Paul Friedrich Meyerheim: In der „Tierbude“. 1885

Rex und Wölfi und Gandalf und über ihnen die hinreißend schönen Kiki, Jim und Sugar Baby, alle mit ihren ins Bild eingedruckten Namen.

Die Zeitungen schrieben schon vorab begeistert von den Spielproben. Zwar machten sich die Raufereien des Polizeihundes Rex, des irischen Wolfhundes Wölfi und des Neufundländers Gandalf recht gut und publikumswirksam, aber viel rührender sprangen der schwarze Spitz Kiki, der weiße

Pudel Sugar Baby und der schall-ohrige Beagle Jim übereinander und balgten sich um die Luftballons.

Nach einigen Proben erwies es sich, dass Carlo und Fitti für die Kommentierung des Spielgeschehens nicht geeignet waren, aber Marko machte das ganz aufregend gut, ganz wie ein Fernseh-Reporter bei einem Bundesligaspiel.

Nun ja, hier waren die Regeln schon etwas anders. Nach langer Denkarbeit und vielen Versuchen waren Fitti und Carlo und die Mitarbeiter im Hundeparadies darauf gekommen, tatsächlich die ja eigentlich blöd klingende Dreierkombination im Hundeteam beizubehalten. Und das einfach aus diesem Grund: Zwei Hunde spielen oft nur rum, aber wenn drei zusammen sind, gibt's immer Streit und das macht sich im Spiel ganz schön.

Auf Bälle haben die jungen Hunde-Experten schließlich ganz verzichtet; Luftballons wirkten viel besser. Natürlich waren die Hunde nicht dazu zu bewegen, die Bälle oder Luftballons in ein Tor zu schubsen: sie hatten mehr Freude daran, die Luftballons zu zerbeißen oder mit ihren scharfen Krallen zu zerschlagen. Also folgten die Männer einer Anregung der kleinen Tina, einfach die zerbissenen Ballons zu zählen – statt der Tore. Und das könnte auch den Zuschauern gefallen.

Tatsächlich, so war es. Auch die Radiosender in Kassel hatten für die ungewöhnliche Veranstaltung geworben, und weil der Oberbürgermeister auch mit seinem Hund dazukommen wollte, kamen viele Bürger auf die Idee, sich das Sportereignis mit ihrem Hund anzusehen. Zwei Fernseher haben das Spektakel aufgezeichnet.

Die Veranstalter hatten vier riesige Säcke mit aufgeblasenen Luftballons über den Platz verteilt und weil die Hunde einen unwahrscheinlich großen Verbrauch von Ballons hatten, mussten immerzu neue Ballons herbei geholt werden.

Das Spiel begann nach der ordentlich aufheizenden Musik des Polizei-Orchesters und einer heimischen Band. Zuerst kämpften die Großen etwa zwanzig Minuten lang und zerbissen 34 Ballons. Zum Schluss waren sie ziemlich abgekämpft und dampften richtig. Nach der Pause tobten die Zwerge sich aus. Sie schafften 19 Ballons, machten sich wunderbar dreckig und der weiße Pudel von Frau Martinez sah am Ende fast so pechschwarz aus wie der schwarze Schnauzer.

Ganz nebenbei in einem Radio-Interview nennt Carlo als „Experte“ seine fünf wichtigsten Erkenntnisse:

1. Hunde sind kein Spielzeug.

2. Hunde sind mindestens so schlau wie wir; in vielem sind sie uns weit voraus.
3. Hunde und Katzen erziehen sich ihre Menschen geduldig und schlau.
4. Hunde sind absolut treu und lieben uns selbstlos.
5. Wer für seinen Hund keine Zeit hat, verdient keinen einmalig treuen Freund.

Das Tierheim Kassel machte natürlich ebenfalls begeistert mit und die Schauspielerinnen und Schauspieler des Theaters waren von ihrer Kollegin Frau Martinez, deren weißer Pudel Sugar Baby immerhin einer der Hauptwirkenden war, dafür gewonnen worden, alle noch im Tierheim lebenden Hunde in der Pause wie auf dem Laufsteg vorzuführen und Marko moderierte zusammen mit der Leiterin des Tierheims.

Ich kann euch versichern, es war ein toller Spaß, die Leute und vor allem die Kinder haben sich gebogen vor Lachen, das Tierheim hat ein paar hundert € vom Eintrittserlös mitbekommen und in den nächsten Tagen haben sich vierzehn Leute einen Hund abgeholt.



Sir Edwin Henry Landseer: Was muss ich wieder raten?

Ich muss allerdings zugeben, dass die Hunde unter den Zuschauern sehr unruhig waren und dass ihr Bellen manch einen etwas gestört hat.

Am nächsten Tag kam ein Fernsehsender in Carlos Hundeparadies und filmte den ganzen Tag über. Als der Bericht dann gesendet wurde, konnte Carlo sich vor neuen Anmeldungen nicht mehr retten. „Wir müssen uns vergrößern“, rief Tina. Und es sieht ganz so aus, als hätte sie recht.

Vielleicht habt ihr euch schon gefragt, wie es mit dem Polizeihund Rex weitergegangen ist. Das erfahrt ihr – vieles andere auch, wenn ihr heute mal wieder die große Einsammelfahrt mitmacht. Es ist Montagmorgen. Wie immer ist Carlo um halb sechs aufgestanden und um 10 nach sechs war er startbereit. Genau um diese Zeit stand sein Onkel Dagobert mit dem Hundelastwagen vor der Tür. Ihr wisst vielleicht noch, dass dies ein umgebauter alter Kleintransporter ist, in dem die Hunde sich auf drei eingebauten Etagen zusammendrängen müssen. Jeder Hund hat natürlich seinen Stamplatz und die neuen haben es immer sehr schwer, weil sie rücksichtslos angekeift und weggeschubst werden. Der Polizeihund Rex sitzt immer schon als erster drin, aber ratet wo?

Vorne sitzt er, neben dem Fahrersitz, zwischen Onkel Dagobert und Carlo. Er ist ja auch viel zu groß und würde vier anderen den Platz wegnehmen. Und neben- und hinterher laufen darf jetzt kein Hund mehr: das hat die Polizei verboten. Zum Glück bringen jetzt mehr Hundebesitzer ihren Hund selbst zum Hundeparadies.

Abzuholen bleiben sechzehn Hunde und da sind mehrere neue dabei. Die Fahrstrecke ist mit dem Auto anders als früher mit dem handgezogenen Hundekarren, deshalb wird Turbo zuerst abgeholt.

Das ist der quirlige Airedale Terrier, der gerade seine zweite Schutzhundeprüfung macht und darüber mächtig stolz ist.

Der jetzt achtjährige Turbo hatte auch eine Ausbildung als Blindenhund begonnen, die musste aber abgebrochen werden, weil er einfach zu unruhig und bewegungssüchtig war. Sein jetziger Besitzer kommt meistens gegen 18 Uhr nach Hause, holt Turbo dann bei Carlo ab und lässt ihn bei seinem stundenlangen Joggen einfach mitlaufen. Das ist eine Riesenfreude für Turbo. Er ist übrigens 75 cm groß, sein Rücken ist immerhin 61 cm hoch und er wiegt bei seinem täglichen Sportprogramm nur 26 Kilo.

Der zweite abzuholende Hund ist der Beagle Jim, der auch von Anfang an dabei ist, ihr wisst vielleicht, dass die Beagles eine alte Jagdhundrasse sind, die früher sogar Könige bei der Jagd begleiten durften, obwohl sie so klein aussehen, aber für die Hasen- und Kaninchenjagd waren sie prima geeignet. Bis – ja bis die Zweibeiner darauf kamen, dass Beagles sehr gut als Versuchstiere für die Chemische Industrie geeignet sind. Die immer gut gelaunten Tiere sind nämlich besonders anpassungsfähig und genügsam.

Jims Herrchen hat ihn einer Vermittlungsstelle für Laborhunde abgekauft und musste umgerechnet 1200 Euro für ihn bezahlen. Er nimmt seinen Hund zu vielen Fahrradfahrten mit und verschafft ihm damit die nötige Bewegung.

Ich vergaß, noch etwas über Rex mitzuteilen. Sein Polizeihundeführer hatte ja eine Herzoperation, die ihm wenig Erleichterung gebracht hat. Er musste sich frühpensionieren lassen.

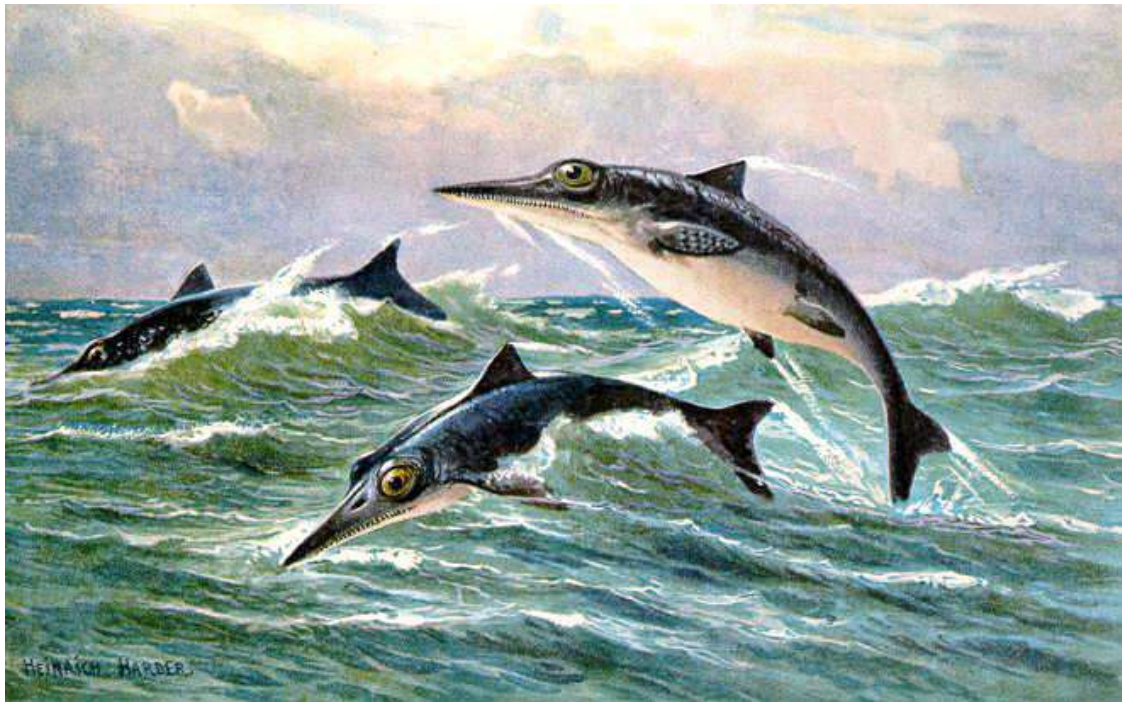
Und die Hüftgelenksentzündung von Rex hat sich den Winter über nicht sehr gebessert; der achtjährige Diensthund wurde vom Amtstierarzt für dienstuntauglich erklärt und liebend gern Carlo überlassen. Carlo und er verstehen sich wunderbar und Carlo weiß noch eine neue Aufgabe für Rex, die ihn noch schont. Darüber darf ich aber noch nichts verraten.

Übrigens ist Rex jetzt der einzige Hund bei Carlottis, die anderen alten Hausgäste sind mit den neuen zusammen in die alte Villa gezogen.

Wir haben inzwischen auch die Huskies abgeholt, wild wie immer, und die ruhigere, inzwischen auch schon sieben Jahre alte Berner Sennenhündin Bianca. Sie wiegt 54 Kilo – das ist für eine Hündin mit einer nur noch kurzen Lebenserwartung (Berner Sennenhunde werden selten älter als 8 Jahre) viel zu viel, findet Carlo, als er Bianca wieder in den Wagen hineinhelfen muss. Sie hat auch Schmerzen im Unterleib, wo man einen tennisballgroßen Knubbel spüren kann. Wir treffen Jupp wieder, den lustigen Spaniel, Miss Meyer und Kookie, die Malteser, den weißen Pudelpuppi Sugar Baby und zwei Neue, einen Langhaardackel und einen Kurzhaardackel; Die Kurzbeinigen können sogar selbst ins Auto springen.

Sie machen sich breit, aber nur kurz darauf kommen der stattliche Rottweiler Boss, der irische Setter Wölfi und die Golden Retrieverhündin Goldi, da wird der Platz schon ziemlich eng und die Kleinen werden von Carlo nach ganz oben gehoben. Schließlich kommen noch die Dalmatinerhündin Lissy mit ihrem Sohn Andy und der Chow-Chow-Hündin Liu dazu.

Nein, auf die alte Boxerhündin Jessica wartet ihr vergeblich; die musste eingeschläfert werden, weil sie Krampfanfälle bekommen hatte und zuletzt gelähmt war.



Heinrich Harder: Ichthyosaurier. 1916

Jetzt ist das Hundeauto voll und alle anderen, der Dobermann Sheriff, der Barsoi Boris, der Foxterrier Freddy, der Irish Setter Glenn, ein neuer, endlich mal ein Mischling aus Boxer und Collie und der Neufundländer Gandalf mussten auf andere Weise zu Carlos Hundeparadies gebracht werden.

Beim Aussteigen im Hof der alten Villa herrscht schon große Aufregung, die sich sofort auf die Ankömmlinge überträgt. Frau Carlotti kocht nämlich Schweinsohren in einem riesigen Kessel und der Duft (die Zweibeiner empfinden ihn mehr als furchtbaren Gestank) zieht den Hunden so unwiderstehbar in die Nase, dass sich viele flach auf den Boden legen und vor sich hin stöhnen: „Uff, wann gibt es endlich diese wunderbares Sonntagsfutter?“

Darauf müssen sie aber noch eine Weile warten, denn jetzt werden gerade drei Hunde-Rudel zusammengebunden und Carlo und Marko und Dagobert schwingen sich auf ihre Mountainbikes und jagen die Hunde über die Piste. Die Piste, das ist ein nicht mehr benutztes Stadion, in dem man herrlich trainieren kann. Und das tun sie auch fleißig.

Wir überspringen einige Wochen. Die Hundepension hat sich etwas Abenteuerliches vorgenommen: Hunde-Urlaub. Meistens werden Hunde in eine Hundepension gebracht, wenn die Zweibeiner Urlaub machen wollen, aber jetzt machen mal die Hunde selber einen Abenteuerurlaub. Und sogar ganz weit weg: In Griechenland.

(Drei oder vier Nachrichten von Carlo sind mir verloren gegangen. Dies ist eine, in der er von Alexandra berichtet, die er in seinem Urlaubsort

kennengelernt hat. Sie wird ungefähr in seinem Alter sein und sie arbeitet mit den Gespinsten von Seidenraupen, die ihre Familie gezüchtet hat. Viel scheint das nicht einzubringen. Hier ist die Mail von Carlo — die Zusammenhänge müssen wir uns ausdenken:)

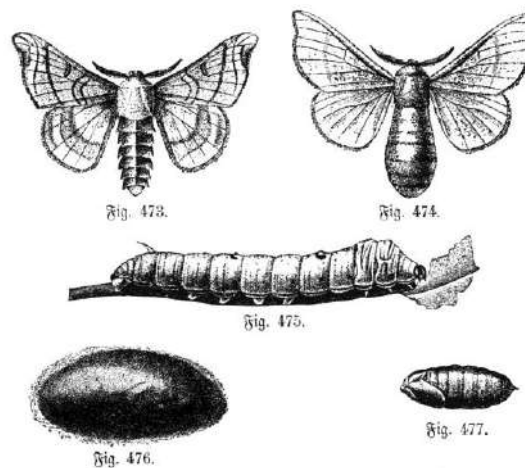
„Sie und ihre Familie haben sie kein Geld für neue Sandalen. Ich muss mir ausdenken, was ich ihr mitbringe, morgen. Sie hatte überhaupt keinen Ring und keine Kette, nichts.

Bestimmt kann Alexandra sehr schön singen. Morgen werde ich unser Wörterbuch mitnehmen und gleich noch mal üben, was „da bin ich wieder“ auf Griechisch heißt. Als ich „hey“ gesagt habe, hat sie mich sofort verstanden und auch „hey“ gesagt. Hörte sich irre schön an, auf Griechisch.

Mindestens zwei Hunde zerren mich schon seit einigen Minuten an der Hose, das ist besonders lästig, weil ich nur eine kurze Hose an habe und die soll noch ein paar Tage ganz bleiben.

Von allen glücklichen Hunden und von den sonstigen Mitreisenden soll ich euch alle herzlich grüßen. Vielleicht hat Alexandra Lust, uns mal in Kassel zu besuchen. Die wird staunen, wenn ich morgen noch mehr Hunde mitbringe. Hunde sind ja auch viel interessanter als diese fiesen Raupen, die nur fressen und kacken, obwohl, mein Opa hat manchmal gesagt, es gibt Leute, die machen aus Scheiße Geld und von einem Gärtner habe ich mal was Ähnliches gehört, das könnte für manchen ein Spruch fürs Leben sein: Aus jeder Scheiße kann noch Mist werden.

In diesem Sinne herzliche Grüße von eurem Carlo.



Seidenraupen. Carlo fand diese Darstellung in einem alten Lexikon

PS: Vielleicht kommt Alexandra ja auch mit zu einer Fahrt nach Thessaloniki. Wenn sie darf. Dann müsste ich eben Tina mitnehmen.

Oder noch besser: Tina müsste bei ihren Raupen bleiben und den Seidendreck einsammeln ...

Liebe Freunde in der ganzen Welt, liebe Hundebesitzer aus Kassel, jetzt fangen wir an, aufzuhören – so nennt Onkel Dagobert das.

Mutter Carlotti findet, dass es jetzt lange genug war, Marko sagt: es war gut und reichlich, Tina quengelt schon lange wegen der Hitze, die Hunde scheinen jetzt doch Heimweh zu kriegen und werden jeden Tag verschmuster, daran merken wir, dass sie ihre Frauchen und Herrchen vermissen. Ich hätte eigentlich auch genug von der Hitze und den Quallen im Meer, aber ich habe hier ein tolles Mädchen kennen gelernt, Alexandra heißt sie, hab ich euch schon von ihr erzählt? Ihr Bruder fährt Lastwagen für einen Steinbruch, ihr Vater ist arbeitslos und sie ist fertig mit der Schule, wie ich. Sie sammelt jeden Tag stundenlang Dreck von Seidenraupen ein und von dem, was das abwirft, wird sie sich in drei Jahren vielleicht eine Seidenbluse bei C & A leisten können.

Das lohnt also nicht, aber was soll sie sonst machen in dem Fischerdorf? Wir könnten sie in Kassel gut gebrauchen, in unserem Hundeparadies. Bei uns gäbe es ganz schön mehr zu verdienen.

Aber ihre Eltern werden sie nicht gehen lassen, eher ihren kleinen Bruder. Vielleicht müssen wir Schritt für Schritt weiterkommen.

Natürlich weiß ich überhaupt noch nicht, wie sie mich findet und ob sie Hunde überhaupt leiden kann. Seidenraupen sind ja auch Tiere, aber die kennen offenbar nur zwei Lebensaufgaben. Die eine ist Fressen.

Zu unserem Ausflug nach Thessaloniki durfte sie natürlich nicht mit. War ihr sogar selbst unheimlich. Obwohl ich spürte, dass sie schon gerne mitgefahren wäre, aber der Vater hatte nur kurz zum Himmel geguckt und die Augen verdreht, ihre Mutter, die den ganzen Tag kocht, hat viele lange Sätze gesprochen, laut und sehr schnell und dazu immer den Kochlöffel durch die Luft gewirbelt, da hat Alexandra geweint und dann habe ich mich lieber verzogen. Aber verabschieden muss ich mich auf jeden Fall, das werden ihre Eltern ja einsehen. Vielleicht ist es besser, wenn ich mal ganz früh, so gegen acht, zum Bäcker gehe, das ist ja gleich nebenan und dann ist sie vielleicht allein. Zuletzt hatte sie ihre schönen Haare nach hinten gesteckt, wie auf griechischen Vasenbildern die alten Göttinnen, als sie noch nicht so alt waren. Sah irre gut aus. Ihre Hände sind ganz schmal und lang, und ihre Haut ist ganz wunderbar rein. Aber wozu erzähle ich euch das, nachher verliebt sich noch einer in sie und dann wäre es noch komplizierter für sie.

Jedenfalls steht fest, dass wir nächstes Jahr wieder hierher fahren, wenn der Weg auch verdammt weit ist. Aber Marko sagte, wenn wir von Kassel aus mit dem Schiff bis hierher geschaukelt wären, dann wäre es noch weiter und wir würden frühestens im Spätherbst hier ankommen. Und wir alle im Flugzeug, mit mindestens zweimal umsteigen und stundenlangen Zwischenaufenthalten – das kann sich auch keiner richtig vorstellen, aber wir wollen es uns doch mal ausrechnen lassen.

Wir sind jetzt alle von der Sonne sehr verwöhnt worden und können uns gar nicht mehr vorstellen, dass man zuhause eine Heizung braucht und sich auf Regen einstellen muss.

Aber jeder freut sich auch wieder auf etwas, das es nur zuhause gibt, Marko auf sein geliebtes Schinkenschwarzbrot von Aldi, Tina auf ihre Spezial-Flakes, Onkel Dagobert auf eine Autoreparatur, Herr Meyer auf seinen Aushilfsjob und ich mich auf einen Griechisch-Kurs in der Volkshochschule. Ich will Alexandra nämlich damit überraschen, dass ich bis nächstes Jahr ein paar Worte mehr drauf habe, und wenn ich ab und zu einen Brief schreibe vergisst sie mich nicht so leicht und hält mir vielleicht einen Platz frei in ihrem Herzen.

Übrigens haben jetzt alle Hunde gemerkt, dass sie hervorragend schwimmen können; sie genießen es jeden Tag mindestens vier Mal. Deshalb mussten wir auch Hundefutter nachkaufen. Einen Wolf haben wir nicht zu sehen bekommen. Tina und ich sind auf einem Esel geritten. Das ist kein Vergnügen, sag ich euch, die Esel machen nämlich, was sie wollen, jedenfalls mit Touristen. Später haben wir gelacht und gesagt; wenn wir Esel wären, würden wir es wahrscheinlich genau so machen. Die Märchen-erzähler, die behauptet haben, dass Esel I-aaah schreien, haben nie einen Esel gehört oder waren taub. Sie pumpen ihre Klagelaute ganz anders aus sich heraus, beschreibt es mal selbst.

Sir Edwin Landseer: Beute

Gestern Abend war unser drittes Fest seit wir hier sind: Es gab viel Fisch, viel Fleisch und Brot und Wein und Wasser. Musik und Tanz gehört sowieso immer dazu und wir mussten alle mitmachen. Das ging auch mit der Zeit. Unsere sechs Hunde waren am Rand des Festplatzes angeleint. Und dann zankten sich zwei Betrunkene ziemlich heftig.

Aber das waren nicht die Hauptpersonen, denn zwei andere, die niemand kannte, stiegen von hinten in einen Minisupermarkt und klauten zwei Rucksäcke voll Waren und die Kasse. Zum Glück musste eine Verkäuferin mal aufs Klo. Sie sah die Räuber grade noch durchs Fenster abhauen und schrie das halbe Dorf zusammen. Weil sie auch mit Gesten auf den

Fluchtweg zeigte, machte ich unsere drei größten Hunde los und sagte ihnen, dass sie sich beeilen sollten, die Räuber zu fangen.



Die drei waren froh, dass sie sich mal nützlich machen konnten. Sie holten die beiden Radfahrer schnell ein und rissen sie ziemlich unsanft vom Fahrrad. Es half nichts, dass die Räuber die Rucksäcke schnell ins Gebüsch warfen. Die drei machten eine ganz gute Arbeitsteilung: Der Neufundländer Boss stand breitbeinig über dem dickeren Räuber, unser Neuling Carlo (ja, jetzt muss ich es erwähnen, dass Tina den nicht sehr hübschen Mischling frech nach mir benannt hat), also Carlo hat sich den anderen am Hemdkragen gepackt und knurrte die ganze Zeit so hungrig und Zähne fletschend, dass der Räuber vor Angst um seinen dünnen Hals zitterte und seine Hose ließ den Verdacht zu, dass er sich auch ein bisschen nass gemacht hatte. Rex, unser braver pensionierter Polizeihund holte seelenruhig die beiden Rucksäcke aus dem Gebüsch.

Alle Festteilnehmer kamen jetzt heran gekeucht. Einige hatten sich unterwegs Stöcke abgebrochen, das fanden sie praktisch, denn sie machten sich gleich daran, die beiden Räuber richtig mit Schmackes durchzuprügeln, ehe ein Hilfspolizist die beiden gefesselt an einen Laternenmast binden konnte, bis sie abgeholt wurden.

Das hatte aber noch viel Zeit. Es wurde noch sehr lustig, vor allem, weil unsere drei Hunde jetzt die Hauptstars waren, leckere Sachen und viel Lob kriegten und von allen gestreichelt und auf die Schulter geklopft bekamen.

Sie genossen es sehr und die anderen Hunde, die das alles neidisch mit ansehen mussten, heulten empört wie kleine Wölfe. Wir sind sehr spät ins Bett gekrochen. Ich konnte die Augen kaum noch aufhalten, die Hunde mussten mich nach Hause ziehen. Schade nur, dass Alexandra das nicht miterleben konnte. Es wäre ein guter Einstieg gewesen ...

Denkt schon mal nach, wie die Geschichte weiter gehen könnte. Ich komme später nach.

Hallo, liebe Leute in Kassel und Umgebung: Ich will die Gelegenheit nutzen, euch eine Mail zu schicken – Dr. Jusufi hat mir noch einmal diese schöne Gelegenheit verschafft. Als Anhang für die Hundefreunde in Kassel gebe ich noch eine Telefonliste der Hundebesitzer mit, deren Hunde hier in Griechenland ihre wirklich tollen Ferien genießen. Bei den Leuten, deren

eMail-Adresse ich nicht weiß, müsst Ihr eben anrufen. Vielen Dank schon mal.

Es ist hier so schön, dass sich keiner von uns vorstellen kann, in wenigen Tagen wieder heimreisen zu müssen. Wir Zweibeiner sind überwältigt von den Farben des Meeres, der Landschaft und des Himmels. Ich hatte mir das nicht annähernd so hinreißend vorstellen können, und die anderen, bis auf meine Mutter, auch nicht.

Und dann die umwerfende Art der Griechen, mit Fremden umzugehen! Sie behandeln uns wie Ehrengäste oder wie Filmstars. Das kommt natürlich auch den Hunden zugute. Mindestens jeden zweiten Tag gibt es Extra-Portionen mit griechischem Gemüse, das in Olivenöl gekocht wird und in dem gute Brocken Kaninchen- und Hammelfleisch stecken. Ihre Frauchen und Herrchen sollten mal sehen, wie ihre Lieblinge reinhauen in dieses fantastisch exotische Futter.

Aber keine Sorge: Nur wir Menschen nehmen bei den vielen Einladungen zu; die Hunde schwimmen so viel im Meer, dass bei ihnen nur die Muskeln kräftiger werden. Weil alles ölhaltiger ist als wir es gewohnt sind, haben wir alle eine sehr gute Verdauung; das finden alle viel angenehmer als den anderen Zustand.

Wir sind jetzt darauf gekommen, dass es für alle das Beste ist, wenn wir kleine ...“

(Hier war Carlos Mail zu Ende, unterbrochen oder gestört – wie das nicht selten passiert. Vielleicht erzählt ihr euch selbst, wie die Geschichte weiter gehen könnte ... Denn: so ganz schwer ist das ja nicht zu erraten. Schreibt mir – und die Fortsetzungen, die mich überzeugen, werden hier in der nächsten Auflage dieses Buches erscheinen – und dich berühmt machen.) ♦

Rainer Maria Rilke (1875—1926)

... ..

Nichts ist mir zu klein,
und ich lieb es trotzdem
und mal es auf Goldgrund und groß
und halte es hoch,
und ich weiß nicht wem
löst es die Seele los ...

George Bernard Shaw (1856—1950)

Du siehst etwas und fragst: Warum?
Ich träume von etwas,
das es noch gar nicht gibt
und ich frage: Warum nicht?

Die großen Lehrer der Meditation und des geistlichen Lebens weisen uns immer wieder auf die erste Morgenstunde hin und sagen: Nimm den Anfang des Tage wahr, es ist die Stelle, an der du die Ewigkeit berührst. In vielen Nöten und Krankheiten wäre uns geholfen, wenn es uns gelänge, die erste Morgenröte von Eile, von Lärm und Ärger freizuhalten. Der Lauf des Tages hängt im allgemeinen nicht von unseren persönlichen Vorstellungen ab. Er wird uns aufgezwungen. Aber der Anfang sollte uns gehören.

Jörg Zink

**Einige dieser Geschichten warten ausdrücklich darauf,
VON DIR weitergeschrieben zu werden:**

Max und Martin

Maximilian wird immer wütend, wenn er Mäxchen genannt wird. Aber das tun viele immer wieder. Nicht aber die zwei Frauen und die sechs Männer im Polizeirevier West in der Hermann-Meyer-Straße, denn bei denen ist Maximilian hochgeachtet.

Die Polizisten behandeln ihn fast wie einen Kollegen. Das ist schon deshalb etwas ganz Besonderes, weil Maximilian erst fünfzehn ist. Und weil es alle hinnehmen, dass er auf der Fensterbank neben dem Schreibtisch des Chefs sitzt; das ist sein Lieblingsplatz — ausgenommen natürlich, wenn Fremde hereinkommen.

Ach so, du fragst dich und mich, wie der Junge mit den Polizisten im Revier West bekannt und sogar beliebt geworden ist. Diese Geschichte ist allerdings gar nicht zu denken ohne Rolf. Entschuldigung: Natürlich auch nicht ohne Martin, einem Junge aus seiner Klasse. Die beiden waren zehn Tage lang im Schullandheim auf einer Nordsee-Insel.

Von einigen Inselabenteuern erzählt Maximilian eben. Mitten in seinen Bericht stößt jemand draußen eine Türe auf. Rolf, der bisher hinter dem Schreibtisch des Chefs lag, springt wütend auf und bellt dem hereinstürzenden Mann eine unfreundliche Begrüßung entgegen. Natürlich ruft ihn Maximilian gleich zurück.

Alle sehen unwillkürlich zu dem hereinkommenden Mann hin. Er sieht wirklich sehr komisch aus. Na, komisch ist nicht das richtige Wort, er erinnert mich irgendwie an ...

He, da kommt ja auch Martin herein. „Was hast du denn da in der großen Kiste mitgebracht, Martin?“ ...

Der Heckenzwerg und die Wanderzwerge.

Den Heckenzwerg kenne ich schon lange. Ich habe ihn im Frühjahr entdeckt, als er an seiner Wohnung arbeitete. Heckenzwerge sind sehr selten zu sehen, weil sie tagsüber schlafen und unsichtbar sind. Ich bin auch nachts unsichtbar, draußen jedenfalls, weil ich dann im Haus bin und schlafe.

Trotzdem sind wir uns begegnet. Und nur, weil mir spätabends eingefallen ist, wo ich mein Armband verloren haben könnte. Ich bin in den Garten gelaufen, in Pantoffeln und im Schlafanzug und mit einer kleinen Taschenlampe.

Mein Armband habe ich damals noch nicht gefunden, aber Stups.

„Mach das Licht aus! Das tut mir weh!“ Hörte ich eine leise Stimme. Und dann sah ich ihn, Stups. Ich weiß nicht, wie er sich selbst nannte, aber er fand meinen Namen für ihn ganz gut. Er zeigte mir

Und eines Abends müssen die Wanderzwerge an seiner Hecke vorbeigekommen sein. Natürlich haben sie ihn sofort gesehen. „He, alter Junge“, werden sie gerufen haben, „warum kommst du nicht mit uns? Wir sind sechs lustige Burschen und einen wie dich könnten wir noch gut gebrauchen.“

„Wieso denn gebrauchen, wofür denn?“ wird Stups gefragt haben. Und dann haben sie ihm höchst wahrscheinlich ihren Plan verraten: Sie wären auf einen Bankeinbruch aus und sie wären selbst alle zu dick, um durch das Stahlgitter zu klettern.

„Das macht nur alleine!“ wird mein Stups gesagt haben, „für solche Abenteuer bin ich nicht zu haben.“

Aber dann haben sie ihn wohl gefesselt und mitgenommen. Man weiß ja, wie brutal Wanderzwerge manchmal sein können. ...

#

Ich hab oft Angst!

Ich habe oft Angst; gib es zu: du sicher auch, vielleicht seltener als ich. Du hast ja auch keinen älteren Bruder wie Tom, der mich dauernd mit solchen Nachrichten erschreckt: „Pass auf, Doro, da unten an der Kellertüre hat eben ein Fuchs heraufgeschaut.“ Oder: „Oben auf dem Speicher knackt es wieder so laut, sieh mal nach, ob das wieder der schwarze Mann ist.“

Das war aber noch gar nichts gegen das, was ich, ich glaube, es war an einem Mittwochabend und ich war zufällig allein zuhause. Wie immer, hatte ich in solchen Fällen alle Lampen im Haus angemacht, auch die vor unserer Eingangstür. Natürlich hatte ich alle Vorhänge zugezogen. Dann hörte ich im Flur das Telefon. Soll ich mich melden? Aber warum nicht? Noch bevor ich den Hörer greifen konnte, sah ich den Schatten vor der Eingangstüre.

Wir haben nur eine schmale, schräge Scheibe darin. Das Glas ist nicht ganz durchsichtig, deshalb sieht man nur einen Schatten, wenn einer vor der Türe steht. Man kann aber meistens erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau ist.

Das da war ein Mann, ganz deutlich.

Das Telefon klingelte noch einige Male; ich ging nicht dran.

Das war vielleicht ein Fehler. Aber der Mann da draußen drückte immer noch nicht auf unseren Klingelknopf, machte aber Bewegungen mit den Armen und Händen, die mir nicht geheuer waren. Will er unsere Türe aufbrechen?

Unser Hausschlüssel hing am Brettchen. Ich drückte mich an die Wand und schlich zur Türe, um sie vorsichtshalber noch einmal abzuschließen. Aber dann

Babsi, liebe Babsi

Klar, eine richtige Schönheit war sie nicht. Und dass sie so umwerfend nach mehreren Blumensorten duftete, lag nur daran, dass sie idiotische Mengen Parfüm auf ihren pummeligen Körper verteilte.

Außerdem war sie sehr vorlaut, immer missmutig und, was das Schlimmste war, sie hatte dauernd Schnupfen und schniefte immerzu.

Aber wir liebte sie alle, denn ihr Vater hatte die Bäckerei am Kirchplatz und Babsi hatte immer den Rucksack voll mit

herrlichen Leckereien, alles total frisch und knusprig. Natürlich haben wir den Rucksack schon vor der ersten Stunde geplündert und oft genug kamen wir noch kauend und mit Krümeln auf den Jacken in die Klasse.

Und auf einmal, es war ein Dienstag, war Babsi nicht gekommen. Wir hatten beim Frühstück extra noch Platz für die schönen Sachen aus der Bäckerei gelassen und sahen schon deshalb sehr gespannt auf die Bergstraße. Aber Babsi kam nicht.

Der lange Sergej war unser Klassensprecher. Wir bestürmten Frau Schubert, bei der wir Englisch hatten, den Wollo zur Bäckerei zu schicken. Er sollte klären, wo Babsi mit ihrem Rucksack bleibt. Wenigstens den sollte er holen.

Sergej durfte gehen. Wir waren kein bisschen aufmerksam und sahen immerzu aus dem Fenster. Frau Schubert ließ uns übersetzen: Wir mögen alle den Kuchen vom Bäcker. Am liebsten haben wir süße Sachen, die mit Schokolade überzogen sind. Überzogen? Das Wort kennt doch keiner.

Frau Schubert riet zu einer Umschreibung. Einige versuchten es. Dann riss Sergej die Türe auf. Er war kreidebleich und er atmete schwer.

„Komm her, Sergej, beruhige dich erst mal“, sagte Frau Schubert. Aber Sergej wollte und konnte sich nicht beruhigen. Dann brach es aus ihm heraus: „...“

Bei der Sushi-Prinzessin

Zum Glück schwimme ich gern. Jedenfalls, wenn das Wasser nicht zu kalt ist. Obwohl — aber das berichte ich besser nach und nach.

Also, wenn ich ausnahmsweise mal nicht einschlafen kann, das heißt: wenn ich nicht sofort blitzschnell einschlafe, dann erzähle ich mir eine Geschichte; es ist seit Wochen immer dieselbe: Wie die meisten Leute habe ich in unserem früheren Baggersee eine Lieblingsstelle, bei der ich meine Sachen lasse und ins wunderbar klare Wasser eintauche.

Und weil das Wasser so sauber ist, kann ich die Fischeschwärme sehr schön erkennen. Das konnte ich früher nur vom etwas erhöhten Ufer aus, aber seit ich im Keller die Taucherbrille meines Bruders gefunden habe, sehe ich sie sehr viel besser, eben ein paar Zentimeter unter Wasser.

Im Baggersee liegen natürlich keine untergegangenen Schiffe mit ihren wertvollen Kisten und Geldsäcken. Auch keine rostigen Kanonen, höchstens mal ein altes Fahrrad. Und eines Tages habe ich die schmale Höhle gesehen, dicht unter einem Felsenvorsprung.

Hättest du dich getraut, sofort hinein zu schwimmen? Ich nicht. Erst beim dritten Mal. Und diesmal mit einer Taschenlampe. Die habe ich aber nicht gebraucht und nach einer Weile in meine Badehose gesteckt. Der Felsspalt ging erst nach unten, dann gab es einen Bogen mit den zwei scharfen Felsstücken und nach ein paar Metern wieder aufwärts. Und dann sah ich schon das Licht. Viel länger hätte ich auch keine Puste gehabt. Und wenn du es ganz genau wissen willst: Beim ersten und zweiten Mal bin ich noch nicht ganz durchgeschwommen, weil ich Schiss hatte.

Als ich es dann doch riskierte, kam ich aus dem Staunen nicht heraus: Vor mir lag eine kleine grüne Insel, vielleicht 200 Meter entfernt. Ich bin langsam und etwas misstrauisch näher hin geschwommen. Misstrauisch ist falsch, vorsichtig war ich aber schon. Zu vorsichtig wohl, denn ich hatte vergessen, mir die Stelle zu merken, wo die Felsöffnung war. Das war ja auch schwer mitten im Wasser.

Ich bin vielleicht etwas in Panik geraten, als ich ein paar Mal im Kreis herumgeschwommen bin. Es war vergeblich.

Dann hörte ich sie lachen. Ich sah sie aber nicht, noch nicht, ich wusste aber sofort, dass sie über mich lachten. Darüber habe ich mich nicht gefreut und ich versuchte, etwas um die Insel herumzuschwimmen.

Nach einer Viertelstunde war ich noch nicht weit gekommen; ich hatte sogar das komische Gefühl; dass ich es gar nicht schaffen würde, um die Insel herum zu schwimmen. Na gut, sagte ich mir irgendwann, dann gehe ich eben an Land.

Ich habe Mädchenstimmen gehört und schloss daraus messerscharf, dass hier Menschen anzutreffen sind. Gesehen habe ich keine. Das Ufer war steinig, und es waren keine glatten Kieselsteine, sondern scharfkantige junge Felsstücke. Ich bin darüber weggestolpert und beinahe hingefallen. Sie haben laut gekichert.

„Wo seid ihr denn?“ rief ich und als sie verstummt, blieb ich stehen und rief noch: „Ich habe eure wunderschönen Stimmen gehört, so schöne wie noch nie. Jetzt will ich euch auch sehen!“

Sie merkten sicher, dass ich nur so mutig getan habe. Eine rief: „Schau auf die Baumgipfel, wenn du näher kommst.“ Das war mir gleich verdächtig. Und prompt: Ich bin gestolpert und in eine Matschkuhle gefallen. Weh getan hat es nicht, aber ich hatte eine ganz andere Hautfarbe, als ich mich aufgerappelt habe.

„Vielen Dank auch für den freundlichen Empfang“, rief ich als ihr Lachen kein Ende nahm. Und dann kamen sie aus den Sträuchern heraus, lauter

Mädchen in roten, blauen, grünen und gelben Bademänteln. Sie hatten alle Blumenkränze in den Haaren, das sah sehr hübsch aus. Es waren vielleicht zwanzig und in der Mitte stand die größte und schönste von ihnen. Ich wusste gleich, dass sie eine Prinzessin war, vielleicht sogar eine Königin, aber als Prinzessin ist sie mir lieber.

„Ich sehe, dass du uns gar nichts mitgebracht hast“, sagte sie, „nur etwas Dreck.“ Wieder lachten sie alle. Es hörte sich aber schön an.

„Was hätte ich euch denn mitbringen sollen oder was soll ich beim nächsten Mal mitbringen?“ fragte ich.

Sie antworteten fast alle zusammen und umringten mich dabei: „Kuchen!“ „Torte!“ „Pralinen!“ „Schokolade!“

Die Prinzessin kam auf mich zu: „Verzeih den Mädchen! Sie sind eben ausgehungert nach süßem Zeug!“

„Und wieso besorgt ihr euch das nicht selbst? Ihr könnt es euch doch bestellen und kommen lassen...“

„Nein, das können wir nicht. Wir müssen hier von dem leben, was die Insel und der See haben: Muscheln, Fisch, Pflanzenmilch...“

„Habt ihr wenigstens eine Feuerstelle — könnt ihr kochen und braten?“

„Nein, das dürfen wir nicht. Wir essen alles roh. Das schmeckt mit vielen Kräutern auch herrlich, nur ...“

„Also, was soll ich euch mitbringen, wenn ich wiederkomme?“

Ich überlegte schon, wie ich die Sachen wasserdicht herbringen könnte. Aber dann haben sie mich mit Fragen bestürmt. Ich rief lachend:

„Lasst mich erst mal den Schlamm abwaschen. Ich muss mal eben ins Wasser...“ Während ich mich wieder in einen schönen Jüngling verwandelte, kam die Oberschöne näher zu mir. „Du kannst natürlich auch einiges von hier mitnehmen“, sagte sie leise.

„Was denn, Sushi vielleicht?“ fragte ich. Aber das schien sie nicht zu verstehen. Anfangs noch nicht, aber von da an war mir klar, dass sie mich nach Strich und Faden belügen. Sie machten mir weis, dass sie jeden Tag eine neue Königin wählen, das kann ich nicht glauben. Als ich bei meinem zweiten oder dritten Besuch schwammen mir einige schon entgegen.

Übrigens waren ihre Küsse so kalt und irgendwie fischmäulig, dass ich sie bald lieber ausgelassen hätte, aber das ließen sie nicht zu...

Ihre Mitbringwünsche konnte ich bald nicht mehr bezahlen, das habe ich ihnen gesagt und da hatten sie eine fantastische Idee: ...

(Du kannst diese Geschichte weiterspinnen; du kannst wie immer alles verändern, umdrehen, ganz anders anlegen. Wenn die Sushi-Prinzessin und ihre Hofmädchen bei dir auf einmal männlich sind, oder eine noch zauberhaftere Gestalt annehmen ... warum nicht? Und richtig abenteuerlich kann es werden, wenn du irgendwann entdeckst, dass die Sushi-Herrscherin und ihr Hofstaat unwahrscheinlich reich und mächtig sind, weil sie kostbarste Mineralien beschützen und vermarkten, die rund um ihre Insel massenhaft vorkommen... (da könntest du gut mitmischen oder guckst du lieber zu?).

Hans Christian Andersen

(* 2. April 1805 Odense – 4. August 1875 Kopenhagen)

Zu Ehren des 200. Geburtstages dieses genialen Poeten, der uns fast 200 ganz besondere Geschichten schenkte, haben wir angefangen, einige ins Deutsche zu übertragen und dabei einige zu zeitgebundene Begriffe heutigem Verständnis angeglichen.

Freu dich an diesen Abenteuern und lese sie anderen vor, wenn's geht: besonders anderen Kindern. Er wird es (vielleicht im Gegensatz zu manchen Kritikern) richtig finden, dass wir die von ihm erfundenen dänischen Namen für deutschsprachige Kinder und Erwachsene etwas leichter lesbarer machen.

Das sind wir, finden wir, heutigen Lesern und auch dem Dichter Andersen schuldig. Vergleiche unsere Übertragungen ruhig mit anderen Übersetzungen (das empfehlen wir auch Verlegern und Lektoren). Diese Geschichten kommen sogar ohne Bilder aus, denn die sollen besser und freier in unserm Kopf entstehen. Geschichten sollten für alle verstehbar sein, aber wenn einiges geheimnisvoll dunkel bleibt, finden wir das sogar gut. Wir wollen nicht alles wortwörtlich ins Deutsche bringen; einige Begriffe sind 170 Jahre später eben nicht mehr allen vertraut.

Andersen verdient es aber sehr, dass seine Werke und unter ihnen besonders seine märchenhaften Geschichten auch heute noch gelesen und geliebt werden.

Kurz gefasst war dies H. Chr. Andersens Leben: Der dänische Dichter war der Sohn eines armen Schuhmachers in Odense. Er hatte ein märchenhaftes Glück: Er fiel einflussreichen Männern mit seiner deutlichen Begabung auf. Sie verhalfen ihm zum Besuch einer Lateinschule.

Andersen wurde in Dänemark bekannt durch damals ungewöhnliche Dichtungen: Satiren, Kabarett-Texte, Märchen, Reisebeschreibungen und Erzählungen schrieb er bis 1832, also in den ersten zehn Schriftsteller-

jahren. Dann reiste er sehr viel und hat sein Fernweh oft gestillt, auch in Deutschland und sogar im damals wenig bekannten Harz. Er schilderte seine Reiseeindrücke aus Italien und Griechenland Schweden und Spanien wurde aber seit er 58 war (1863) in Kopenhagen sesshaft und besuchte neun Jahre später nur noch Christiania, wo er allgemein gefeiert wurde.

Hans Christian Andersen war ein ungewöhnlich vielseitiger Autor. Er schrieb Romane, Künstlergeschichten und Dramen, Burlesken, eine Weltichtung und eine freimütige Lebensschilderung. Der Vielschreiber litt sehr darunter, dass viele Kritiker ihm formale Mängel vorwarfen. Das Volk liebte ihn aber – und was zählt letztlich mehr!

Außerhalb von Dänemark und bis heute bekannt und beliebt blieben Erwachsenen und bei Kindern blieben seine Märchengeschichten, die seit 1835 in einigen Sammlungen erschienen. Daneben schrieb er Geschichten „in der Art von Märchen“. Vielleicht muss das, was er außer Märchen schrieb, noch wiederentdeckt werden. Für die Märchen allein hätte er den Literaturnobelpreis verdient, aber dafür starb er ein Vierteljahrhundert zu früh. (Denn die Nobelpreise werden erst seit 1901 verliehen. Ihre Geschichte lohnt nachzulesen.)



Der Vogel Phönix

von Hans Christian Andersen

Unter dem Baum der Erkenntnis im Garten Eden, im Paradies, wuchs ein Rosenstrauch. Und in einer seiner Rosenblüten schlüpfte ein Vögelchen aus einem Ei. Seine Farben waren wunderschön, es flog rasend schnell und sein Gesang war betörend.

Nun hat aber Eva eine Frucht vom verbotenen Baum des Wissens genommen und als Gott sie und Adam mit dem Flammenschwert aus dem Paradies vertrieb, fiel ein Funken vom flammenden Schwert in das Nest des Vogels; das Nest brannte aus und das Feuer tötete das Vögelchen.



Aber aus dem Rauchwölkchen flog ein neuer Vogel heraus. Das war der Vogel Phönix, ja, dieser einzigartige Vogel Phönix.

Er soll in Arabien nisten und alle hundert Jahre wiederholt sich das Feuer im Nest und jedes Mal fliegt dann ein neuer Vogel heraus.

Der Vogel fliegt über unseren Köpfen herum, er hat wunderschöne Farben, er ist rasend schnell und sein Gesang geht uns ans Herz. Eine Mutter hat ihn über die Wiege ihres Kindes flattern sehen; er hat einen Lichtschein um das Kind herum gezaubert. Arme Leute sahen ihn durch ihre Wohnung fliegen und spürten danach Glanz und Wärme und Blumenduft.

Der Vogel Phönix fliegt überall, nicht nur in Arabien. Er wurde im Schein des Nordlichtes über den vereisten Feldern in Lappland gesehen, während des kurzen Sommers in Grönland, über dem Großen Kupferberg im schwedischen Falun und in den Kohlenstollen in England. Fromme Kirchgänger nahmen ihn im Gebet wahr und ein Hindu-Mädchen erblickte ihn, wie er in einer Lotosblüte auf dem Heiligen Fluss Ganges trieb.

Sicher hast du ihn auch schon gesehen. Er war und ist immer da – seit dem Paradies ist er überall zu sehen und zu hören; auf dem Theaterkarren der Griechen saß er in der Gestalt eines Raben, über die Harfensänger in Irland schwebte er als weißer Schwan, dem dichtenden Shakespeare saß er auf der Schulter und soufflierte ihm unsterbliche Worte. Auf dem Sängerkongress in der Wartburg flog er rauschend durch den Rittersaal.

Du kennst ihn sicher auch, den Vogel Phönix. Er war es, der uns auch die Kampflieder vorsang: mancher Dichter erfreute sich an der hurtigen Feder

aus seinem Gefieder. Mancher sah freilich nur einen Spatz, dessen Flügel auf einmal aus Gold zu sein schienen.

Lieber Paradiesvogel! Alle hundert Jahre bist du im Feuer umgekommen und aus den Flammen wieder lebendig aufgestiegen. Dein Bild gehört – goldgefasst – in die Bildersäle aller Länder, Vogel der Reichen, Vogel der Armen, du fliegst zu allen – ziellos? Einsam? Unwirklich?

Als Gott dich damals im Paradies in der Rosenblüte sah, küsste er dich und gab dir deinen richtigen Namen: er nannte dich Poesie.

Der Rosenelf

von Hans Christian Andersen

In der Mitte eines Gartens wuchs ein großer Rosenstrauch mit einer Fülle von Rosenblüten und in der schönsten Blüte wohnte ein Elf. Der Elf war winzig klein und kaum zu erkennen. Seine Flügel reichten von den Schultern bis zu den Füßen. Der hübsche kleine Kerl schlief hinter einem Blütenblatt. Alle seine Zimmer waren zartrosa und dufteten lieblich – die Wände waren ja die Rosenblätter.

Seine Rose hatte sich geschlossen, auch alle anderen Blüten hatten sich zusammengezogen. Was jetzt? Der Elf erschrak sehr, weil er noch nie so spät draußen gewesen war. Um diese Zeit hatte er sonst schon immer in den warmen Blütenblättern geschlummert. Muss er jetzt sterben?

Hinten im Garten stand eine Laube. Sie war von einem dichten Geißblattstrauch umgeben, der große Trompetenblüten hatte. In so einer Blüte wollte er die Nacht verbringen.

Schläfrig flog er zur Laube – und erschrak schon wieder: Da saß ein Liebespaar und umarmte sich zärtlich. Der Elf hörte, wie der junge Mann sich von dem Mädchen verabschiedete.

„Ich muss gehen“, sagte der Mann, „dein Bruder hat was gegen uns, deswegen schickt er mich mit einem Auftrag so weit fort. Tschüss, süße Braut, auf bald!“

Die beiden küssten sich lange. Das Mädchen hatte Tränen in den Augen, als sie ihm eine Rose mitgab. Diese Rose hatte sie vorher zart mit ihren Lippen berührt, aber durch ihren warmen Atem öffnete sich die Rosenblüte etwas. Das sah der Elf und flog blitzschnell hinein.

Er drückte sich an die wärmenden Blütenblätter und hörte die beiden Verliebten noch eine Weile flüstern. Der junge Mann steckte sich die Rose in das offene Hemd.

Der Elf hörte das Herz laut pochen. Wie sollte er da schlafen können! Und dann spürte der kleine Elf, dass der Mann offenbar die Rose immer wieder in die Hand nahm und küsste. Das tat er so oft, dass der Elf sich schon fürchtete, erdrückt zu werden.

Unter der Wärme seines Atems hatte die Rose sich allmählich geöffnet, fast so weit wie sonst erst in der Mittagssonne; dabei war es noch dunkel in dem Wald, durch den der junge Mann schritt.

Dann überholte ein anderer Mann den jungen Mann, der versonnen seine Rose küsste, schlug ihn nieder und tötete ihn. War das der Bruder des Mädchens gewesen, der dagegen war, dass das Paar sich liebte? Der Elf sah zitternd mit an, wie der Mann seinem Opfer auch noch den Kopf abschlug und ihn und den Toten unter welchem Laub verscharrte und dabei murmelte:

„So, du bist jetzt weit genug fort und kommst nie mehr zurück.

Du bist auf einer weiten Reise, da kann einem viel geschehen und du bist wohl irgendwo ums Leben gekommen.

Meine Schwester wird schon nicht lange nach ihm weinen und mich nicht mehr nach ihm fragen.

Der Mörder ging jetzt heim, aber er wusste nicht, dass der kleine Elf bei ihm war. Ein welches Lindenblättchen war dem bösen Mann ins Haar gefallen und darin hatte sich der kleine Elf verkrochen. Der Mann nahm seinen herabgefallenen Hut vom Waldboden auf und drückte ihn sich aufs Haar; dadurch wurde es ganz dunkel und stickig für den Elf.



Es war noch früh am Morgen, als der Mörder nach Hause kam. Er warf seinen Hut auf den Haken und ging leise in das Zimmer seiner Schwester. Die schlief noch tief. Das schöne Mädchen lächelte im Schlaf. Vielleicht träumte sie gerade von ihrem Liebsten, der auf Reisen war.

Der brutale Bruder grinste teuflisch, als er die Träumende so sah. Als er nahe an ihrem Bett stand, fiel ihm das Lindenblatt aus dem Haar. Er merkte es nicht und ging hinaus und wollte in seinem Zimmer noch ein wenig schlafen.

Als er weg war, flog der Elf dem schlafenden Mädchen ins Ohr und flüsterte ihr in ihren Traum hinein, was er Furchtbares erlebt hatte. Er sagte ihr, dass

der grausame Bruder ihren Liebsten unter einem Lindenbaum im Wald getötet und verscharrt hatte. „Und wenn du beim Aufwachen ein welches Lindenblatt auf deiner Bettdecke findest, siehst du, dass du nicht wie sonst geträumt hast.“

Das Mädchen fand das Blatt und die Tränen schossen ihr nur so aus den Augen. Aber sie musste ihren Schmerz für sich behalten.

Der Elf hätte leicht durch das geöffnete Fenster zu den Rosen im Garten fliegen können, aber er wollte das Mädchen nicht mit ihrem Kummer allein lassen.

Auf der Fensterbank stand ein Glas mit Rosen. Der Elf flog in eine Rosenblüte und sah, dass der Mörder einige Male ins Zimmer kam und mit ihr sprechen wollte. Sie verbarg ihr Weh und war sehr verschlossen.

Als es dunkel war, eilte sie heimlich aus dem Haus und suchte und fand den großen Lindenbaum und unter ihm unter Laub und Reisig den toten Liebsten. Sie weinte sich schier die Augen aus und betete zu Gott, weil sie jetzt auch nicht mehr leben wollte.

Natürlich hätte sie den toten Körper zu gern mit heimgenommen, aber das war ja unmöglich.

Aber den Kopf des Toten wollte sie nicht hier lassen. Sie küsste den kalt gewordenen Mund immer wieder und klaubte die Erde und das Laub aus seinem Haar. Dann deckte sie den toten Körper wieder mit Laub und Reisig zu, nahm das Haupt des Liebsten in ihre Arme und brach noch einen Jasminzweig neben dem Toten ab.

Zurück in ihrem Zimmer, holte sie einen großen Blumenkübel, legte den Kopf hinein und bedeckte ihn mit Erde. Den Jasminzweig steckte sie dazu.

Der kleine Elf konnte es nicht länger mit ansehen, wie das Mädchen litt und weinte. Er flog hinaus in seinen vertrauten Garten und wollte wieder in seiner Lieblingsrose sein, aber die Rosenblüten waren alle verblüht und ihre Blätter hingen welk herab. Wie traurig! So schnell vergeht alles Schöne!

Aber dann fand der Elf noch etwas weiter eine späte Rose, in der er angenehm wohnen konnte.

Jeden Morgen flog er zum Fenster des trauernden Mädchens. Sie stand immer am Blumenkübel und weinte. Ihre Tränen tropften auf den Jasminzweig, Sie selbst wurde jeden Tag dünner und bleicher, aber der Zweig trieb und brachte viele Blüten hervor. Das Mädchen freute sich und küsste die Blüten. Der böse Bruder sah das und schimpfte mit ihr und

nannte sie übergeschnappt. Er konnte ja nicht wissen, wessen Augen und Mund unter der Blumenerde ruhten.

Eines Tages sah der kleine Elf, wie das Mädchen den Kopf an den Blumenkübel gelehnt hatte und schlief. Er flog ihr ins Ohr und flüsterte in ihren Traum hinein von den Umarmungen in der Laube, vom Duft der Blüten und vom Wunder der Liebe. Das Mädchen lächelte im Traum und mitten in diesem schönen Traum schwebte ihre Seele hinauf in den Himmel. Sie war jetzt auch tot, aber sie war wieder bei ihrem Liebsten.

Die Jasminblüten waren sehr traurig; sie öffneten sich weit und verströmten ihren betörenden Duft.

Der Mörder nahm den Jasminstrauch in sein Zimmer. Er stellte den Pflanzenkübel neben sein Bett und atmete den herrlichen Duft tief ein.

Der kleine Elf flog zu dem Jasminstrauch und besuchte jede Blüte und fand in jeder eine Blütenseele, Er erzählte allen von den beiden Liebenden. Und dann berichtete er von der schrecklichen Tat des Mörders und dass der Kopf des Opfers in der Blumenerde ruhte.

„Aber das wissen wir doch!“ antworteten die Blütenseelen.

„Wir sind doch aus den Augen und aus dem Mund des lieben Mannes herausgewachsen!“

Der Rosenelf wunderte sich, dass sie es wussten und dass sie so gefasst antworteten. Als er später bei den Bienen vorbeiflog, berichtete er ihnen auch von dem Mörder. Von ihren Bienen erfuhr es die Bienenkönigin und die befahl ihnen, den brutalen Menschen am nächsten Morgen totzustechen.

Es war die erste Nacht nach dem Tod des Mädchens. Der Mörder schlief in seinem Bett neben dem duftenden Jasmin.

Da öffneten sich alle Blüten und die Blütenseelen kamen mit giftigen Lanzenspitzen heraus. Sie schlichen sich in sein Ohr und ließen ihn unter bösen Träumen stöhnen. Dann zogen sie zu seinem Mund und stachen ihn in die Zunge. „Das war unsere Rache für den Mord!“ riefen sie und verschwanden wieder in ihren Jasminblüten.

Am folgenden Morgen stürmte die Bienenkönigin mit ihrem Bienenschwarm das Fenster auf und wollten den Mann totstechen; er war aber schon tot. Der Elf war dabei.

Die Nachbarn kamen irgendwann, sahen den Toten und meinten: „Den hat der Jasminduft umgebracht.“

Der Rosenelf erkannte jetzt die Rache der Blüten. Als er es der Bienenkönigin erzählte, flog sie mit allen ihren Bienen um den Jasminstrauch herum. Sie summten laut und ließen sich nicht verscheuchen.

Ein Nachbar wollte den Kübel hinaustragen. Als eine Biene ihn in die Hand stach, ließ er den Kübel fallen. Aus der Blumenerde rollte der Totenschädel. Die Leute konnten sich die Mordgeschichte jetzt zusammenreimen.

Die Bienenkönigin summt und sang. Sie sang auch vom Rosenelf und von der Rache der Blüten: „Hinter jedem Blütenblatt wohnt eine Blumenseele, die nicht zusieht, wenn Böses geschieht.“ ♦

Friedrich Hölderlin: Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hängt
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm` ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein.
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die (Wetter-)Fahnen.



Zwölf kommen an

Eine Mitdenkgeschichte von Hans Christian Andersen.

Die Nacht war unwahrscheinlich kalt, sternenklar und windstill. „Wummm!“ Irgendetwas Schweres, Schepperndes, war gegen die Haustüre im Nachbarhaus geschlagen. „Ziiiisch! Pfiiih!“ sausten die Raketen. Das neue Jahr wurde begrüßt, die Turmuhr schlug gerade Zwölf.

Und just in dieser Minute kam die große Postkutsche am Rathaus an. Die Wachmänner der Grenzstation traten neugierig näher. Da stiegen zwölf Reisende aus und schauten in die Runde. Die Bürger kamen mit gefüllten Gläsern auf die Straße und wünschten sich gegenseitig „Frieden und Glück und Liebe!“. Darauf stießen sie mit den Gläsern an und tranken.

Wer aber waren die Fremden? Die Wachmänner sahen sich die Reisepässe und die Visa an. „Guten Morgen“, sagten die Fremden.

„Guten Morgen“, antworteten die Wächter. „Und wer sind Sie?“ wurde der Erste gefragt.

„Lesen Sie doch selbst!“ antwortete der Mann, der winterfest gekleidet war mit Pelzmütze, Mantel und dicken Stiefeln, und er sagte noch: „Ich bin ich!“

Er hatte Geschenke bei sich, wie die anderen auch; Geschenke für dich und für dich, für alle von uns. Und er erklärte den Wachmännern:

„Ich bin der, auf den alle warten. Kommt morgen früh, dann kriegt ihr ein Neujahrsgeschenk.“

Ich werfe den Leuten hier ein paar Geldstücke zu und schenke euch einunddreißig Festtage. Mehr hab ich nicht, denn mein Schiff liegt eingefroren im Hafen: mehr hab ich nicht und die Blätter hier in meiner Manteltasche sind lauter Rechnungen.“

Der Zweite stieg aus, offensichtlich ein Schauspieler, einer mit großer Gebärde. Er hatte einen großen Seesack bei sich und erklärte gleich: „Mir bleibt nicht viel Zeit, ich habe die wenigsten Tage, aber ich habe die Fastnachtszeit mittendrin, ist das nichts! Manchmal kriege ich noch einen Tag mehr, dann sind es neunundzwanzig!“

„Nicht so laut!“, mahnte ein Wachmann. „Ach was, laut! Ich bin wie ich bin, kennt ihr nicht Prinz Karneval? Nun ja, eigentlich heiße ich Februar.“

Und dann kam der Dritte, ein hagerer Mann, aber stolz – auf was wohl! Er pries lebhaft das Fasten. Aber im Knopfloch trug er ein paar Veilchen – schön, aber eher bescheiden.

„Hallo, März!“, rief der nächste Reisende“, riechst du die Silvesterbowle im Ratskeller? Da wollen wir hin!“. Leider war dieses Ziel nicht erreichbar. Der Ratskeller war geschlossen; da hatte doch einer den März in den April geschickt. Damit führte er sich als Vierter ein. Elegant sah er aus – wie einer, der gern vermeidet, sich bei der Arbeit die Hände schmutzig zu machen und der sich aufs Feiern versteht.

„Was ist schon beständig im Leben!“ sagte er achselzuckend, „seht mich an: ich bin auf Regen und auf Sonne eingestellt, es kommt mal so, mal so – mal im offenen Hemd und dann wieder mit Handschuhen. So ist unsereiner nun mal.“

Hinter ihm stieg ein reizendes Mädchen aus. „Ah, das ist sicher die schöne Mai!“ Sie hatte ein Kleid mit Blumenmustern und trug einen Sommermantel über dem Arm. In ihrem Haar hatte sie ein Kränzlein von Anemonen und sie duftete so aufregend, dass die Umstehenden es tief einatmeten, als sie vorbeiging. Sie sumnte eine zarte Melodie, und als sie auf die Waldwiesen zuing, sang sie ein fröhliches Lied.

„Achtung da draußen“, rief man aus dem Inneren der Kutsche, „jetzt kommt die berühmte Frau Juni.“ Die Aussteigende lächelte lieb, aber man sah ihr an, dass sie Bedienung gewohnt war – zum Beispiel von den Siebenschläfern. Später, am längsten Tag des Jahres, gab sie ein großes und lange dauerndes Fest; alle Gäste sollten sich Zeit lassen beim Kosten der vielen Genüsse. Frau Juni hatte eine eigene Kutsche, aber sie reiste lieber

mit den anderen, vor allem mit ihrem Bruder. Sie wollte nämlich zeigen, dass sie nicht eingebildet war.

Julius war ein stattlicher Mann, südländisch hell gekleidet, mit einem Panamahut. Er hatte ganz wenig Gepäck, weil er sich ganz auf sehr gutes Wetter verließ. Badesachen hatte er selbstverständlich dabei.

Dann kam eine Dame, vielleicht war es die Mutter – Frau August. „Großhandel in Obst“, flüsterten die Leute, „und erst mal die Fischteiche, die ihr gehören ...“ Sie war etwas füllig und es war ihr merkbar heiß, als sie ihr Gepäck herausreichte und reichlich Bier auf das Feld trug. „Essen hält Leib und Seele zusammen“, war offensichtlich ihr Wahlspruch; sie verstand viel vom Kochen und Wirtschaften.

Sie veranstaltete Spazierfahrten, und sie sorgte für Tanzen und Spielen und ihre Erntefeste blieben unvergesslich.

Nach ihr kam wieder ein Mann, sichtbar ein Künstler, der Maler September. Er bekam natürlich den Wald und er spielte mit den Farben der Blätter – mit seinen Lieblingsfarben Rot, Gelb und Braun. Er sang gerne und schmückte seine Feierhütte mit saftigen Ranken. Seine Malpalette und die drei Farbeimer waren sein Hauptgepäck.

Dann folgte der reiche Bauer Oktober, der den Kopf voll mit Ackergedanken hatte: Pflügen und Eggen und Wiederaussäen musste er organisieren und neben der harten Arbeit freute er sich auf die Jagd. Deshalb hatte er auch seinen Jagdhund dabei und ein Jagdgewehr.

Er wollte den anderen Reisenden immerzu etwas von seiner Arbeit erzählen, aber vieles blieb gar nicht verstehbar, denn ein anderer hinter ihm



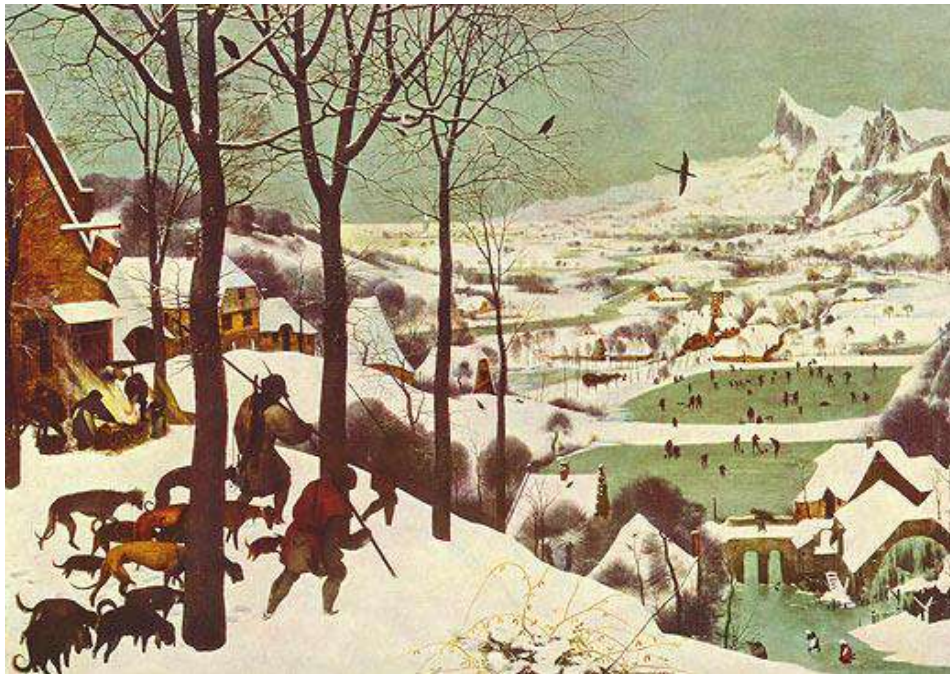
hustete und nieste laut und oft. Auch beim Aussteigen hustete der heftig erkältete Herr November. Er nahm seine Erkältung nicht wichtig und berichtete von seinen Plänen: Er müsse eine Menge Leute auf den Winter vorbereiten, nicht nur mit Brennmaterial. „Schafft Vorräte an!“, riet er allen und „stellt euch auf Frost ein, auf Eis und Schnee – jetzt ist

dafür die beste Zeit!“

Zum Schluss stieg der älteste Fahrgast aus, eine frierende Frau mit silbergrauen Haaren und leuchtenden blauen Augen. Sie hatte ein kleines Tannenbäumchen mit eingewickelten Wurzeln bei sich und ein seltsames Wunderöpfchen und eine Tasche mit Märchen.

Das Bäumchen sollte bis Weihnachten hochwachsen, damit es Weihnachtsschmuck tragen kann. „Nun sind alle zwölf ausgestiegen“, stellten die Wachmänner fest, „die Kutsche kann weiterfahren und der Beiwagen auch.“ Aber ein Wachmann bat alle, einzeln in den engen Wachraum zu treten. Die Reisenden mussten ihre Pässe abgeben. „Euer Visum gilt immer nur für einen Monat“, sagte er. Danach mache ich über jeden einen Bericht, Ordnung muss sein! Sie können jetzt als Erster hereinkommen, Herr Januar – und dann alle der Reihe nach.“

Wir wissen heute noch nicht, was die zwölf Reisenden uns alles mitgebracht haben. Vielleicht wissen sie selber auch noch nicht, was uns allen bevorsteht. Nach einem Jahr werden wir schlauer sein ... ♦



Pieter Bruegel der Ältere: Heimkehr der Jäger im Winter, 1565

Tanz, mein Püppchen, tanze

von Hans Christian Andersen

„Dieses Lied kann ich nicht singen“, sagte Tante Lale, „das ist ein Lied für ganz kleine Kinder.“

Amelie konnte es aber singen. Sie war erst drei Jahre alt, aber schon eine erfahrenen Puppenmutter. Ihre Puppen sollten noch mehr können als Tante Lale. Ein Nachhilfelehrer, selbst noch Student, brachte den großen Brüdern einiges bei. Er sprach auch oft mit Amelie und mit ihren Puppen und er redete dabei ganz anders als die anderen Erwachsenen. Tante Lale fand den Lehrer wenig geeignet für Kinder; so wie er könne man nicht mit

Kindern sprechen. Amelie fand ihn aber gut. Sie hatte ein ganzes Lied gelernt und eines Tages sang sie es dem Studenten vor – und natürlich auch ihren drei Puppen, der älteren Liese und dem jungen Mädchen und ihrem Freund.

Tanz, mein Püppchen, tanze,
dreh dich schön im Glanze
von dem Lichtschein hier.
Dreht euch nur, ihr beiden,
ich kann euch gut leiden,
schau euch gerne zu.



Gliederpuppen von Annemarie Bahr

Ihr seid ein schönes Paar,
habt schöne Kleid und Haar.
Seht auch der alten Lisa zu,
ihr fallen bald die Augen zu,
so lang ist sie schon wach,
jetzt wird sie langsam schwach.
Sie ist seit langem schon bei mir,
und ist mein altes Püppchen hier.
Sie hat noch keinen Mann
und guckt auch keinen an.

Tanz, mein Püppchen, tanze,
dreh dich schön im Glanze
hier im Kerzenschein.

Esst nur Kuchen und trinkt Wein,
bald soll eure Hochzeit sein,
ladet mich dann ein.

Und die Lisa noch dazu,
sonst geb ich doch keine Ruh,
denn wir drei, nein, wir vier,
tanzen durch die Zimmertür.

Alle drei Puppen verstanden dieses Lied, wie es Amelie für sie gesungen hatte. Der Student verstand es auch, aber Tante Lale verstand es nicht, natürlich nicht, sie war ja sooo erwachsen. Zum Glück hörte Amelie nicht auf Tante Lale, nicht in allem.

Sing Amelies Lied doch mal mit!

Alma, ein Mädchen zum Fürchten.

Alma war mir schon lange unheimlich gewesen. Mit ihren blaßgrünen Augen konnte sie mich richtig stechend angucken. Ein bisschen Schauspielerei gehörte bei ihr immer dazu; daran mussten wir uns erst noch gewöhnen. Aber sie war unser Star. Wir machten alles möglichst genau so, wie sie es uns befohlen hatte. Ja, befehlen tat sie wirklich: Wir waren ihre Sklaven. Dabei war sie nicht etwa älter als wir. Aber bestimmter. Eine geborene Chefin. Und wehe, wenn sie sich über eine von uns ärgern musste. Dann dachte sie sich Strafen aus, bei denen manchmal sogar Blut fließen musste.

Ich kann euch von einem schlimmen Nachmittag erzählen, an dem ich ihr vom Supermarkt statt Krokant-Pralinen aus Versehen Marzipan-Kugeln gebracht hatte. Sie hatte mich kurz verächtlich angesehen, die süßen Kugeln an sich gerissen und mir ins Gesicht geworfen. Die anderen Mädchen waren alle entsetzt. Ich war fassungslos und heulte natürlich. Da zischte Alma einen furchtbaren Satz: „Geh mir drei Tage lang aus den Augen! Ich wünsche dir sofort eine superlange Feuerzunge! Los, fort mir dir!“

Die anderen Mädchen hatten alle furchtsame Gesichter; sie zogen sich von mir zurück und stellten sich seitlich hinter Alma. Ich lief schluchzend nach Hause.

Meine Mutter hielt mich auf: „Was ist denn passiert, Schatz? Komm mal her zu mir!“

Aber ich lief hinauf in das Badezimmer neben meinem Zimmer. Ich musste mein Gesicht sehen und vor allem meine Zunge. Ich steckte sie vorsichtig heraus, immer nur ein kleines Stück. Das nahm gar kein Ende. Sie war auch rot wie Paprika, ganz spitz und zuckte hin und her.

Meine Mutter war mir nachgekommen und schaute entsetzt in den Spiegel: „Das ist ja furchtbar, mein Mädchen! Deine Zunge ist ja viel zu lang. Das haben wir gleich; ich schneide sie dir wieder schön kurz und abgerundet.“

Da stürmte ich schreiend aus dem Badezimmer und schloss mich in meinem Zimmer ein. Natürlich habe ich mit dem Kopf unter dem größten Kissen eine Weile geweint. Aber dann entstand in meinem Kopf ein wunderbarer Plan: Eine furchtbare Rache. Der werde ich's zeigen! Sie soll mich kennen lernen!



Die Mädchen standen noch alle im Eingang des großen Geschäftes für Autoteile. Sie sahen mich nicht. Ich ging durch den Seiteneingang und sah mich suchend in dem Geschäft um, wütend

natürlich.

Als ich die leuchtend rote Metallflasche sah, wusste ich gleich: Das ist es. Ich werde sie alle in Löschschaum baden. Sie werden wunderschöne weiße Locken kriegen und Alma werde ich ihr lockeres Mäulchen stopfen; vielleicht denkt sie, das ist Sahne...

Natürlich haben die Frauen an der Kasse gesehen, was ich vorhatte. Sie liefen schreiend auf mich zu und sie hatten Erfolg. Weil ich das Mistding nicht richtig bedienen konnte und die Kurzanleitung so schnell nicht gelesen hatte. Und ich hatte es noch nie ausprobiert, ausprobieren müssen.

Durch das Schreien der beiden Frauen schauten die Mädchen alle neugierig zu uns hin. Alma kam als Erste in das Geschäft. Sie hatte ein richtig fieses Lächeln, als sie höhnisch rief: „Hast du schon wieder was klauen wollen, du Unverbesserliche?“

Ich war am Ende mit meinen Nerven. Ich hockte mich auf den Boden, verbarg mich unter meinen Haaren und heulte, wahrscheinlich jämmerlich.

Die Tränen waren meine Rettung. Ihr könnt euch sicher denken, wie die Sache weiterging.

Aber was ihr nicht ahnen könnt, ist, wie meine Geschichte mit Alma weiterging.

Nicht nur in der Klasse. Wir mussten in ihr schließlich zusammen bleiben. Zum Wechseln hatte ich keine Lust und als Überspringer in eine Klasse höher eigne ich mich mit meiner Abneigung gegen Mathe nicht so richtig.

Ich war darauf gefasst, dass Alma und ich bald wieder aneinander geraten würden. Wahrscheinlich hat sie lange über ein paar Scheußlichkeiten nachgedacht. Vielleicht hatte sie auch in einigen alten Zauberbüchern geblättert. Jedenfalls stellte sie sich mir eines Tages unten an einer Treppe in der Schule in den Weg. Sie lächelte wie ein gereiztes Tigerweibchen. Und dann legte sie los.

Aber damit will ich euch nicht langweilen, denn es folgten alle paar Wochen weitere Angriffe von Alma, jede war eine noch größere Zumutung. Aber ich musste es hinnehmen. Heute habe ich keine Lust mehr, alles Stück für Stück zu erzählen.

Interessant wäre es schon und ihr könnt ja auch sehen, was Alma aus mir gemacht hat. Ich bin jetzt aber sehr müde. Ich habe aber einen Rat: Erzählt es euch doch selber; Fantasie habt ihr ja genug. ♦

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
was sich, umwerbend, ihr gesellt:
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
die sind das Glück und sind die Welt.

Theodor Fontane



Die fette Küche. Nimmersatte. Völlerei

Was wollte Pieter Breughel „der Ältere“ seinen Zeitgenossen sagen
(vielleicht sogar uns)?

Wenn du mal Langeweile hast: Zähle die Frauen, die Männer, die Kinder,
die Hunde und die Speisen. Wie viele Männer wehren den Bettler ab? Wäre
er nicht auch noch satt geworden?

Heinrich Heine:

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass sie grüßen.



Hieronymus Bosch: Ein Gleichnis

Vom Fischer, vom Butt und von der Frau des Fischers von Jacob und Wilhelm Grimm

Es gab einmal einen Fischer und seine Frau, die wohnten zusammen in einem Pinkelpott-kleinen Verschlag, dicht an einem See, und der Fischer ging alle Tage und angelte und angelte und angelte.

So saß er einmal mit seiner Angel und schaute in das Wasser – und er saß da und saß. Da ging die Angel zum Grund, tief hinunter, und als er sie heraufzog, holte er einen großen Butt heraus. Da sagte der Butt zu ihm: „Hör mal, Fischer, bitte lass mich leben, ich bin kein echter Butt, ich bin ein verzauberter Prinz. Was hast du davon, wenn du mich tot machst? Ich würde dir doch nicht richtig schmecken: Setz mich wieder ins Wasser und lass mich schwimmen.“

„Nu“, sagte der Mann, „du brauchst nicht so viele Worte zu machen; einen Butt, der sprechen kann, werde ich doch wohl schwimmen lassen“. Und damit setzte er ihn wieder in das klare Wasser; da schwamm der Butt zum Grund und ließ einen langen Streifen Blut hinter sich.

Der Fischer stand bald auf und ging zu seiner Frau in ihren gemeinsamen „Pinkelpott“. „Mann, sagte die Frau, „hast du nichts gefangen?“

„Nee“, sagte der Mann, „ich fing einen Butt, der sagte aber, er wäre ein verzauberter Prinz, da habe ich ihn wieder schwimmen lassen“.

„Hast du dir denn nichts gewünscht?“ fragte die Frau.

„Nee“, sagte der Mann, „was sollte ich mir denn wünschen?“

„Ach“, sagte die Frau, „es ist doch schrecklich, hier immer in diesem Pinkelpott zu wohnen, der stinkt und ist so eklig. Du hättest uns doch eine kleine Hütte wünschen können. Geh noch mal hin und rufe ihn. Sag ihm, wir möchten eine kleine Hütte haben, das macht er bestimmt“.

„Ach“, sagte der Mann, warum soll ich noch mal hinaus gehen?“

„Ha!“ sagte die Frau, „du hast ihn doch gefangen und wieder schwimmen lassen; er macht das bestimmt. Geh gleich hin“. Der Mann wollte noch nicht recht, aber seiner Frau zuliebe ging er doch wieder zum See. Als er dort ankam, war das Wasser ganz grün und gelb und gar nicht mehr klar. Er stellte sich hin und rief:

„Prinzchen, Prinz, komm in die Höh,
Buttchen, Butt in meinem See:
Meine Frau, die Ilsebill,
will mehr als ich selber will“.



Der Butt kam angeschwommen und sagte:

„Na, was will sie denn?“

„Ach“, sagte der Mann, „ich habe dich doch gefangen, und jetzt sagt meine Frau, ich hätte mir auch was wünschen können. Sie will nicht mehr in unserm Pinkelpott wohnen, sie hätte gern eine Hütte“.

„Geh nur heim“, sagte der Butt, „sie hat sie schon“.

Da ging der Mann heim, und seine Frau saß nicht mehr in dem Pinkelpott, sondern in einer kleinen Hütte, und sie saß auf einer Bank vor der Türe. Sie nahm ihn an der Hand und sagte zu ihm: „Komm mal herein, sieh doch, das ist jetzt doch viel besser!“

Sie gingen hinein und in der Hütte war ein kleiner Vorraum und eine gemütliche kleine Stube und eine Kammer, in der ihr Bett stand, und Küche und Speisekammer, und alles aufs Beste mit Gerätschaften, und alles richtig schön und gediegen, mit Zinnzeug und Messing, wie sich das gehört. Und hinten gab es noch einen kleinen Hof mit Hühnern und Enten, und einen kleinen Garten mit Gemüse und Obst.

„Sag, Mann“, sagte die Frau, „ist das nicht schön?“

„Ja“, sagte der Mann, „und so soll es auch bleiben; jetzt wollen wir hier vergnügt leben“.

„Darüber wollen wir nachdenken“, sagte die Frau. Und dann aßen sie was und gingen schlafen.

So ging es acht oder vierzehn Tage lang, dann sagte die Frau: „Weißt du, Mann, die Hütte ist doch ziemlich klein, auch der Hof und der Garten. Der Butt hätte uns auch ein größeres Haus schenken können. Am liebsten möchte ich in einem Schloss aus Stein wohnen. Geh zum Butt: Er soll uns ein Schloss schenken!“

„Ach, Frau“, sagte der Mann, „diese Häuschen ist doch gut genug, warum sollten wir in einem Schloss wohnen?“

„Ach was!“, sagte die Frau, „geh zu ihm hin; der Butt macht das schon.“

„Nee, Frau“, sagte der Mann, „der Butt hat uns die Hütte gegeben, ich will nicht schon wieder kommen und den Butt heraufrufen.“

„Jetzt geh schon“, sagte die Frau, „er macht das leicht und gern; geh zu ihm“. Der Mann wollte nicht und ging schweren Herzens, obwohl er sich sagte: Das ist nicht recht.

Als er zum See kam, war das Wasser ganz violett und dunkelblau und grau und dick – und gar nicht mehr so grün und gelb, aber es war noch still. Da stellte er sich hin und rief:

„Prinzchen, Prinz, komm in die Höh,
Buttchen, Butt in meinem See:
Meine Frau, die Ilsebill,
will mehr als ich selber will“.



Ein Butt. Nach einem Entwurf von Günter Grass
In Bronze gegossen steht er vor der Alten Göttinger Universitätsbibliothek

„Na, was will sie denn?“ fragte der Butt. „Ach“, sagte der Mann etwas bedrückt, „sie will in einem großen Schloss aus Stein wohnen“. „Geh nur heim, sie steht vor dem Tor“, sagte der Butt.

Da ging der Mann heim und meinte, nach Hause zu gehen, aber als er da ankam, stand da ein großer steinerner Palast und seine Frau stand eben auf der Treppe und wollte hineingehen: Da nahm sie ihn an die Hand und sagte: „Komm nur herein“.

Und dann ging er mit ihr hinein, und in dem Schloss kamen sie in eine große Halle mit Marmorboden, und es gab eine Menge Diener, die rissen die großen Türen auf. Die Wände waren schön tapeziert, und in den Zimmern standen lauter goldene Stühle und Tische, an den Decken hingen Kristall-Kronleuchter und in allen Stuben und Kammern lagen Teppiche, und Mahlzeiten und der allerbeste Wein standen brechend voll auf den Tischen.

Hinter dem Gebäude war ein großer Hof mit Ställen für Pferde und Kühe, eine Menge feinsten Kutschwagen und da war auch ein herrlicher, großer Garten mit den schönsten Blumen und ausgesuchten Bäumen. Ein Wäldchen dahinter war wohl eine halbe Meile groß und darin wimmelte es von Hirschen und Rehen und Hasen und was man sich überhaupt wünschen konnte.

„Na“, sagte die Frau, „ist das nun nicht schön?“

„Ach ja“, sagte der Mann, „so soll es auch bleiben; nun werden wir in dem schönen Schloss wohnen und zufrieden sein“.

„Darüber müssen wir nachdenken“, sagte die Frau, „und darüber schlafen“.

Dann gingen sie schlafen.

Am anderen Morgen wachte die Frau ganz früh als erste auf, sie stand auf und sah das herrliche Land vor sich liegen. Der Mann reckte sich noch, da stieß sie ihn mit dem Ellbogen in die Seite und sagte: „Mann, steh auf und guck mal aus dem Fenster. Sag, könnten wir nicht König werden über das ganze Land? Geh zum Butt, wir wollen König sein.“

„Ach, Frau“, sagte der Mann, „warum sollten wir König werden wollen! Ich will kein König sein“. „Na“, sagte die Frau, „wenn du kein König werden willst, ich will es. Geh zum Butt, ich will König werden.“

„Ach, Frau“, sagte der Mann, warum willst du König sein? Das will ich ihm nicht sagen“.

„Warum nicht?“ sagte die Frau, „geh stracks hin, ich will König sein“. Da ging der Mann hin und war sehr bedrückt darüber, dass seine Frau König werden wollte.



„Das ist nun mal nicht recht“, dachte der Mann. Er wollte nicht gehen, aber er ging doch hin.

Und als an den See kam, da war er ganz schwarzgrau, und das Wasser brodelte von unten auf und stank ganz faulig. Da stand er da und rief:

„Prinzchen, Prinz, komm in die Höh,
Buttchen, Butt in meinem See:
Meine Frau, die Ilsebill,
will mehr als ich selber will“

„Na, was will sie denn?“ fragte der Butt. „Ach“, sagte der Mann, „sie will König werden“. „Dann geh heim; sie ist es schon“, sagte der Butt.

Da ging der Mann heim, und als er in den Palast kam, war das Schloss noch viel größer geworden, hatte ein großes Tor mit viel Zierrat dran, und eine Schildwache stand davor und es gab eine Menge Soldaten und Pauken und Trompeten. Als er eintrat, war alles mit Marmor getäfelt und mit Gold umrandet. Überall Samtvorhänge mit goldenen Quasten. Dann gingen die Türen des Saales auf, der ganze Hofstaat stand dort und seine Frau saß auf einem hohen Thron mit Gold und Diamanten dran, sie hatte eine goldene Krone auf und ein goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes Zepter in der Hand und rechts und links von ihr standen die Ehrenjungfrauen, abgestuft in ihrer Größe.



Eine wie Cleopatra?

Da ging er hin und sagte: „Sag, Frau, bist du jetzt König?“

„Ja“, sagte seine Frau, „jetzt bin ich König“.

Da sah er sie an und sah sich um und sagte nach einer Weile: „Ach, Frau, das ist ja so schön, dass du König bist. Jetzt brauchen wir uns auch nichts weiter mehr zu wünschen“.

„Nein, Mann“, sagte seine Frau und war ganz aufgeregt, „ich find das langweilig und halte es nicht mehr aus. Geh zum Butt, König bin ich, aber ich will Kaiser werden“.

„Ach, Frau“, sagte der Mann, „warum willst du denn Kaiser werden?“

„Mann“, sagte sie nur, „geh zum Butt; ich will Kaiser werden“.



„Ach, Frau“, sagte er, „zum Kaiser kann er dich nicht machen; ich mag das dem Butt auch nicht sagen. Es gibt nur einen Kaiser im Reich, das kann der Butt nicht ändern, das kann er nun mal nicht.“

„Was!“ rief da die Frau, „ich bin der König und du bist mein Mann, willst du wohl gleich hin gehn! Wer Könige machen kann, kann auch Kaiser machen; ich will Kaiser werden, also geh sofort hin!“

Da musste er hin gehn. Aber es war ihm dabei ganz bange, er sagte sich: „Das geht auf keinen Fall gut. Kaiser – das ist zu unverschämt; der Butt wird das auch nicht wollen.“

Mit dem kam er zum See, der war ganz schwarz und dick und es gärte von unten herauf und machte Blasen und der Wind brauste schauerlich und erschreckte den Mann. Aber er rief:

„Prinzchen, Prinz, komm in die Höh,
Buttchen, Butt in meinem See:
Meine Frau, die Ilsebill,
will mehr als ich selber will“.

„Na, was will sie denn?“ fragte der Butt. „Ach Butt“, sagte er, „meine Frau will Kaiser werden“.

„Geh nur heim“, sagte der Butt, „sie ist es schon.“

Da ging der Mann heim und als er näher kam, sah er das ganze Schloss von poliertem Marmor glitzern, mit Alabasterfiguren geschmückt und mit goldenem Zierrat. Vor dem Tor patrouillierten Soldaten und da bliesen Trompeten und Pauken und Trommeln wurden geschlagen. Und innen drin gingen die Barone und Grafen wie Dienstboten herum, sie öffneten ihm die allesamt goldenen Türen.

Und da saß seine Frau auf einem hohen Thron von purem Gold; sie trug eine breite goldene Krone, die war mit Brillanten und großen Edelsteinen besetzt. In der einen Hand hielt sie das Zepter, in der anderen den Reichsapfel und rechts und links von ihr standen die Höflinge, immer der Größe nach vom Riesen bis zum winzigen Zwerg. Und vor ihnen standen eine Menge Fürsten und Herzöge.

Da zwängte sich der Mann durch zu seiner Frau und fragte: „Frau, bist du jetzt Kaiser?“

„Ja“, sagte sie, „jetzt bin ich Kaiser“.

Da wurde er nachdenklich und sagte nach einer Weile: „Frau, das ist wirklich schön, dass du Kaiser bist“. „Mann“, sagte sie, was stehst du noch herum? Ich bin nun Kaiser, jetzt will ich auch Papst werden, geh hin und sags dem Butt“.

„Ach Frau“, sagte der Mann, „was willst du denn noch! Papst kannst du nicht werden, den gibt’s nur ein einziges Mal in der Christenheit, da kann auch er nichts machen“.

„Mann“, sagte sie, „ich will Papst werden; geh gleich hin, ich muss heute noch Papst werden“.

„Nee Frau“, sagte der Mann, „das will ich ihm nicht sagen, das geht nicht gut, das ist zu groß: zum Papst kann der Butt keinen machen“.

„Mann“, „das ist doch Blödsinn; wer einen Kaiser machen kann, kann auch einen Papst machen. Mach dich hin, ich bin Kaiser und du bist mein Mann, jetzt geh endlich hin.“

Da bekam er es mit der Angst, aber er ging hin – ihm war schlecht, er zitterte und seine Knie und Waden schlotterten. Und ein Wind ging übers Land und die Wolken flogen und gegen Abend wurde es duster, die Blätter wehten von den Bäumen und das Wasser brodelte wie Jauche und schlug ans Ufer.



In der Ferne sah er Schiffe, die waren in Seenot und tanzten und sprangen auf den Wellen. Der Himmel hatte nur wenig Blau in der Mitte, aber im Süden war es rot und da braute sich ein schweres Gewitter zusammen.

Da war er sehr bekümmert und rief in seiner Angst:

„Prinzchen, Prinz, komm in die Höh,
Buttchen, Butt in meinem See:
Meine Frau, die Ilsebill,
will mehr als ich selber will“.

„Na, was will sie denn?“ fragte der Butt. „Ach“, sagte der Mann, „sie will Papst werden“. „Geh ruhig heim, sie ist es schon“, sagte der Butt.

Da ging er heim und als er näher kam, sah er den von lauter Palästen umgebenen Dom. Er drängte sich durch das Volk; innen war alles von Tausenden Lichtern erleuchtet und seine Frau war in lauter Gold gewandet und saß auf einem noch viel höherem Thron und hatte die goldene Krone

auf und um sich den großen Geistlichen Staat und an beiden Seiten standen aufgereiht der Größe nach die Lichter: vom Gewaltigsten bis zum Kerzenstummel. Und alle Kaiser und Könige lagen vor ihr auf den Knien und küssten ihren Pantoffel.

„Frau“, sagte der Mann und sah sie genau an, „bist du jetzt Papst?“

„Ja“, sagte sie, „jetzt bin ich Papst“.

Er sah sie bewundernd an und ihm war, als würde er in die helle Sonne blicken. „Ach Frau“, sagte er dann, „wie ist das schön, dass du jetzt Papst bist“.

Sie saß aber ganz steif da wie ein Baum und rührte sich nicht.

Da sagte er: „Frau, nun sei aber zufrieden damit, dass du Papst bist; jetzt kannst du ja nichts anderes mehr werden“.

„Darüber werde ich nachdenken“, sagte die Frau. Dann gingen beide schlafen, aber sie war nicht zufrieden, und der Größenwahn ließ sie nicht schlafen; sie überlegte immer, was sie noch werden könnte.

Der Mann schlief gut und fest, er war den Tag über viel gelaufen. Die Frau aber konnte nicht einschlafen und wälzte sich die ganze Nacht lang von einer Seite zur anderen und grübelte vergeblich darüber, was sie noch werden könnte.

Als das Morgenrot kam und die Sonne aufging, setzte sie sich im Bett auf und starrte ins Licht und als sie aus dem Fenster die Sonne höher aufsteigen sah, sagte sie vor sich hin: „Ha, könnte ich nicht auch die Sonne und den Mond aufgehen lassen?“

„Mann“, rief sie dann und stieß ihn in die Rippen, „wach auf, geh zum Butt: Ich will werden wie der liebe Gott.“

Der Mann war noch ganz verschlafen, aber er erschrak so, dass er aus dem Bett fiel. Er glaubte sich verhöhnt zu haben und rieb sich die Augen und sagte: „Frau, was hast du gesagt?“

„Mann“, sagte sie, „wenn ich nicht die Sonne und den Mond aufgehen lassen kann und nur mit ansehen, dass die Sonne und der Mond so aufgehen – das kann ich nicht aushalten und habe keine ruhige Stunde mehr, bis ich sie selbst aufgehen lassen kann.“

Dann sah sie ihn richtig stier an, so dass es ihn schauderte. „Gleich geh hin. Ich will werden wie der liebe Gott“.

„Ach Frau“, rief der Mann und fiel vor ihr auf die Knie, „das kann der Butt nicht. Kaiser und Papst konnte er machen, ich bitte dich, geh in dich und bleibe Papst“.

Da kam das Böse über sie; die Haare flogen ihr wild um den Kopf, sie riss sich die Kleider auf und trat mit dem Fuß nach ihm und schrie „ich halte das nicht aus, ich halte das nicht länger aus, wirst du wohl hingehen!“

Da zog er sich die Hose an und lief wie von Sinnen fort.

Draußen tobte ein Sturm so gewaltig, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Häuser wackelten und Bäume knickten um und die Berge bebten und Felsbrocken rollten in den See. Der Himmel wurde pechschwarz und es donnerte und blitzte. Der See warf kirchturmhohe Brecher – bis zu den Bergen und oben drauf hatten sie weiße Schaumkronen. Als er schrie, konnte er seine eigenen Worte nicht hören:

„Prinzchen, Prinz, komm in die Höh,
Buttchen, Butt in meinem See:
Meine Frau, die Ilsebill,
will mehr als ich selber will“.



„Na, was will sie denn?“ fragte der Butt. „Ach“, sagte er, „jetzt will sie wie der liebe Gott werden.“
„Geh man heim, sie sitzt wieder in eurem Pinkelpott“.

Und da sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag.

Ins Hochdeutsche übertragen © von Helmut W. Brinks

Vergossener Milch soll man nicht nachweinen. *Amerikan. Sprichwort*

Du eine Dame, ich eine Dame — und wer treibt die Schweine aufs Feld?
Spanisches Sprichwort

Tee, Kaffee und Leckerli bring`n dich um dein Äckerli.
Schweizer Sprichwort

Wem nichts misslingt, kann kein Meister werden. *Russisches Sprichwort*

Dass Glück ihm günstig sei,
was hilft`s dem Stöffel?
Denn regnet`s Brei,
fehlt ihm der Löffel.

Goethe

Else Lasker-Schüler: Mein blaues Klavier

Ich habe zuhause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.

Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.
Es spielen Sternenhände vier
—Die Mondfrau sang im Boote —
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.

Zerbrochen ist die Klaviatur...
Ich beweine die blaue Tote.

Ach liebe Engel öffnet mir
—Ich aß vom bitteren Brote —
Mir lebend schon die Himmelstür —
Auch wider dem Verbote.

Die 1869 geborene deutsche Dichterin jüdischer Herkunft ist vor den Nazis nach Jerusalem geflohen, wo sie 1945 verarmt gestorben ist. Ihr Kinderklavier hatte sie in ihrer Heimatstadt Wuppertal zurücklassen müssen. Die letzte Strophe bezeugt ihre tiefe Religiosität, aber auch ihre Hoffnung auf eine Ausnahme am Ende ihres Lebens.

Auf nach Bremen!

Jetzt folgt ein Märchen der Brüder Grimm, das wir nie ganz vergessen sollten. Es handelt von sehr undankbar behandelten Geschöpfen, die keiner mehr bei sich haben wollte und die keine Zukunft mehr für sich sahen. Aber dann kam einer, sogar ein selbst Betroffener, und hat sie auf ganz neue Überlebens-Gedanken gebracht.

Könnten die hier geschilderten Tiere nicht auch vergleichbare Menschen sein? Bedenkt auch die durchschlagende Wirkung des Werbe-Gags: Die

Gruppe heißt seither so, weil sie nur dieses geographische Ziel hatte, dort aber wahrscheinlich nie angekommen ist, denn sie zeigte sich unterwegs unerwartet mit einer ganz anderen Lösung zufrieden – das hinderte die Bürger von Bremen nicht, so zu tun, als wären die unglücklichen Viecher bei ihnen an- und untergekommen.

So war das eben nicht; alle Bremer Andenken-Figuren mit der Vierergruppe sind ein Märchen – im Hintergrund der tierischen Musikanten steht kein Gebäude in Bremen, sondern nur ein Räuberhaus weit draußen.



Brüder Grimm Die Bremer Stadtmusikanten O. Herfurth pinx.

Die Bremer Stadtmusikanten

von Jacob und Wilhelm Grimm

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Esel, welcher schon lange Jahre unverdrossen die Säcke in die Mühle getragen hatte. Nun aber gingen die Kräfte des Esels zu Ende, so dass er zur Arbeit nicht mehr taugte. Da dachte der Herr daran, ihn wegzugeben.

Aber der Esel merkte, dass sein Herr etwas Böses im Sinn hatte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. Dort, so meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden.

Als er schon eine Weile gegangen war, fand er einen Jagdhund am Wege liegen,

der jämmerlich heulte. „Warum heulst du denn so, Packan?“ fragte der Esel.

„Ach“, sagte der Hund, „weil ich alt bin, jeden Tag schwächer werde und auch nicht mehr auf die Jagd kann, wollte mich mein Herr totschießen. Da hab ich Reißaus genommen. Aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“

„Weißt du was!“, sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant. Komm mit mir und lass dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauke.“ Der Hund war einverstanden, und sie gingen mitsammen weiter.

Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ sprach der Esel.

„Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht“, antwortete die Katze. „Weil ich nun alt bin, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen. Ich konnte mich zwar noch davonschleichen, aber nun ist guter Rat teuer. Wo soll ich jetzt hin?“



„Geh mit uns nach Bremen! Du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du Stadtmusikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit.

Als die drei so miteinander gingen, kamen sie an einem Hof vorbei. Da saß der Haushahn auf dem Tor und schrie aus Leibeskräften. "Du schreist einem durch Mark und Bein", sprach der Esel, "was hast du vor?"

"Die Hausfrau hat der Köchin befohlen, mir heute Abend den Kopf abzuschlagen. Morgen, am Sonntag, haben sie Gäste, da wollen sie mich in der Suppe essen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solange ich noch kann."

"Ei was" sagte der Esel, "zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir mitsammen musizieren, wird es gar herrlich klingen." Dem Hahn gefiel der Vorschlag, und sie gingen alle vier mitsammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen an einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze kletterte auf einen Ast, und der Hahn flog bis in den Wipfel, wo es am sichersten für ihn war.

Sie konnten aber die Stadt Bremen an einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten.

Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze kletterte auf einen Ast, und der Hahn flog bis in den Wipfel, wo es am sichersten für ihn war.

Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Windrichtungen um. Da bemerkte er einen Lichtschein. Er sagte seinen Gefährten, dass in der Nähe ein Haus sein müsse, denn er sehe ein Licht.

Der Esel antwortete: „So wollen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“

Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran täten ihm auch gut.

Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war.

Bald sahen sie es heller schimmern, und es wurde immer größer, bis sie vor ein hellerleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein.



Brüder Grimm Die Bremer Stadtmusikanten O. Berenstorf pinx

„Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn.

„Was ich sehe?“ antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen rundherum und lassen sich's gutgehen!“

„Das wäre etwas für uns“, sprach der Hahn.

Da überlegten die Tiere, wie sie es anfangen könnten, die Räuber hinauszujagen. Endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel stellte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster, der Hund sprang auf des Esels Rücken,

die Katze kletterte auf den Hund, und zuletzt flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Als das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krächte.

Darauf stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, dass die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe. Sie meinten, ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sie die vier Gesellen an den Tisch, und jeder aß nach Herzenslust von den Speisen, die ihm am besten schmeckten.

Als sie fertig waren, löschten sie das Licht aus, und jeder suchte sich eine Schlafstätte nach seinem Geschmack.



Brüder Grimm Die Bremer Stadtmusikanten O. Berenstorf pinx

Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Tür, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn flog auf das Dach hinauf. Und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie bald ein.

Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, dass kein Licht mehr im Haus brannte und alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen.“ Er schickte einen Räuber zurück, um nachzusehen, ob noch jemand im Hause wäre.

Der Räuber fand alles still. Er ging in die Küche und wollte ein Licht anzünden. Da sah er die feurigen Augen der Katze und meinte, es wäre glühende Kohlen. Er hielt ein Schwefelhölzchen daran, dass es Feuer fangen sollte.

Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht und kratzte ihn aus Leibeskräften. Da erschrak er gewaltig und wollte zur Hintertüre hinaus laufen. Aber der Hund, der da lag, sprang auf und biss ihn ins Bein. Als der Räuber über den Hof am Misthaufen vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß. Der Hahn aber, der von dem Lärm aus dem Schlaf geweckt worden war, rief vom Dache herunter: „Kikeriki!“

Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mir mit ihren langen Fingern das Gesicht zerkratzt. An der Tür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen. Auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einem Holzprügel auf mich losgeschlagen. Und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: 'Bringt mir den Schelm her!' Da machte ich, dass ich fortkam.“

Von nun an getrauten sich die Räuber nicht mehr in das Haus.

Den vier Bremer Stadtmusikanten aber gefiel's darin so gut, dass sie nicht wieder hinaus wollten.

(Die Illustrationen zum Märchen sind von Oskar Herrfurth)

Er suchte immer den Stärksten: Christophorus Nach einer alten Legende.

Einer, der dienen kann, macht schöne Worte wahr. Liebesdienste wollen keinen Lohn. Und bezahlte Barmherzigkeit ist sicher keine. Für mich steht fest: Auch unser Tun kann ein Gebet sein. Das sah unser Dichter Erich Kästner wohl ähnlich: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“

Wer nicht selbst an der Spitze steht, hat einen über sich, dem er gehorchen muss. Mir fällt einer ein, der sich sagte: Wenn ich schon einem gehorchen muss, dann sollte das aber auch der Größte, der Mächtigste oder der Stärkste sein.

Der Mann, dessen Geschichte ich erzählen will, dachte so und er wurde Diener eines Königs. Aber im Alltag zeigte dieser bedeutende und herausragende und keineswegs gewöhnliche Mensch (wie wohl jeder Große) einige Schwächen, die der Diener nicht vermutet hatte und die ihn sehr enttäuschten.

Er sagte sich: Es muss doch einen wirklich Großen geben; vielleicht gibt es noch einen Größeren als den König. Dem möchte ich gerne dienen.

Er wurde tatsächlich Diener eines Kaisers. Der war wirklich größer und mächtiger, dessen Befehlen und auch dessen Launen unterwarf er sich gern und war es lange zufrieden.

Aber nach einiger Zeit fand er heraus, dass der Kaiser nur vor anderen den großen Herrscher spielte. Zuhause war er ein ganz anderer und er fügte sich in vielem seiner Frau und seinen Nebenfrauen. Der Diener sagte sich eines Tages: Zum Teufel mit all den Möchtegern-Großen. Zum Teufel? Warum eigentlich nicht?

Es war erstaunlich leicht, Diener des Teufels zu werden. Aber auch beim Teufel erlebte er das Gleiche wie bei den anderen Mächtigen: Aus der Nähe besehen, hatte auch er viele Schwächen, besonders viele sogar.

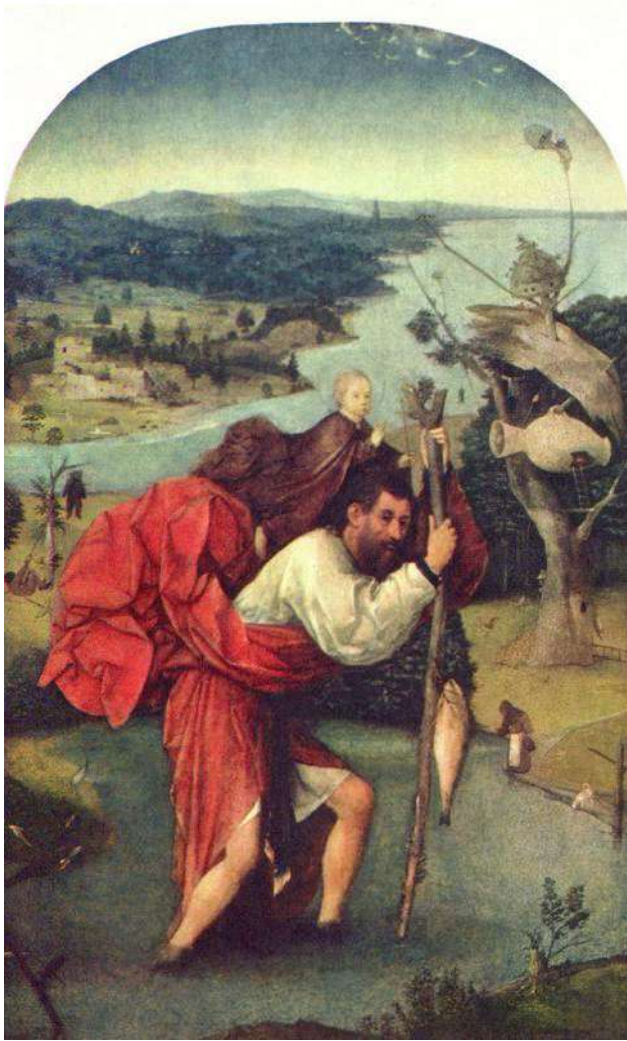
Der Mann war verzweifelt. Er verließ den Teufel und wusste nicht mehr weiter, denn wer kann denn noch mächtiger sein?

Er fand keine Antwort auf diese Frage, aber er hörte nicht auf, darüber nachzugrübeln. Einige Jahre vergingen. Der Mann hatte sich an der Furt eines Flusses niedergelassen, die einen großen Handelsweg unterbrach. Er half Reisenden mit ihrem Gepäck von hier nach drüben und von dort nach hier. Manchen nahm er auf den Buckel, viele musste er stützen auf dem ungewohnten Weg durch das Wasser.

Er gab die Hoffnung nicht auf, dass einmal einer dabei sein würde, in dem er den Stärksten erkennen würde.

Eines Nachts weckte ihn eine Kinderstimme. Ein kleines Kind wollte unbedingt ans andere Ufer getragen werden und ließ sich nicht auf die Zeit nach dem Sonnenaufgang vertrösten.

Der Mann gab nach, nahm das Kind hoch und seinen festen Stock in die andere Hand und watete in den Fluss.



Auf einmal wurde das Kind immer schwerer und schwerer, der Mann begann zu schwanken, er geriet in tieferes Wasser und bekam große Angst.

Er sah verzweifelt zu dem Kind auf seiner Schulter hinauf. Das Kind lächelte ihn an.

Es musste gar nichts sagen, denn er begriff jetzt: Dieses Kind war alles, was er immer gesucht hatte. „Du bist der Christus“, murmelte er. Das Kind lächelte ihn an – und im nächsten Augenblick stand er allein am anderen Ufer.

Jetzt lächelte auch der Mann, von dem ich nicht weiß, wie er vorher hieß, aber nach dieser Nacht sagte er:

Ich war ein Christusträger, ich bin ein Christophorus. Ich habe

es auf meinen Schultern gespürt, dass Christus die ganze Welt hält. Für mich war das zu viel. Aber ich kenne jetzt den einen, den wirklichen Herrn.

Das ist die Legende von Christophorus.

© Helmut W. Brinks

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Goethe

Joachim Ringelnatz (1883—1934): Die Ameisen

In Hamburg lebten zwei Ameisen,
die wollten nach Australien reisen.

Bei Altona auf der Chaussee,
Da taten ihnen die Beine weh,

und da verzichteten sie weise
dann auf den letzten Teil der Reise.



Matthias Claudius, Schriftsteller, 1740—1815

Lieber Johannes!

Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, gebe ich Dir.

Die Zeit kommt allgemach heran, dass ich den Weg gehen muss, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen; und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne. Ich habe die Welt länger gesehen als Du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat. Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht besteht.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andren Dinge hiermit und neben ihm sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewusst und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen.

Alle Dinge hiermit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen, er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand. Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe. Lass Dir nicht weis machen, dass er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse. Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht. Spare Dir denn vergebliche Mühe und tue Dir kein Leid und besinne Dich .

Halte Dich zu gut Böses zu tun. Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding. Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was Du sehen kannst, das siehe und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer. Scheue niemand so viel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt und an dessen Stimme uns mehr

gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter.

Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirn und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vemehmlicher sprechen.

Lerne gerne von anderen, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend, usw., geredet wird; da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, dass sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, dass man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behände dahin fahren, da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbass. Wenn Dich jemand will Weisheit lehren, da siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch; und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, lass und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll.

Und der ist nicht weise, der sich dünket, dass er wisse, sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist. Was im Hirn ist, das ist im Hirn und Existenz ist die erste aller Eigenschaften...

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. Es ist leicht zu verachten, Sohn, und verstehen ist viel besser. Lehre nicht andre, bis Du selbst gelehrt bist Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und lass Dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, dass Deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte. dass sie nicht ineinander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin und bekümmre Dich nicht, was daraus werden wird. Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre. Gehorche der Obrigkeit, und lass die andern über sie streiten. Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich. Mische

Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß. Schmeichle niemand, und lass Dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und lass ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient. Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären. Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer. Mache niemand graue Haare, doch wenn Du Recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Misstraue der Gestikulation, und gebärde Dich schlecht und recht. Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr, und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dir darum nicht weniger. Tue keinem Mädchen Leides, und denke, dass Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest. Hänge Dich an keinen Großen. Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach.

Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet. Tue was des Lohnes wert ist, und begehre keinen. Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern. Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgendetwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater

Johann Wolfgang Goethe: Wandrers Nachtlied II

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.



*Paula Modersohn-Becker, 1905
Lena mit Kaninchen*

Warum gibt es Kriege und warum wollen Mächtige weniger Mächtige oder Ohnmächtige unterdrücken? **James Thurber** (1894-1961) will uns mit einer Satire nachdenklich machen:

Schuld sind natürlich die Kaninchen!

Da gab es einmal eine Kaninchenfamilie, die in der Nähe eines Wolfrudels lebte. Die Wölfe erzählten überall, dass ihnen die Lebensweise der Kaninchen sehr verdächtig sei. Ihre eigene Lebensweise fanden sie Wölfe super, denn es gäbe keine bessere — sagten sie.

Eines Nachts gab es ein heftiges Erdbeben und unter anderem wurden einige Wölfe verschüttet. Schuld waren die Kaninchen, jeder muss das einsehen, denn es ist schließlich längst erwiesen, dass sie mit ihren Hinterläufen ständig auf die Erde klopfen und dadurch Erdbeben auslösen.

Ein paar Tage später gab es ein Unwetter und ein Wolf wurde von einem Blitz erschlagen. Natürlich waren daran die Kaninchen schuld, denn ihr wisst ja alle: Kaninchen mümmeln so rasend schnell Salat, dass es schließlich Blitze hervorlockt.

Die Wölfe drohten den Kaninchen an, sie zur Zurückhaltung zu zwingen, wenn das mit ihnen so weitergehen würde.

Nun flüchteten die verängstigten Kaninchen auf eine entlegene Insel. Andere, weit entfernt lebende Tiere sprachen von Feigheit und hielten den Kaninchen vor: „Ihr dürft nicht fliehen; bleibt furchtlos, wo ihr seid. Dies ist keine Welt für Ausreißer. Wenn die Wölfe euch angreifen sollten, kommen wir euch zu Hilfe — wenn es eben geht und wenn wir es uns leisten können.“

Die Kaninchen kehrten zurück und lebten wieder in der Nachbarschaft des Wolfrudels. Im Winter gab es eine große Überschwemmung. Viele Wölfe ertranken in den Fluten. Daran waren natürlich die Kaninchen schuld, denn sie sind ja, wie ihr wisst, Mohrrübenfresser mit viel zu langen Ohren — und damit verursachen sie irgendwie Überschwemmungen.

Die restlichen Wölfe schnappten sich die Kaninchen, natürlich, um sie zu schützen, und sperren sie zu ihrer Sicherheit in eine verschließbare Höhle.

Lange sah und hörte man nichts von den Kaninchen, deshalb fragten die anderen Tiere die Wölfe, ob sie vielleicht Näheres wüssten. Die Wölfe ließen über ihren Sprecher sagen: „Die Kaninchen mussten gefressen werden. Und weil wir sie fressen mussten, ist das ja wohl eine „innere Angelegenheit“, die keinen anderen etwas angeht.“

Die anderen Tiere berieten sich. Sie forderten die Wölfe auf, wenigstens einen einsehbaren Grund für die Vernichtung der Kaninchen zu nennen, sonst würden sie sich wahrscheinlich gegen die Wölfe verbünden.

„Sie wollten ausreißen“, erklärten die Wölfe, „und schließlich ist dies keine Welt für Ausreißer.“ □

Bevor es Filme und Fernseher gab, brauchten die Menschen Künstler, die Unterhaltung anboten. Bänkelsänger zogen durchs Land und erzählten



schaurige und herzergreifende Geschichten. Es waren vielseitige Entertainer, und Bilder hatten sie auch. Es waren die Vorläufer von allem Vertrauten, mit dem wir heute leben. Werden die Menschen in 200 oder 345 Jahren sich über uns und unsere Unterhaltungsmedien wundern und sich fragen, warum wir Anfang des 21. Jahrhunderts eigentlich immer noch in der Steinzeit gelebt haben?

Was willst du mal werden?

Einige Erwachsene werden dich das einige Male zwischen deinem 3. und deinem sechzehnten Geburtstag fragen. Die Frage reizt seit eh und je zu Übertreibungen, die zu deinem Glück nie zu diesem Ziel führen werden. (Das schadet aber keinem.)

Ich finde es auch spannend zu fragen: Was machst du dieses oder nächstes Jahr? Interessierst es dich, in irgendeinem Kreis ein paar Mal zuzuhören und dir erklären zu lassen, um was es den Menschen da geht?

Es gibt so viele Möglichkeiten zwischen kirchlichen Jugendgruppen, der Jugendfeuerwehr, den Pfadfindern, dem Roten Kreuz, einer Pony-Staffel, einer Band oder einem Chor. Das ist schön und gut und macht oft Freude.

Eine häufige Folge: Unzählige bleiben dann jahrelang, manchmal jahrzehntelang der ersten Gemeinschaft treu. Der Vorteil für diese Gemeinschaft ist ein Nachteil für andere, denn du fühlst dich gebunden und schaust gar nicht mehr hin, was andere machen.

Ob es nicht gut wäre, sich nicht ganz festzulegen und offen zu bleiben für noch andere Möglichkeiten? Besonders für die Jahre jenseits 15, wenn sich dir viele Möglichkeiten weit über Deutschland hinaus bieten. Darüber lohnt lange nachzudenken, zu planen und Informationen zu sammeln.

Und dann könntest du eigentlich anfangen, deine Eltern für deine erste Idee zu begeistern (wetten: sie werden sie dir ausreden). Deine zweite werden sie besser finden und erst die dritte! Hab Geduld, denn Erwachsene denken oft langsamer, haben weniger Fantasie und siebzehn Bedenken. Aber damit musst du leben.

Bleib du selbst (wenn du dich gefunden hast)! Gute Wünsche:

Norbert

Die Menschen stolpern über Maulwurfshügel,
nicht über Berge.

Konfuzius

Alles Geschaffene ist zugleich Yin und Yang
und gehört zu einem Ganzen zusammen.

Laotse

Robby findet, das Folgende sei sehr junge Menschen viel zu hoch. Das müsste man besser den Erwachsenen überlassen. Lara und Georg und Konstantin setzten sich mit ihrer Meinung durch: Wer soll denn die Erwachsenen, die Politiker und Juristen an diese Grundrechte erinnern und ihre Einhaltung fordern? Das können nur die Jungen, auch die sehr jungen.

Menschenrechte — Grundrechte, die für uns alle gelten

Die Vereinten Nationen haben sich 1948 auf die Festlegung von Menschenrechten geeinigt, die in allen Ländern und für alle Menschen gelten sollen. Die meisten Staaten haben diese Grundrechte anerkannt, legen sie aber oft noch unterschiedlich aus. Erst über 60 Jahre nach der Erklärung der UNO setzt sich in mehreren Staaten durch, dass Menschenrechte einklagbares oberstes Gebot für die Gerichte sein müssen.

Seit 1959 gibt es den Europäischen Menschenrechtsgerichtshof (EMGH) in Straßburg, bei dem jeder (sogar Strafgefangene) Europäer Anträge stellen können. Du wirst immer häufiger von Urteilen hören, die dann für europäische Gerichte bindend sind und die Rechtssprechungen lenken.

Die 30 Artikel:

ARTIKEL 1: Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.

ARTIKEL 2: Jeder hat Anspruch auf alle in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten, ohne irgendeinen Unterschied, etwa nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Anschauung, nationaler oder sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem Stand. Des weiteren darf kein Unterschied gemacht werden auf Grund der politischen, rechtlichen oder internationalen Stellung des Landes oder Gebietes, dem eine Person angehört, gleichgültig ob dieses unabhängig ist, unter Treuhandschaft steht, keine Selbstregierung besitzt oder sonst in seiner Souveränität eingeschränkt ist.

ARTIKEL 3: Jeder hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person.

ARTIKEL 4: Niemand darf in Sklaverei oder Leibeigenschaft gehalten werden; Sklaverei und Sklavenhandel in allen ihren Formen sind verboten.

ARTIKEL 5: Niemand darf der Folter oder grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung oder Strafe unterworfen werden.

ARTIKEL 6: Jeder hat das Recht, überall als rechtsfähig anerkannt zu werden.

ARTIKEL 7: Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich und haben ohne Unterschied Anspruch auf gleichen Schutz durch das Gesetz. Alle haben Anspruch auf gleichen Schutz gegen jede Diskriminierung, die gegen diese Erklärung verstößt, und gegen jede Aufhetzung zu einer derartigen Diskriminierung.

ARTIKEL 8: Jeder hat Anspruch auf einen wirksamen Rechtsbehelf bei den zuständigen innerstaatlichen Gerichten gegen Handlungen, durch die seine ihm nach der Verfassung oder nach dem Gesetz zustehenden Grundrechte verletzt werden.

ARTIKEL 9: Niemand darf willkürlich festgenommen, in Haft gehalten oder des Landes verwiesen werden.

ARTIKEL 10: Jeder hat bei der Feststellung seiner Rechte und Pflichten sowie bei einer gegen ihn erhobenen strafrechtlichen Beschuldigung in voller Gleichheit Anspruch auf ein gerechtes und öffentliches Verfahren vor einem unabhängigen und unparteiischen Gericht.

ARTIKEL 11: 1. Jeder, der einer strafbaren Handlung beschuldigt wird, hat das Recht, als unschuldig zu gelten, solange seine Schuld nicht in einem öffentlichen Verfahren, in dem er alle für seine Verteidigung notwendigen Garantien gehabt hat, gemäß dem Gesetz nachgewiesen ist. 2. Niemand darf wegen einer Handlung oder Unterlassung verurteilt werden, die zur Zeit ihrer Begehung nach innerstaatlichem oder internationalem Recht nicht strafbar war. Ebenso darf keine schwerere Strafe als die zum Zeitpunkt der Begehung der strafbaren Handlung angedrohte Strafe verhängt werden.

ARTIKEL 12: Niemand darf willkürlichen Eingriffen in sein Privatleben, seine Familie, seine Wohnung und seinen Schriftverkehr oder Beeinträchtigungen seiner Ehre und seines Rufes ausgesetzt werden. Jeder hat Anspruch auf rechtlichen Schutz gegen solche Eingriffe oder Beeinträchtigungen.

ARTIKEL 13: 1. Jeder hat das Recht, sich innerhalb eines Staates frei zu bewegen und seinen Aufenthaltsort frei zu wählen. 2. Jeder hat das Recht, jedes Land, einschließlich seines eigenen, zu verlassen und in sein Land zurückzukehren.

ARTIKEL 14: 1. Jeder hat das Recht, in anderen Ländern vor Verfolgung Asyl zu suchen und zu genießen. 2. Dieses Recht kann nicht in Anspruch genommen werden im Falle einer Strafverfolgung, die tatsächlich auf Grund von Verbrechen nichtpolitischer Art oder auf Grund von Handlungen erfolgt, die gegen die Ziele und Grundsätze der Vereinten Nationen verstoßen.

ARTIKEL 15: 1. Jeder hat das Recht auf eine Staatsangehörigkeit. 2. Niemandem darf seine Staatsangehörigkeit willkürlich entzogen noch das Recht versagt werden, seine Staatsangehörigkeit zu wechseln.

ARTIKEL 16: 1. Heiratsfähige Männer und Frauen haben ohne jede Beschränkung auf Grund der Rasse, der Staatsangehörigkeit oder der Religion das Recht, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Sie haben bei der Eheschließung, während der Ehe und bei deren Auflösung gleiche Rechte. 2. Eine Ehe darf nur bei freier und uneingeschränkter Willenseinigung der künftigen Ehegatten geschlossen werden. 3. Die Familie ist die natürliche Grundeinheit der Gesellschaft und hat Anspruch auf Schutz durch Gesellschaft und Staat.

ARTIKEL 17: 1. Jeder hat das Recht, sowohl allein als auch in Gemeinschaft mit anderen, Eigentum innezuhaben. 2. Niemand darf willkürlich seines Eigentums beraubt werden.

ARTIKEL 18: Jeder hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit; dieses Recht schließt die Freiheit ein, seine Religion oder seine Weltanschauung zu wechseln, sowie die Freiheit, seine Religion oder seine Weltanschauung allein oder in Gemeinschaft mit anderen, öffentlich oder privat durch Lehre, Ausübung, Gottesdienst und Kulthandlungen zu bekennen.

ARTIKEL 19: Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über

Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.

ARTIKEL 20: 1. Alle Menschen haben das Recht, sich friedlich zu versammeln und zu Vereinigungen zusammenzuschließen. 2. Niemand darf gezwungen werden, einer Vereinigung anzugehören.

ARTIKEL 21: 1. Jeder hat das Recht, an der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten seines Landes unmittelbar oder durch frei gewählte Vertreter mitzuwirken. 2. Jeder hat das Recht auf gleichen Zugang zu öffentlichen Ämtern in seinem Lande. 3. Der Wille des Volkes bildet die Grundlage für die Autorität der öffentlichen Gewalt; dieser Wille muss durch regelmäßige, unverfälschte, allgemeine und gleiche Wahlen mit geheimer Stimmabgabe oder einem gleichwertigen freien Wahlverfahren zum Ausdruck kommen.

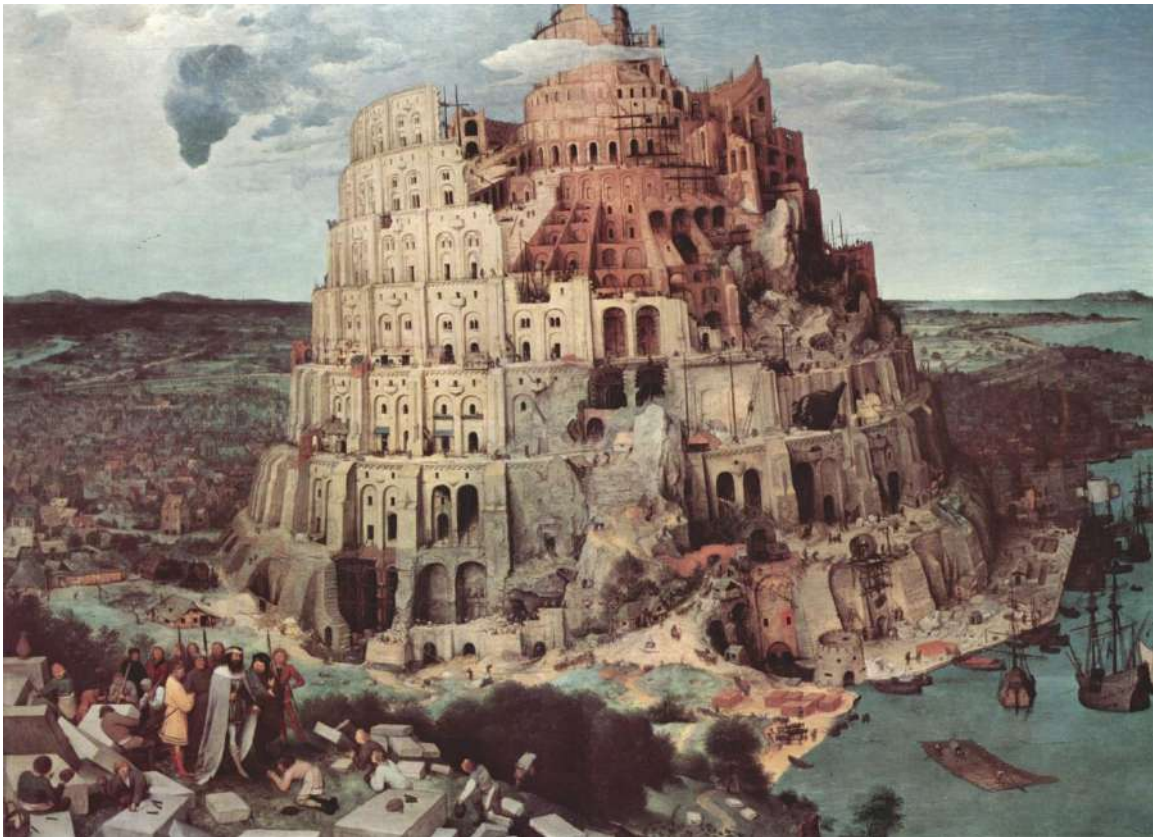
ARTIKEL 22: Jeder hat als Mitglied der Gesellschaft das Recht auf soziale Sicherheit und Anspruch darauf, durch innerstaatliche Maßnahmen und internationale Zusammenarbeit sowie unter Berücksichtigung der Organisation und der Mittel jedes Staates in den Genuss der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte zu gelangen, die für seine Würde und die freie Entwicklung seiner Persönlichkeit unentbehrlich sind.

ARTIKEL 23: 1. Jeder hat das Recht auf Arbeit, auf freie Berufswahl, auf gerechte und befriedigende Arbeitsbedingungen sowie auf Schutz vor Arbeitslosigkeit. 2. Jeder, ohne Unterschied, hat das Recht auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit. 3. Jeder, der arbeitet, hat das Recht auf gerechte und befriedigende Entlohnung, die ihm und seiner Familie eine der menschlichen Würde entsprechende Existenz sichert, gegebenenfalls ergänzt durch andere soziale Schutzmaßnahmen. 4. Jeder hat das Recht, zum Schutze seiner Interessen Gewerkschaften zu bilden und solchen beizutreten.

ARTIKEL 24: Jeder hat das Recht auf Erholung und Freizeit und insbesondere auf eine vernünftige Begrenzung der Arbeitszeit und regelmäßigen bezahlten Urlaub.

ARTIKEL 25: 1. Jeder hat das Recht auf einen Lebensstandard, der seine und seiner Familie Gesundheit und Wohl gewährleistet, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Versorgung und notwendige soziale Leistungen, sowie das Recht auf Sicherheit im Falle von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität oder Verwitwung, im Alter sowie bei anderweitigem Verlust seiner Unterhaltsmittel durch unverschuldete Umstände. 2. Mütter und Kinder haben Anspruch auf besondere Fürsorge und Unterstützung. Alle Kinder, eheliche wie außereheliche, genießen den gleichen sozialen Schutz.

ARTIKEL 26: 1. Jeder hat das Recht auf Bildung. Die Bildung ist unentgeltlich, zum mindesten der Grundschulunterricht und die grundlegende Bildung. Der Grundschulunterricht ist obligatorisch. Fach- und Berufsschulunterricht müssen allgemein verfügbar gemacht werden, und der Hochschulunterricht muss allen gleichermaßen entsprechend ihren Fähigkeiten offenstehen. 2. Die Bildung muss auf die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und auf die Stärkung der Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten gerichtet sein. Sie muss zu Verständnis, Toleranz und Freundschaft zwischen allen Nationen und allen rassischen oder religiösen Gruppen beitragen und der Tätigkeit der Vereinten Nationen für die Wahrung des Friedens förderlich sein. 3. Die Eltern haben ein vorrangiges Recht, die Art der Bildung zu wählen, die ihren Kindern zuteil werden soll.



Pieter Breughel: Der Turmbau zu Babel (mit dem die Menschen Gott näherkommen wollten. Ihr Größenwahn endete in einer Katastrophe. Und in einer Sprachverwirrung.)

ARTIKEL 27: 1. Jeder hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich an den Künsten zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben. 2. Jeder hat das Recht auf Schutz der geistigen und materiellen Interessen, die ihm als Urheber von Werken der Wissenschaft, Literatur oder Kunst erwachsen.

ARTIKEL 28: Jeder hat Anspruch auf eine soziale und internationale Ordnung, in der die in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten voll verwirklicht werden können.

ARTIKEL 29: 1. Jeder hat Pflichten gegenüber der Gemeinschaft, in der allein die freie und volle Entfaltung seiner Persönlichkeit möglich ist. 2. Jeder ist bei der Ausübung seiner Rechte und Freiheiten nur den Beschränkungen unterworfen, die das Gesetz ausschließlich zu dem Zweck vorsieht, die Anerkennung und Achtung der Rechte und Freiheiten anderer zu sichern und den gerechten Anforderungen der Moral, der öffentlichen Ordnung und des allgemeinen Wohles in einer demokratischen Gesellschaft zu genügen. 3. Diese Rechte und Freiheiten dürfen in keinem Fall im Widerspruch zu den Zielen und Grundsätzen der Vereinten Nationen ausgeübt werden.

ARTIKEL 30: Keine Bestimmung dieser Erklärung darf dahin ausgelegt werden, dass sie für einen Staat, eine Gruppe oder eine Person irgendein Recht begründet, eine Tätigkeit auszuüben oder eine Handlung zu begehen, welche die Beseitigung der in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten zum Ziel hat. ♦

**Gottfried August Bürger:
Mittel gegen den Hochmut der Großen**

Viel Klagen hör` ich oft erheben
Vom Hochmut, den der Große übt.
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

Gottfried August Bürger: Trost

Wann dich die Lästerzunge sticht,
So lass dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Heute: Das ist dein Leben. *Kurt Tucholsky*

Das sind die Weisen,
die durch Irrtum
zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
das sind die Narren.

Friedrich Rückert

Der Himmel ist in dir und auch der Höllen Qual:
Was du erkiest und willst, das hast du überall.
Angelus Silesius

Eduard Mörike: Er ist's

Frühling lässt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon.
Wollen balde kommen.
—Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen.

Was wäre, wenn?

Zuweilen reizt mich dieses Fragespiel:
Wie würde mancher Große der Geschichte
als unser Zeitgenosse unsre Umwelt mitgestalten?
Wie sähe Moses Auftrag heute aus?
Wie würden Buddha, Jesus, Mohammed sich uns mitteilen?
Wo und wie fände Laotse Gehör?
Auf welche Siege wäre Alexander aus?
Was schaffte Archimedes mit Computern?
Mit welchem Medium erreichte uns Homer?
Gäbe Hippokrates der Heilkunst neue Richtung?
Wie würden die frühen Kaiser jetzt mit Macht umgehen?
Was gäbe uns Hildegard von Bingen weiter?
Wen würde Walther wohl besingen?
Brächte Franz von Assisi eine andre Botschaft?
Wohin führe Marco Polo uns voraus?
Was hätten wir von Luther zu erwarten?
Welche Welt erschlösse uns Kopernikus?
Was würden Bosch und Riemenschneider uns gestalten?
Welche Musik würde uns Mozart heute schenken?
Für welche Freiheit träte Schiller ein?
Wo wäre Goethe jetzt politisch engagiert?
Wie würden wir mit Hölderlin umgehen
und welche Sorgen würden Heine plagen?
Was würden Lincoln und Napoleon durchsetzen?
Welche Fäden zöge Metternich?
Was müssten Marx und Wichern heute fordern?
Und wenn auch Freud noch mal von vorn anfangen könnte...
Was wäre anders? Wäre die Zeitverschiebung förderlich?
Wirken Leitgestalten stärker, wenn man sie erlebt?
Würden sie unsre Welt und würden wir uns ändern?
Zuweilen reizt mich dieses Fragespiel.

Helmut W. Brinks

Das folgende Märchen ist ein Schatz, den die Brüder Grimm gefunden und uns weitergegeben haben. Als Wilhelm Grimm den Märchenstoff zu einer Geschichte verarbeitete, nahm er Gestalten aus seiner Umgebung. Weil das fast zweihundert Jahre her ist, passen sie nicht mehr in unsere Zeit. Ist das schlimm? Es ist eben eine Märchen-Umgebung und wir können uns leicht in sie hinein versetzen.

Fast hätten auch wir den Kater laufen lassen. Dabei ist er ein Tausendsassa, den auch wir gern bei uns hätten. Er sei auch euch gegönnt: irgendwann in eurem Leben würdet ihr seine Dienste sehr schätzen.



Stich von Gustave Doré

Der gestiefelte Kater

von Jacob und Wilhelm Grimm

Es war einmal ein Müller, der hatte drei Söhne, seine Mühle, einen Esel und einen Kater; die Söhne mussten mahlen, der Esel Getreide holen und Mehl forttragen, die Katze dagegen die Mäuse wegfangen.

Als der Müller starb, teilten sich die drei Söhne in die Erbschaft: der älteste bekam die Mühle, der zweite den Esel, der dritte den Kater; weiter blieb nichts für ihn übrig. Da war er traurig und sprach zu sich selbst: „Mir ist es doch recht schlimm ergangen, mein ältester Bruder kann mahlen, mein zweiter auf seinem Esel reiten – was kann ich mit dem Kater anfangen? Ich lass mir ein Paar Pelzhandschuhe aus seinem Fell machen, dann ist's vorbei.“

„Hör“, fing der Kater an, der alles verstanden hatte, „du brauchst mich nicht zu töten, um ein Paar schlechte Handschuhe aus meinem Pelz zu kriegen; lass mir nur ein Paar Stiefel machen, dass ich ausgehen und mich unter den Leuten sehen lassen kann, dann soll dir bald geholfen sein.“

Der Müllersohn verwunderte sich, dass der Kater so sprach, weil aber eben der Schuster vorbeiging, rief er ihn herein und ließ ihm die Stiefel anmessen. Als sie fertig waren, zog sie der Kater an, nahm einen Sack, machte dessen Boden voll Korn, band aber eine Schnur drum, womit man ihn zuziehen konnte, dann warf er ihn über den Rücken und ging auf zwei Beinen, wie ein Mensch, zur Tür hinaus.

Damals regierte ein König im Land, der aß so gerne Rebhühner: es war aber eine Not, dass keine zu kriegen waren. Der ganze Wald war voll, aber sie waren so scheu, dass kein Jäger sie erreichen konnte.

Das wusste der Kater, und gedachte seine Sache besser zu machen. Als er in den Wald kam, machte er seinen Sack auf, breitete das Korn auseinander, die Schnur aber legte er ins Gras und leitete sie hinter eine Hecke. Da versteckte er sich selber, schlich herum und lauerte.

Die Rebhühner kamen bald gelaufen, fanden das Korn – und eins nach dem andern hüpfte in den Sack hinein. Als eine gute Anzahl drinnen war, zog der Kater den Strick zu, lief herbei und drehte ihnen den Hals um; dann warf er den Sack auf den Rücken und ging geradewegs zum Schloss des Königs.

Die Wache rief. „Halt! Wohin?“ – „Zum König!“ antwortete der Kater kurzweg. „Bist du toll, ein Kater und zum König?“ –

„Lass ihn nur gehen“, sagte ein anderer, „der König hat doch oft Langeweile, vielleicht macht ihm der Kater mit seinem Brummen und Spinnen Vergnügen.“

Als der Kater vor den König kam, machte er eine tiefe Verbeugung und sagte: „Mein Herr, der Graf“ – dabei nannte er einen langen und vornehmen Namen – „lässt sich dem Herrn König empfehlen und schickt ihm hier Rebhühner“; wusste der sich vor Freude nicht zu fassen und befahl dem Kater, soviel Gold aus der Schatzkammer in seinen Sack zu tun, wie er nur tragen könne: „Das bringe deinem Herrn, und danke ihm vielmals für sein Geschenk.“

Der arme Müllersohn aber saß zu Haus am Fenster, stützte den Kopf auf die Hand und dachte, dass er nun sein letztes Geld für die Stiefel des Katers weggegeben habe, und der ihm wohl nichts Besseres dafür bringen könne.

Da trat der Kater herein, warf den Sack vom Rücken, schnürte ihn auf und schüttete das Gold vor den Müller hin: „Da hast du etwas Gold vom König, der dich grüßen lässt und sich für die Rebhühner bei dir bedankt.“

Der Müller war froh über den Reichtum, ohne dass er noch recht begreifen konnte, wie es zugegangen war. Der Kater aber, während er seine Stiefel auszog, erzählte ihm alles; dann sagte er: „Du hast jetzt zwar Geld genug, aber dabei soll es nicht bleiben; morgen ziehe ich meine Stiefel wieder an, dann sollst du noch reicher werden; dem König habe ich nämlich gesagt, dass du ein Graf bist.“

Am andern Tag ging der Kater, wie er gesagt hatte, wohl gestiefelt wieder auf die Jagd und brachte dem König einen reichen Fang. So ging es alle Tage, und der Kater brachte alle Tage Gold heim und ward so beliebt beim König, dass er im Schlosse ein- und ausgehen durfte.

Einmal stand der Kater in der Küche des Schlosses beim Herd und wärmte sich, da kam der Kutscher und fluchte: „Ich wünsche, der König mit der Prinzessin wäre beim Henker! Ich wollte ins Wirtshaus gehen, einmal einen trinken und Karten spielen, da sollt ich sie spazieren fahren an den See.“

Wie der Kater das hörte, schlich er nach Haus und sagte zu seinem Herrn: „Wenn du ein Graf und reich werden willst, so komm mit mir hinaus an den See und bade darin.“

Der Müller wusste nicht, was er dazu sagen sollte, doch folgte er dem Kater, ging mit ihm, zog sich splitternackt aus und sprang ins Wasser. Der Kater aber nahm seine Kleider, trug sie fort und versteckte sie.



Kaum war er damit fertig, da kam der König daher gefahren; der Kater fing sogleich an, erbärmlich zu lamentieren: „Ach! Allergnädigster König! Mein Herr, der hat sich hier im See zum Baden begeben, da ist ein Dieb gekommen und hat ihm die Kleider gestohlen, die am Ufer lagen; nun ist der Herr Graf im Wasser und kann nicht heraus, und wenn er sich noch länger darin aufhält, wird er sich erkälten und sterben.“

Wie der König das hörte, ließ er anhalten und einer seiner Leute

musste zurückjagen und einige Kleider des Königs holen.

Der Herr Graf zog dann auch die prächtigen Kleider an, und weil ihm ohnehin der König wegen der Rebhühner, die er meinte, von ihm empfangen zu haben, gewogen war, so musste er sich zu ihm in die Kutsche setzen. Die Prinzessin war auch nicht böse darüber, denn der Graf war jung und schön, und er gefiel ihr recht gut.

Der Kater aber war vorausgegangen und zu einer großen Wiese gekommen, wo über hundert Leute waren und Heu machten.

„Wem ist die Wiese, ihr Leute?“ fragte der Kater.

„Dem großen Zauberer.“ –

„Hört, jetzt wird gleich der König vorbeifahren, wenn er wissen will, wem die Wiese gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle erschlagen.“

Darauf ging der Kater weiter und kam an ein Kornfeld, so groß, dass es niemand übersehen konnte; da standen mehr als zweihundert Leute und schnitten das Korn.

„Wem gehört das Korn, ihr Leute?“ –

„Hört, jetzt wird gleich der König vorbeifahren, wenn er wissen will, wem das Korn gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle erschlagen.“

Endlich kam der Kater an einen prächtigen Wald, da standen mehr als dreihundert Leute, fällten die großen Eichen und machten Holz.

„Wem ist der Wald, ihr Leute?“ –

„Dem Zauberer. „Hört, jetzt wird gleich der König vorbeifahren, wenn er wissen will, wem der Wald gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle erschlagen.“

Der Kater ging noch weiter, die Leute sahen ihm alle nach, und weil er so wunderlich aussah, und wie ein Mensch in Stiefeln daher ging, fürchteten sie sich vor ihm.

Er kam bald an des Zauberers Schloss, trat keck hinein und vor diesen hin.

Der Zauberer sah ihn verächtlich an, dann fragte er ihn, was er wolle. Der Kater verbeugte sich tief und sagte: „Ich habe gehört, dass du dich in jedes Tier ganz nach deinem Belieben verwandeln könntest; was einen Hund, Fuchs oder auch Wolf betrifft, da will ich es wohl glauben, aber von einem Elefant, das scheint mir ganz unmöglich, und deshalb bin ich gekommen, um mich selbst zu überzeugen.“

Der Zauberer sagte stolz: „Das ist für mich eine Kleinigkeit“, und war in dem Augenblick in einen Elefant verwandelt.

„Das ist viel“, sagte der Kater, „aber auch in einen Löwen?“



Gustave Doré (1832-1883): Der gestiefelte Kater

„Das ist auch nichts“, sagte der Zauberer, dann stand er als Löwe vor dem Kater.

Der Kater stellte sich erschrocken und rief: „Das ist unglaublich und unerhört, dergleichen hätt ich mir nicht im Traume in die Gedanken kommen lassen; aber noch mehr, als alles andere, wär es, wenn du dich auch in ein so kleines Tier, wie eine Maus ist, verwandeln könntest. Du kannst gewiss mehr, als irgendein Zauberer auf der Welt, aber das wird dir doch zu hoch sein.“

Der Zauberer ward ganz freundlich von den süßen Worten und sagte: „O ja, liebes Kätzchen, das kann ich auch“, und sprang als eine Maus im Zimmer herum. Der Kater war hinter ihm her, fing die Maus mit einem Satz und fraß sie auf.

Der König aber war mit dem Grafen und der Prinzessin weiter spazieren gefahren, und kam zu der großen Wiese. „Wem gehört das Heu?“ fragte der König.

„Dem Herrn Grafen“, riefen alle, wie der Kater ihnen befohlen hatte. „Ihr habt da ein schön Stück Land, Herr Graf“, sagte der König. Danach kamen sie an das große Kornfeld.

„Wem gehört das Korn, ihr Leute?“ – „Dem Herrn Grafen.“ –

„Ei! Herr Graf! Große, schöne Ländereien!“ –

Darauf zu dem Wald: „Wem gehört das Holz, ihr Leute?“

„Dem Herrn Grafen.“

Der König verwunderte sich noch mehr und sagte: „Ihr müsst ein reicher Mann sein, Herr Graf, ich glaube nicht, dass ich einen so prächtigen Wald habe.“

Endlich kamen sie an das Schloss, der Kater stand oben an der Treppe, und als der Wagen unten hielt, sprang er herab, machte die Türe auf und sagte: „Herr König, Ihr gelangt hier in das Schloss meines Herrn, des Grafen, den diese Ehre für sein Lebtag glücklich machen wird.“

Der König stieg aus und verwunderte sich über das prächtige Gebäude, das



fast größer und schöner war als sein Schloss; der Graf aber führte die Prinzessin die Treppe hinauf in den Saal, der ganz von Gold und Edelsteinen flimmerte.

Da ward die Prinzessin mit dem Grafen versprochen, und als der König starb, ward er König, der gestiefelte Kater aber erster Minister. ♦

Joseph von Eichendorff: Wünschelrute

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

„Ich muss wohl zwei oder drei Raupen aushalten, wenn ich die Schmetterlinge kennenlernen will.“

Antoine de Saint-Exupéry: Die Blume zum Kleinen Prinz

„Wusst ich genau, wie dies Blatt aus seinem Zweige hervorkam, schwieg ich auf ewige Zeit still: denn ich wüsste genug.“ *Hugo von Hofmannsthal*

Der Schlüssel zum Herzen der Menschen wird nie unsere Klugheit,
sondern immer nur unsere Liebe sein. *Hermann Bezzels*

Gott schicke den Tyrannen Läuse, den Einsamen Hunde, den Kindern
Schmetterlinge, den Frauen Nerze, den Männern Wildschweine, uns allen
aber einen Adler, der uns auf seinen Fittischen zu ihm trägt. *Aus der Ukraine*

Wir werden nur wissen, was wir tun. Wir werden nur haben, was wir teilen.
Wir werden nur lernen, was wir leiden. *Werner Simpfendörfer*

Ich weiß, dass ich nichts weiß. *Sokrates*

Bis auf den letzten Augenblick spielen wir Komödien mit uns selber.
Heinrich Heine

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen.
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen.
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen. *J. W. Goethe*



Der niederländische Maler Pieter Breughel d. Ält. hat vor fast 500 Jahren das Leben und Treiben der Menschen in der Welt gezeichnet: Ein unerschöpfliches Bild der „Sieben Hauptsünden“: Eitelkeit, Neid, Zorn, Trägheit, Geiz, Unmäßigkeit, Wollust. Gelten sie noch oder kommt eine menschliche Eigenschaft dazu?

Jonathan, der Lebensretter

(Eine absichtlich nur angefangene Geschichte)

Du kennst ihn von Seite 12; hier siehst du Jonathan noch einmal.



Sir Edwin Landseer (1802-1873): Jonathan, der Lebensretter

Er ist viereinhalb Jahre alt und ausgebildeter Lebensretter. Das hat er gerade wieder einmal bewiesen, als er das Mädchen in letzter Minute aus dem Meer holte. Das macht er schon lange so, weil er darauf dressiert ist, Menschen vor dem Ertrinken zu bewahren.

Kannst du dir vorstellen, was geschehen ist? Denk es dir aus! Wie heißt das Mädchen in deiner Geschichte? Wie kam es zu dem Unglück? Was war wohl die Vorgeschichte? Wer sind die anderen Hauptpersonen im vermutbaren Hintergrund? Schreib einfach mal drauflos, ruhig ins „Unreine“. Überarbeiten kannst du es später immer noch, notfalls ganz umschreiben.

Der Rettungshund muss weiter am Ufer wachen. Aber ob sich die beiden noch einmal wiedersehen?

Was meinst du?

Wenn in der „Schöpfungswerkstatt“, in der vor langer, langer Zeit alle Lebewesen einmal entworfen worden sind, einige Hundert Wissenschaftler und Designer die Aufgabe bekommen hätten, eine große Zahl von Blumen zu entwerfen, auch von Tieren mit mehr als zwei Beinen — wie viele verschiedene Arten hätten sie sich wohl ausgedacht? Achthundert? Vierzehntausendzweihundertdreißig? Mehr ja wohl kaum.

Wir wissen aber, dass es in unserer Welt eine unwahrscheinlich große Vielfalt aller Lebewesen gibt. Das trifft auch auf uns Menschen zu. Von uns gibt es nicht nur Tausend verschiedene Typen — kannst du sie gelegentlich mal zählen?

Wir sind alle verschieden und einzigartig in unserer Art. Über unsere äußere Schönheit lässt sich streiten: Die einen finden blaue Augen wunderbar, andere schwärmen für grüne, wieder andere für fast schwarze. Findest du das gut oder möchtest du, dass wir alle gleich aussehen? — Gleiche Hautfarbe, gleiche Haare, gleiche Größe, gleiche Ohren, gleiche Münder, gleiche Nasenform? Halt, das ist ein Stichwort: Mit ihren Nasen wurden schon sehr viele Leute berühmt, vor allem, wenn sie länger, dicker oder breiter waren als bei den meisten Menschen. Manche werden von einigen Dummköpfen ausgelacht, andere beneiden sie um ihren besonderen Riecher.

Kennt du diese Märchengeschichte des schwäbischen Dichters Wilhelm Hauff, der nur fünfundzwanzig Jahre alt geworden ist, aber in wenigen Jahren erstaunlich viel geschrieben hat? Später lohnt es sich, für dich, mehr von ihm zu lesen — einige seiner vielen Märchen und Novellen sind zu Recht berühmt geworden. Das hier folgende Märchen ist schön lang und gibt euch garantiert viel zu denken — hoffentlich auch über einige Vorurteile über behinderte Menschen.



Paralympics: Urs Schläpfer, CH



Forscher Prof. Stephen W. Hawking

Jakob M. genannt Nase, Meisterkoch

von Wilhelm Hauff

(leicht gekürzt und durch einige verstehbarere Ausdrücke ersetzt)

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes Deutschlands lebte vor vielen Jahren ein Schuster mit seiner Frau schlicht und recht.



Er saß tagsüber in einem Schuppen und flickte Schuhe und Pantoffeln. Er machte auch neue, doch dann musste er das Leder erst einkaufen, er war aber arm und hatte keine Vorräte. Seine Frau verkaufte Gemüse und Früchte, die sie in einem kleinen Gärtchen vor dem Tore pflanzte, und viele Leute kauften gerne bei ihr, weil sie sauber gekleidet war und ihr Gemüse auf gefällige Art auszubreiten wusste.

Die beiden hatten einen Knaben, angenehm von Gesicht, wohlgestaltet und für das Alter von zwölf Jahren schon ziemlich groß. Er saß gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüsemarkt, und den Frauen oder Köchen, die eingekauft hatten, trug er auch einen Teil der Früchte nach Hause. Selten kam er von einem solchen Gang zurück ohne ein Trinkgeld.

Eines Tages saß die Frau wieder wie gewöhnlich auf dem Markt, sie hatte vor sich einige Körbe mit Gemüse, Kräutern und Sämereien, auch frühe Birnen, Äpfel und Aprikosen. Der kleine Jakob saß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waren aus: „Leute, seht unseren schönen Kohl, diese wohlriechenden Küchenkräuter; wir haben frühe Birnen und frühe Äpfel, sogar Aprikosen — und alles sehr günstig!“

Da kam eine alte Frau über den Markt; sie sah etwas nachlässig gekleidet aus, hatte ein eingefurchtes Gesicht, rote Augen und eine lange, gebogene



Nase; sie ging an einem Stock, und sie hinkte und wankte, als hätte sie Räder an den Füßen.

Die Frau des Schusters betrachtete diese Frau aufmerksam. Sie war jetzt schon sechzehn Jahre auf dem Markt, und noch nie hatte sie diese sonderbare Marktkundin bemerkt. Sie erschrak unwillkürlich, als die Frau auf sie zu hinkte und an ihren Körben stehen blieb.

„Bist du die Gemüsehändlerin Hanne?“ fragte die alte Frau mit einer krächzender Stimme.

„Ja, die bin ich“, antwortete die Marktfrau, „was darf es sein?“

„Will sehen, will sehen und Kräuter schauen, ob du hast, was ich brauche“, antwortete die Frau, bückte sich, griff die Kräuter, die so schön ausgebreitet waren, holte sie an ihre lange Nase und beroch sie hin und her. Der Frau des Schusters sah mit Sorge, wie die alte Frau so mit ihren seltenen Kräutern umging, aber sie wagte nichts zu sagen, denn Käufer dürfen die Ware natürlich prüfen; sie empfand sie ein sonderbares Grauen vor der Frau. Als jene den ganzen Korb durchgemustert hatte, murmelte sie: „Schlechtes Zeug, schlechtes Kraut, nichts, was ich will; das war besser letztes Mal, schlechtes Zeug, schlechtes Zeug!“

Solche Reden ärgerten den kleinen Jakob. „Du bist eine unverschämte Frau“, rief er unmutig, „erst fährst du in die schönen Kräuter hinein und drückst sie zusammen, dann hältst du sie an deine lange Nase, dass sie niemand mehr kaufen mag, wer das gesehen hat, und jetzt beschimpfst du noch unsere Ware. Dabei kauft selbst der Koch des Herzogs bei uns!“

Die alte Frau schielte den mutigen Knaben an, kicherte und sprach: „Söhnchen, Söhnchen! Dir gefällt also meine schöne lange Nase? Sollst auch eine haben, wollen sehen.“

Während sie so sprach, rutschte sie an den andern Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte sie zusammen, warf sie dann wieder in den Korb und nörgelte wieder: „Schlechte Ware, schlechter Kohl!“

„Wackle nicht so schlimm mit deinem Kopf!“ rief Jakob ängstlich. „Dein Hals ist ja so dünn wie ein Kohlstängel, er könnte leicht abbrechen, und dann würde dein Kopf in den Korb fallen und wer wollte dann noch bei uns kaufen!“

„Gefällt dir mein dünner Hals?“ murmelte die Frau. „Brauchst gar keinen, der Kopf soll in den Schultern stecken, dass er nicht herabfällt!“

„Schwätzt doch nicht so unnützes Zeug mit meinem Sohn“, sagte Frau Hanne, „wenn Sie etwas kaufen wollen, dann beeilen Sie sich, Sie verscheuchen mir ja die anderen Kunden.“

„Gut, gut!“, rief die Alte. „Ich will dir diese sechs Kohlköpfe kaufen; aber du siehst ja, ich muss mich auf den Stock stützen und kann nichts tragen; wenn dein Sohn mir die Ware nach Hause bringt, will ich ihn dafür belohnen.“

Jakob wollte nicht gern mitgehen, ihm graute vor der hässlichen Frau. Traurig gehorchte er, nahm die Kohlköpfe in ein Tuch und folgte der alten Frau über den Markt hin.

Es ging nicht schnell und sie brauchten beinahe drei Viertelstunden, bis sie in einen entlegenen Teil der Stadt endlich vor einem kleinen, baufälligen Haus ankamen. Dort steckte die Frau einen rostigen Haken in ein kleines Loch in der Türe, und die sprang dann knatschend auf.

Aber wie war Jakob überrascht, als er eintrat! Das Haus war prachtvoll geschmückt. Die Alte zog ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche und pfiff gellend darauf. Da kamen einige Meerschweinchen die Treppe aufrecht auf zwei Beinen herab getrippelt.

„Meine Pantoffeln!“ rief die Frau. Sie brachten die mit Leder gefütterten Schalen einer Kokosnuss und steckte sie ihr an die Füße.

Jetzt war alles Hinken vorbei. Sie glitt schnell über den Glasboden und zog Jakob an der Hand mit sich bis in die Küche.

„Setz dich, Jakob“, sagte die Frau freundlich und schob einen Tisch so vor ihn hin, dass er nicht mehr vorkommen konnte. „Setz dich, du hast schwer zu tragen gehabt, die Menschenköpfe sind ja nicht so leicht.“

„Aber was sprechen Sie so komisch!“, rief Jakob, „ich bin zwar etwas müde, aber es waren Kohlköpfe, die ich getragen habe, Sie haben sie doch meiner Mutter abgekauft.“

„Aha, das weißt du noch nicht!“, lachte die Frau, hob den Deckel des Korbes auf und zog einen Menschenkopf hoch, den sie am Schopf gefasst hatte. Jakob war vor Schrecken außer sich; er konnte nicht fassen, wie dies alles zuring; aber er dachte an seine Mutter: Wenn jemand etwas von diesen Menschenköpfen erfahren würde, würde man sie gewiss dafür anklagen.

„Ich muss dir nun auch etwas zur Belohnung dafür geben, dass du so freundlich warst“, murmelte die Frau, „warte ein Weilchen, ich will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirst.“

Sie pfiff wieder. Da kamen viele Meerschweinchen mit umgebundenen Küchenschürzen, in deren Gürtel sie Rührlöffel und Tranchiermesser trugen; nach ihnen kamen einige Eichhörnchen herein gehüpft.

Dies schienen die Küchenjungen zu sein; sie kletterten geschwind an den Wänden und Schränken hinauf und brachten Pfannen und Schüsseln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Herd; dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Kokosschalen ständig hin und her, und Jakob sah, dass sie es wichtig nahm, ihm etwas Gutes zu kochen.

Es fing an zu sprudeln und zu zischen, Dampf stieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floss herab ins Feuer. Da nahm sie ihn weg, goss den Inhalt in eine schöne Schüssel und setzte sie Jakob vor.

„So, Söhnchen“, sprach sie, „iss dieses Süppchen, dann hast du alles, was dir an mir so gefallen hat! Du sollst auch ein geschickter Koch werden, aber das besondere Kraut, nein, das Kraut sollst du nie finden — deine Mutter hat es ja auch nicht in ihrem Korb gehabt.“

Jakob verstand den Sinn ihrer Worte nicht richtig; er löffelte behaglich er die Suppe, die ihm wunderbar schmeckte. Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen stieg aus ihr auf, dabei war sie zugleich süß und säuerlich und sehr kräftig.



Während er noch den letzten Löffel der köstlichen Speise genoss, zündeten die Meerschweinchen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer schwebte. Dichter und dichter wurden diese Wolken und sanken herab, der Geruch des Weihrauchs wirkte betäubend auf Jakob. Er wusste, dass er zu seiner Mutter zurückkehren muss, aber er sank immer wieder zurück und schlief im Sitzen ein.

Sonderbare Träume überkamen ihn. Es war ihm, als zöge ihm die Alte seine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchenbalg. Sofort konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen und stand mit ihnen im Dienst der alten Frau.

Weil er zuhause auch zu Hausarbeiten angehalten worden war, ging es ihm flink von der Hand. Etwa nach einem Jahr, träumte er, wurde er zu einer feineren Arbeit gebraucht: er musste Sonnenstaub fangen und durch ein



feines Haarsieb sieben. Die zahnlose Frau hielt Sonnenstaub für das Allerfeinste und ließ sie sich ihr Brot aus Sonnenstaub backen.

Nach einem weiteren Jahr wurde er zu den Dienern versetzt, die aus Rosentau Trinkwasser für die Alte schöpften. Weil sie viel trank, hatten die Wasserträger viel Arbeit. Nach einem Jahr wurde

Jakob zum inneren Hausdienst bestellt; er hatte die Böden zu putzen. Weil diese aus Glas waren, sah man jeden Hauch in ihnen, das war keine leichte Arbeit.

Im vierten Jahr kam er in die Küche.

Jakob diente sich dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum ersten Pastetenmacher und entwickelte großes Geschick in allen Küchensachen. Er konnte bald die schwierigsten Speisen bereiten.

Eines Tages, als sie selbst ausgehen wollte, befahl sie ihm ein Huhn zu rupfen, mit Kräutern zu füllen und schön braun zu rösten.

Er tat dies nach den Regeln der Kunst, brühte es in heißem Wasser, zog ihm geschickt die Federn aus, schabte ihm nachher die Haut, dass sie glatt und fein wurde und nahm die Eingeweide heraus.



Dann fing er an, die Kräuter zu sammeln, womit er das Huhn füllen wollte.

In der Kräuterkammer fand er ein Wandschränkchen, dessen Türe halb geöffnet war.



Es standen viele Fläschchen darin, von welchen ein starker, angenehmer Geruch ausging.

Er öffnete eines und fand darin Kräuter von ganz besonderer Gestalt und Farbe.

Die Stängel und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Rot, mit Gelb verbrämt; er

betrachtete sinnend diese Blume, beroch sie, und sie strömte denselben starken Geruch aus, von dem einst jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber so stark war der Geruch, dass er zu niesen anfang, immer heftiger niesen musste und — am Ende niesend erwachte.

Er fand sich auf dem Sofa der alten Frau und blickte verwundert umher. „Wie man so lebhaft träumen kann! Ich war doch sicher, dass ich ein Kamerad der Eichhörnchen und Meerschweinchen war, freilich bin ich auch ein großer Koch geworden. Wie wird meine Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle!“

Mit diesen Gedanken raffte er sich auf, um wegzugehen; noch waren seine Glieder vom Schlaf ganz steif, besonders sein Nacken, er musste auch selbst über seine Benommenheit lächeln, denn alle Augenblicke stieß er mit der Nase an einen Schrank oder an einen Türpfosten.

In den engen Gassen war ein großes Gedränge, und er kam ängstlich auf den Markt. Die Mutter saß da hinter ihren Fruchtkörben und er sah schon von weitem, dass sie sehr traurig war. Er zögerte, was er tun sollte; endlich fasste er sich ein Herz, legte seine Hand auf ihren Arm und sprach: „Mutter, bist du böse auf mich?“

Die Frau wandte sich um und fuhr mit einem Schrei entsetzt zurück. „Was willst du von mir, hässlicher Zwerg?“ rief sie. „Fort mit dir! Ich kann solche Spiele nicht leiden.“

„Aber, Mutter, warum willst du denn deinen Sohn von dir jagen?“, fragte Jakob erschrocken.

„Ich hab dir schon gesagt, geh fort!“ entgegnete Frau Hanne zornig. „Bei mir verdienst du kein Geld durch deine Gaukeleien, du Krüppel!“

„Sie muss blind geworden sein“, sagte sich Jakob bekümmert. „Mutter, sieh mich doch richtig an, ich bin ja dein Jakob.“

„Jetzt wird es mir aber zu viel“, rief Hanne ihrer Nachbarin zu, „sieh nur diesen hässlichen Zwerg; er vertreibt mir alle Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu spotten, der Unverschämte!“

Da erhoben sich die Nachbarinnen und fingen an zu schimpfen, — Marktfrauen können das sehr gut —, und drohten, über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht sofort ginge.

Jakob verstand das alles nicht. Als er sah, dass die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Tränen in die Augen, und er ging traurig die Straße hinab zum Schuppen, in dem sein Vater den Tag über

Schuhe flickte. „Ich will doch sehen“, dachte er bei sich, „ob er mich auch nicht erkennt.“

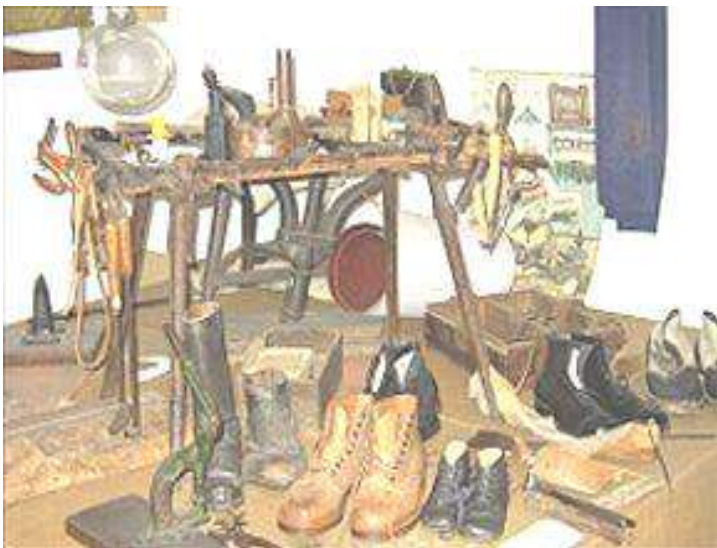
Der Meister war so emsig mit seiner Arbeit beschäftigt, dass er ihn gar nicht sah; als er aber zufällig aufsah, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entsetzen: „Um Gotteswillen, was willst du?“

„Guten Abend, Meister!“ sprach Jakob. „Wie geht es Ihnen?“

„Schlecht, schlecht, kleiner Mann!“ antwortete der Vater zu Jakobs großer Verwunderung; er schien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geschäft geht schlecht, ich bin allein und einen Gesellen kann ich mir nicht leisten.“

„Haben Sie denn keinen Sohn, der Ihnen zur Hand gehen könnte?“ forschte Jakob weiter.

„Ich hatte einen, meinen Jakob, er müsste jetzt ein Bursche von zwanzig Jahren sein, der mir gut unter die Arme greifen könnte. Das wäre ja zu



schön! Schon als er zwölf war, zeigte er sich anständig und geschickt und verstand schon manches vom Handwerk; der hätte mir die Kunden hergelockt, dass ich bald nicht mehr geflickt, sondern mehr Neues geliefert hätte!“

„Wo ist denn Ihr Sohn?“ fragte Jakob mit zitternder Stimme seinen Vater.

„Das weiß Gott“, antwortete er; „vor sieben Jahren wurde er uns vom Markt weg gestohlen.“

„Vor sieben Jahren!“ rief Jakob mit Entsetzen.

„Ja, kleiner Mann, vor sieben Jahren; ich weiß noch wie heute, wie meine Frau schluchzend nach Hause kam. Der Junge sei den ganzen Tag nicht zurückgekommen, sie habe überall geforscht und gesucht und es nicht gefunden.

Es wäre da eine alte, hässliche Frau auf den Markt gekommen, hatte um Früchte und Gemüse gefeilscht und so viel gekauft, dass sie es nicht selbst tragen konnte. Meine Frau gab ihr den Jungen mit und — hat ihn bis heute nicht mehr gesehen.“

„Und das ist sieben Jahre her, sagen Sie?“

„Sieben Jahre waren es im Frühling. Wir gingen von Haus zu Haus und fragten; manche suchten mit uns, alles vergeblich. Die Frau, die das Gemüse gekauft hatte, kannte niemand. Eine bald Hundertjährige sagte uns, es könnte wohl die böse Kräuterweis gewesen sein, die käme fast alle fünfzig Jahre in die Stadt, um allerlei einzukaufen.“

Jakob wurde nach und nach klar, dass er nicht geträumt, sondern sieben Jahre bei der Kräuterweis gedient hatte. Sieben Jahre seiner Jugend hatte ihm die Alte gestohlen, und was war sein Lohn? Dass er alle Geheimnisse der Küche gelernt hatte?

Er stand da und dachte über sein Schicksal nach, da fragte ihn sein Vater: „Können Sie vielleicht etwas gebrauchen, junger Mann? Etwa ein Paar neue Pantoffeln oder“, setzte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futteral für Ihre Nase?“

„Was wollen Sie nur mit meiner Nase?“ fragte Jakob, „warum sollte ich denn ein Futteral für sie brauchen?“

„Nun“, entgegnete der Schuster, „jeder nach seinem Geschmack; aber das muss ich Ihnen sagen, wenn ich so eine Nase hätte, dann ließe ich mir dafür ein Futteral darüber machen, etwa von rosenfarbigem Glanzleder. Schauen Sie, hier habe ich ein schönes Stück. Damit wären Sie bestens bedient, kleiner Mann; Sie würden sich nicht mehr an jedem Türrahmen stoßen.“

Jakob war stumm vor Schrecken, er betastete seine Nase, sie war dick und wohl zwei Hände lang! So hatte also die Alte auch seine Gestalt verwandelt! Darum kannte ihn also die Mutter nicht. Darum nannte man ihn einen hässlichen Zwerg!

„Meister,“ fragte er den Schuster, „haben Sie einen Spiegel?“

„Hören Sie“, erwiderte der Vater, „Sie haben nicht gerade eine Gestalt mitbekommen, die Sie eitel machen könnte, und Sie haben keinen Grund, oft in den Spiegel zu gucken. Gewöhnen Sie es sich ab!“

„Lassen Sie mich doch in einen Spiegel schauen“, rief der Kleine, „es ist nicht aus Eitelkeit!“

„Lassen Sie mich in Ruhe, ich hab' keinen. Wenn Sie es unbedingt wollen, drüben der Friseur hat einen Spiegel, zweimal so groß wie Ihr Kopf; schauen Sie dort hinein, jetzt aber: Guten Tag!“

Mit diesen Worten drängte ihn der Vater hinaus. Jakob ging niedergeschlagen über die Straße zu dem Friseur, den er noch von früher

kannte. „Guten Morgen, Urban“, sprach er zu ihm, „lassen Sie mich mal in Ihren Spiegel schauen!“

„Aber gern, dort steht er“, rief der Friseur lachend, und seine Kunden lachten mit.

„Sie sind ein hübsches Kerlchen, schlank und fein, ein Hälschen wie ein Schwan, Händchen wie eine Königin, und ein Stumpfnäschen, wie man es nirgendwo schöner sehen kann. Ein bisschen eitel sind Sie, das ist zu sehen, aber beschauen Sie sich nur!“

Wieherndes Gelächter erfüllte den Salon. Jakob sah sich im Spiegel, Tränen traten ihm in die Augen. „Ja, so konntest du freilich deinen Jakob nicht wiedererkennen, Mutter“, sprach er zu sich, „so habe ich früher nicht ausgesehen, als du mich stolz den Leuten gezeigt hast!“

Seine Augen waren klein wie Schweinsäuglein, seine Nase war wirklich ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals war ganz weg,



sein Kopf stak tief in den Schultern, und nur mit Schmerzen konnte er ihn nach rechts und links bewegen. Sein Körper war noch so groß wie vor sieben Jahren, als er zwölf war; aber während andere in diesen Jahren in die Höhe wachsen, war er in die Breite gewachsen; der Rücken und die Brust ähnelten einem dick gefüllten Sack. Dieser dicke Oberleib saß auf zu kleinen, schwachen Beinen, umso größer waren die Arme, seine

Hände waren grob, seine Finger spinnenartig lang.

So sah er aus, der Jakob: zu einem missgestalteten Zwerg war er durch Zauberei geworden.

Jetzt erinnerte er sich, wie die alte Frau an die Körbe seiner Mutter getreten war.

Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Nase, die hässlichen Finger, alles hatte sie ihm angehängt.

„Nun, haben Sie sich genug beschaut?“ fragte der Friseur. „Ich mache Ihnen einen Vorschlag, kleiner Mann. Mein Salon ist zwar gut besucht, aber

es könnte mehr sein. Es ist nämlich so: Mein Nachbar, der Friseur Locke, hat irgendwo einen Riesenkerl gefunden, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, Riesen sind nicht so selten, aber ein so kleiner Mann wie Sie, das ist schon etwas anderes. Kommen Sie zu mir, kleiner Mann; ich gebe Ihnen Wohnung, Essen, Trinken, Kleidung, alles; dafür stellen Sie sich morgens vor meine Türe und laden die Leute ein, hereinzukommen. Sie helfen mir etwas bei der Bedienung und seien Sie sicher, das ist gut für uns beide: es kommen mehr Kunden und Sie bekommen oft ein Trinkgeld.“

Jakob war empört über das Angebot, Lockvogel eines Friseurs zu sein. Er sagte, dass er keine Zeit für solche Dienste habe.



Die Kräuterwies hatte seine Gestalt verunstaltet, aber nicht seinen Geist; er dachte und fühlte nicht anders als vor sieben Jahren; nein, er glaubte in dieser Zeit klüger, wissender geworden zu sein; er trauerte weniger über seine hässliche Gestalt, aber mehr darüber, dass seine Eltern ihn fortgejagt hatten.

Wer hilft schon solch einem Unglücklichen, der auch noch so abstoßend aussieht!

Daher kam es, dass Jakob den ganzen Tag ohne Speise und Trank blieb und sich abends auf die harten und kalten Treppen einer Kirche schlafen legen musste.

Was sollte er anfangen? Da fiel ihm ein, dass er große Fortschritte in der Kochkunst gemacht hatte; er traute sich zu, es mit manchem Koch aufnehmen zu können. Am Morgen ging er in die Kirche und betete. Dann trat er seinen Weg an.

Der Herzog des Landes war ein bekannter Schlemmer und Genießer, der Köche aus mehreren Ländern beschäftigte. Jakob ging zu seinem Schloss.

Am Tor fragte er die Wächter nach dem Oberküchenmeister. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Hofleute

stehen, schauten ihm nach und machten sich über ihn lustig. Sie riefen sich zu: „Ein Zwerg, ein Zwerg! Habt ihr den Zwerg gesehen?“

Da erschien der Aufseher des Hauses. „Macht keinen Lärm! Seine Durchlaucht schläft noch!“

Er zwang sich, nicht laut aufzulachen, als er Jakob sah. Der sagte, dass er zum Oberküchenmeister wollte: „Ich bin ein erfahrener Koch und kenne mich mit den seltensten Speisen aus; bringen Sie mich zum Oberküchenmeister; vielleicht kann er meine Kunst gebrauchen.“

Der Aufseher führte ihn zum Oberküchenmeister.

„Hochberühmter Oberküchenmeister“, sprach Jakob dort und verbeugte sich so tief, dass er mit der Nase fast den Boden berührte, „brauchen Sie nicht noch einen einfallsreichen Koch?“

Der Oberküchenmeister betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, brach dann in Lachen aus und sprach: „Was denn? Du bist ein Koch? Wir haben hier aber keine Spielzeugherde. Lieber kleiner Kochschüler! Wer dich zu mir geschickt hat, hat dich zum Narren gehabt.“

Jakob ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Geben Sie mir auf, irgendeine besondere Speise zu bereiten, geben Sie mir, was ich dazu brauche, und sie soll vor Ihren Augen schnell bereitet sein. Dann werden Sie sagen können, ob ich ein Koch nach Regel und Recht bin.“

„Nun gut!“ rief der Oberküchenmeister, „den Spaß wollen wir uns gönnen, gehen wir in die Küche!“

Die große Küche war prächtig eingerichtet; auf vielen Herden brannten ständig Feuer; ein klarer Bach, so gestaltet, dass er zugleich als Fischbehälter diente, floss mitten durch sie, in hohen Schränken standen die Vorräte, die man immer zur Hand haben musste, und zur Rechten und Linken waren die Lagerräume mit Vorräten aus vielen Ländern.

Küchenbedienstete hantierten mit Kesseln und Pfannen und Schaumlöffeln.

„Was hat Seine Durchlaucht zum Frühstück befohlen?“ fragte der Meister den ersten Frühstücksmacher, einen alten Koch.

„Die Dänische Suppe hat er geruht zu befehlen und rote Hamburger Klößchen.“

„Also“, sagte der Oberküchenmeister zu Jakob, „traust du dir zu, diese ziemlich schwierigen Speisen zu bereiten? Die Klößchen wirst du ja auf keinen Fall schaffen, denn die sind ein Geheimrezept.“



„Nichts leichter als das“, erwiderte Jakob zum allgemeinen Erstaunen; denn er hatte diese Speisen oft gemacht. „Gebt mir für die Suppe diese und jene Kräuter, dieses und jenes Gewürz, Wildschweinfett, Wurzeln und Eier. Dann



flüsterte er dem Oberküchenmeister zu: „Für die Klößchen brauche ich viererlei Fleisch, etwas weißen Wein, Entenschmalz, Ingwer und das Kraut Magentrost.“

„Beim heiligen Benedikt! Bei welchem Zauberer hast du gelernt?“ rief der Oberste Koch mit Staunen. „Haargenau alles hast du genannt, und auf das Kraut Magentrost sind wir selbst noch nicht gekommen; ja, das muss alles noch wohlschmeckender machen. Du bist ein Wunderkoch!“

Man richtete alles auf dem Herd zu; aber da erwies es sich, dass Jakob kaum mit der

Nase bis an den Herd reichen konnte.

Man setzte daher ein paar Stühle zusammen und legte eine Marmorplatte darüber. In einem großen Kreis standen die Köche und Küchenjungen herum, sahen zu und staunten, wie ihm alles so flink von der Hand ging und wie er alles so sauber und appetitlich bereitete.

Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er, beide Töpfe aufs Feuer zu setzen und genau so lange kochen zu lassen, bis er



rufen werde; dann zählte er leise bis zu einer ziemlich hohen Zahl, und rief dann: „Halt!“

Die Töpfe wurden weggesetzt, und Jakob lud den Oberküchenmeister ein, zu kosten.

Der trat mit feierlicher Miene an den Herd, nahm von den Speisen, kostete, schloss die Augen zu, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und sagte dann: „Köstlich! Einmalig! Wunderbar! Er schüttelte Jakob die Hand und sagte: „Du bist ein Meister in unserer Kunst. Ja, der Magentrost gibt allem einen ganz eigenen Reiz.“

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und sagte, dass der Herr das Frühstück verlange. Die Speisen wurden nun auf heiße silberne Platten gelegt und dem Herzog zugeschickt. Nach zwanzig Minuten kam ein Bote und rief den Oberküchenmeister zum Herzog. Der Mann zog schnell frische Küchenkleidung an und folgte dem Boten.

Der Herzog sah vergnügt aus. Er hatte alles aufgezehrt, was auf den silbernen Platten gewesen war, und wischte sich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeister kam. „Sag, Küchenchef, wer hat heute mein Frühstück bereitet? So köstlich war es noch nie.“

„Durchlaucht, das ist eine sonderbare Geschichte“, antwortete der Oberküchenmeister und erzählte, wie man ihm heute früh einen Zwerg gebracht, der als Koch hier arbeiten wollte und wie er ihn geprüft habe. Der Herzog ließ Jakob rufen und fragte ihn, wer er sei und woher er komme. Jakob erzählte, dass er bei einer kräuterkundigen Frau kochen gelernt habe. Der Herzog fragte nicht weiter, sondern ergötzte sich an der sonderbaren Gestalt seines neuen Kochs.

„Du kannst bei mir bleiben“, sprach er, „du bekommst jährlich fünfzig Dukaten, Küchenkleidung, einen Festanzug und Unterkunft. Dafür musst du mein Leibkoch werden, täglich mein Frühstück bereiten, und die übrigen Mahlzeiten. Und weil jeder im Schloss einen eigenen Namen von mir bekommt, sollst du Nase heißen.“

Jakob fiel vor dem Herzog nieder und versprach, ihm treu zu dienen.

Seit Jakob im Schloss war, schien alles wie durch Zauber umgewandelt. Der Herzog aß jetzt fünfmal am Tag, und trotzdem fand er alles vorzüglich. Man erlebte ihn leutselig und nett, allerdings wurde er von Tag zu Tag dicker.

Jakob machte seinem Amt Ehre. Und während der Koch Nase sich in seinem Schloss wirkte, wurde der Herzog ein ganz anderer Mensch.

Jakob war das Wunder der Stadt geworden. Man erbat sich oft Erlaubnis vom Oberküchenmeister, den Zwerg kochen zu sehen, und einige Vornehme ließen ihre Köche bei Jakob lernen, was nicht wenig Geld eintrug. Um die übrigen Köche bei guter Laune zu erhalten und sie nicht neidisch auf ihn zu machen, überließ ihnen Nase dieses Geld.

So lebte Koch Nase beinahe zwei Jahre in Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an seine Eltern betrübte ihn.

Jakob ging er immer selbst auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auf den Gänsemarkt und forschte nach schweren, fetten Gänsen, wie sie der Herzog liebte. Er war prüfend einige Mal auf und ab gegangen. Niemand lachte hier über ihn, denn man kannte ihn als den Mundkoch des Herzogs, und jede Gänsefrau war glücklich, wenn er ihr die Nase zuwandte.

In einer Ecke sah er eine Frau sitzen, die auch Gänse feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Ware anpries; zu dieser trat er und maß und wog ihre Gänse. Sie waren, wie er sie wünschte, und er kaufte drei samt dem Käfig, lud sie auf seine breiten Schultern und trat den Rückweg an. Es kam ihm sonderbar vor, dass nur zwei von diesen Gänsen immerzu schnatterten, die dritte aber saß ganz still da und seufzte.

Wilhelm Clardius: Gänsemarkt, Holzstich, 1877

„Die wird nicht mehr ganz gesund sein“, sagte Jakob sich: „Ich muss mich mit dem Schlachten und Zubereiten beeilen.“ Da hörte er die Gans deutlich sprechen: „Stichst du mich, so beiß' ich dich. Drückst du mir die Kehle ab, bring' ich dich ins frühe Grab.“

Erschrocken setzte Jakob seinen Käfig ab, und die Gans sah ihn mit schönen, klugen Augen an und seufzte.

„Sieh da!“ rief Jakob, „du kannst sprechen, Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, hab keine Angst! Ich werde doch einem so seltenen Vogel



nicht zu Leibe gehen.“

„Du hast recht“, erwiderte die Gans, „ich bin ein seltener Vogel. Keiner konnte erwarten, dass Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs geschlachtet werden soll!“

„Sei ruhig, Mimi“, tröstete Jakob. „Ich bin ein ehrlicher Bursche und Unterküchenmeister Seiner Durchlaucht, es soll dir keiner an die Kehle. Ich werde dir einen Stall bauen und für Futter sorgen. Den Küchenleuten werde ich sagen, dass ich eine Gans mit besonderen Kräutern für den Herzog mäste, und sobald sich Gelegenheit findet, setze ich dich in Freiheit.“

Die Gans dankte ihm mit Tränen und Jakob tat, wie versprochen, schlachtete die zwei anderen Gänse, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall.

So oft er freie Zeit hatte, ging er, sich mit ihr zu unterhalten und sie zu trösten. Sie erzählten sich auch gegenseitig ihre Geschichten, und Jakob erfuhr auf diesem Wege, dass sie eine Tochter des Zauberers Wetterbock war, der auf der Insel Gotland lebte. Er sei in Streit geraten mit einer alten Fee, die seine Tochter zur Rache in eine Gans verwandelt und bis hierhin gebracht habe.

Als Jakob ihr seine Geschichte ebenfalls erzählt hatte, sprach sie: „Ich kenne mich in Kräutern aus. Mein Vater hat uns Geschwistern einige Zaubereien weitergegeben, soviel er davon mitteilen durfte. Was du von deiner plötzlichen Verwandlung nach dem Riechen am besonderen Kraut erzählt hast, deutet auf eine Verzauberung durch Kräuter hin. Wenn du das Kraut finden würdest, kann der Zauber wieder abfallen.“



Es war dies ein geringer Trost für Jakob, denn wo sollte er das Kraut finden? Doch dankte er ihr und schöpfte einige Hoffnung.

Um diese Zeit bekam der Herzog Besuch von einem befreundeten Fürsten. Er ließ seinen Koch Nase kommen und sprach zu ihm: „Jetzt ist die Zeit gekommen, wo du mir zeigen musst, ob du Meister deiner Kunst bist. Der Fürst, der mich besucht, speist außer mir am besten und ist ein großer



Kenner einer erlesenen Küche. Sorge dafür, dass meine Tafel täglich so besorgt wird, dass er immer mehr in Erstaunen gerät. Du darfst keine Speise zweimal bringen. Dafür kannst du dir von meinem Schatzmeister alles reichen lassen, was du nur brauchst. Und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz schmurgeln musst, tu es! Ich

will lieber arm werden, als mich vor ihm blamieren.“

Jakob sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Ich werde alles so machen, dass es diesem Fürsten der Feinschmecker wohlgefällt.“

Der kleine Koch entfaltete nun seine ganze Kunst. Er schonte die Schätze seines Herrn nicht, noch weniger aber sich selbst. Denn man sah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und seine Stimme hallte beständig durch das Gewölbe der Küche; er befehligte jetzt alle einfachen Köche und die Küchenjungen.

Der fremde Fürst war schon vierzehn Tage beim Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie speisten tagsüber fünfmal und der Herzog war zufrieden mit Jakobs Kunst. Am fünfzehnten Tag stellte der Herzog Jakob seinem Gast, dem Fürsten, vor.

„Du bist ein fantastischer Koch“, sagte der fremde Fürst, „und du weißt, was erlesenes Essen ist. Du hast in der ganzen Zeit nicht eine einzige Speise wiederholt und alles vorzüglich bereitet. Aber warum bringst du uns immer noch nicht die Königin der Speisen, die Pastete Souzeraine?“

Jakob erschrak, denn er hatte von dieser Pastetenkönigin nie gehört; doch fasste er sich und antwortete: „Fürstliche Gnaden! Noch lange, hoffte ich, sollte dein Angesicht leuchten in diesem Schloss, darum wollte ich mit dieser Speise bis zu Tag des Abschieds warten.“



„So?“ rief der Herzog lachend. „Und bei mir wolltest du wohl bis zu meinem Tod warten? Auch mir hast du diese Pastete noch nie vorgesetzt. Denke dir einen anderen Abschiedsgruß aus, denn morgen will ich die Pastete auf der Tafel haben.“

„Wie Ihr befiehlt, durchlauchtigster Herr!“ antwortete Jakob. Aber er glaubte, der Tag seiner Schande und seines Unglücks sei gekommen.

Er wusste nicht, wie er die Pastete machen sollte. Da kam die Gans Mimi zu ihm und fragte ihn nach dem Grund seiner Verzweiflung. „Pass auf“, antwortete sie, „die Pastete Souzeraine kam oft auf meines Vaters Tisch, und ich weiß, was man dazu braucht. Du nimmst dies und jenes, so und so viel, und die Herren werden keine so feine Zunge haben.“

Jakob sprang auf vor Freude, pries den Tag, an dem er die Gans gekauft hatte, und schickte sich an, die Königin der Pasteten zuzurichten. Er machte zuerst einen kleinen Versuch, und siehe da, es schmeckte trefflich, und der Oberküchenmeister, dem er davon zu kosten gab, pries aufs Neue seine ausgebreitete Kunst.

Am nächsten Tag setzte er die Pastete in größerer Form an und schickte sie



ofenheiß auf die Tafel.

Der Herzog biss herzhaft hinein, schlug die Augen zur Decke und rief: „Ah, ah! Mit Recht nennt man dies die Königin der Pasteten; mein Kochzwerg ist der König aller Köche! Habe ich recht, lieber Freund?“

Der Gast nahm einige kleine Bissen zu sich, schmeckte umständlich und lächelte ironisch. „Die Pastete ist anständig gemacht“, antwortete er,

indem er den Teller wegrückte, „aber die Souzeraine ist es denn doch nicht ganz; das hatte ich mir auch gedacht.“

Da wurde der Herzog rot vor Scham und Wut. „Schuft von einem Zwerg!“ rief er, „wagst du es, deinem Herrn dies anzutun? Muss ich dir deinen großen Kopf abhacken lassen zur Strafe für dein miserables Kochen?“

„Ach, durchlauchtigster Herr! Ich habe das Gericht nach allen Regeln der Kunst zubereitet, daran kann doch nichts fehlen!“ sprach Jakob und zitterte.

„Du lügst!“ erwiderte der Herzog. „Mein Gast würde nicht sagen, dass etwas fehlt.“

„Haben Sie Mitleid!“ rief Jakob und rutschte auf den Knien zu dem Gast. „Sagen Sie, hoher Herr, was fehlt in dieser Speise, dass sie Ihrem Gaumen nicht zusagt? Lassen Sie mich nicht sterben wegen einer Handvoll Fleisch und Mehl.“

„Das wird dir wenig helfen, lieber Nase“, antwortete der Fremde lachend, „ich habe ich mir schon gedacht, dass du diese Speise nicht wie mein Koch machen kannst. Pass auf: es fehlt ein Kraut, das man hierzulande wohl nicht kennt, das Kraut Niesmitlust; ohne dieses bleibt die Pastete ohne die wichtigste Würze, und dein Herr wird sie nie wie ich essen.“

„Und doch werde ich sie essen“, rief der Herzog mit funkelnden Augen, „denn ich schwöre: Entweder siehst du morgen die Pastete, wie du sie verlangst — oder den Kopf dieses Kochs, aufgespießt auf dem Tor meines Schlosses.“

Der Koch Nase klagte der Gans sein Schicksal und dass er sterben müsse; denn von dem Kraut habe er nie gehört.

„Da kann ich dir helfen“, sagte sie, „mein Vater lehrte mich viele Kräuter kennen. Gibt es alte Kastanienbäume in der Nähe des Schlosses? Denn nur am Fuß alter Kastanien blüht das Kraut, darum lass uns keine Zeit verlieren und suchen; nimm mich auf den Arm und setze mich im Freien nieder.“

Jakob ging mit ihr zur Pforte des Schlosses. Dort streckte der Türhüter das Gewehr vor und sagte: „Mein guter Nase, mit dir ist's vorbei; aus dem Schloss darfst du nicht heraus, ich habe strengen Befehl darüber.“

„Aber ich muss in den Garten gehen und Kräuter holen für die Tafel des Herrn“, erwiderte Jakob.

Der Türhüter erlaubte das, denn der Garten hatte hohe Mauern. Mimi eilte dem See zu, wo die Kastanien standen. Jakob folgte ihr mit beklommenem Herzen; es war seine letzte Hoffnung.

Die Gans suchte unter allen Kastanien, sie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte sich nichts zeigen, und es wurde schon dunkler. Plötzlich rief Jakob: „Sieh, dort hinten am See steht noch ein großer, alter Baum; lass uns dort suchen, vielleicht blüht dort mein Glück.“

Die Gans flog voran und er lief ihr nach, so schnell das seine kleinen Beine konnten. Der Kastanienbaum warf einen großen Schatten, und es war fast nichts mehr zu erkennen; aber da blieb die Gans stehen, schlug vor Freude mit den Flügeln, fuhr schnell mit dem Kopf ins hohe Gras und pflückte etwas ab, das sie dem erstaunten Jakob mit dem Schnabel überreichte: „Das ist das Kraut; hier wächst eine Menge davon.“

Jakob betrachtete das Kraut nachdenklich; ein süßer Duft strömte ihm entgegen, der ihn an seine Verwandlung erinnerte; die Stängel und die Blätter waren bläulich-grün, sie trugen eine brennend rote Blume mit gelbem Rand.

„Gott sei Dank!“ rief er endlich aus. „Ein Wunder! Ja, ich glaube, es dies ist dasselbe Kraut, das mich in diese schlimme Gestalt umwandelte; soll ich den Versuch machen?“

„Noch nicht“, riet die Gans. „Nimm von diesem Kraut eine Handvoll mit, lass uns in deine Wohnung gehen und alle deine Sachen zusammenpacken, und dann erst wollen wir die Kraft des Krautes versuchen!“

Nachdem er sein Erspartes, einige Kleider und Schuhe zusammen in ein Bündel geknüpft hatte, sprach er: „Wenn es Gottes Wille ist, werde ich diese Bürde loswerden“, steckte seine Nase tief in die Kräuter und sog ihren Duft ein. Da zog und knackte es in allen seinen Gliedern, er fühlte, wie sich sein Kopf aus den Schultern hob, er schielte herab auf seine Nase und sah sie kleiner und kleiner werden, sein Rücken und seine Brust fingen an, sich zu strecken, und seine Beine wurden länger.

Die Gans sah diesem allem mit Erstaunen zu. „Wie groß und stattlich du bist!“ rief sie. „Gott sei Dank bist du nicht mehr, wie du vorher warst!“

Jakob freute sich sehr, und er nahm sich Zeit für ein Dankgebet. Seine Freude ließ ihn nicht vergessen, was er der Gans verdankte: „Ohne dich hätte ich dieses Kraut nie gefunden, und wäre ewig in jener Gestalt geblieben. Zum Dank werde ich dich zu deinem Vater bringen; er wird auch dich sicher entzaubern können.“

Jakob kam glücklich und unerkant mit der Gans aus dem Schloss heraus und machte sich auf den Weg nach dem Meer, Mimis Heimat, zu.

Soll ich noch weiter erzählen, dass sie ihre Reise glücklich vollendeten, dass Wetterbock seine Tochter entzauberte und Jakob reich beschenkt entließ? Jakob kam in seine Vaterstadt zurück und seine Eltern erkannten in dem ansehnlichen jungen Mann freudig ihren verlorenen Sohn. Von den Geschenken, die er von Wetterbock mitbrachte, kaufte er sich einen Laden und wurde wohlhabend und glücklich.

Nach seiner Flucht aus dem Schloss des Herzogs war große Aufregung entstanden. Man suchte Jakob vergeblich und der fürstliche Gast vermutete, dass der Herzog ihn heimlich entkommen ließ, um nicht seinen besten Kochs zu verlieren, und beschuldigte seinen Freund, wortbrüchig zu sein.

Dadurch entstand ein Streit zwischen beiden Fürsten, der in der Geschichte unter dem Namen „Kräuterkrieg“ bekannt ist; es wurde manche Wörterschlacht geschlagen, aber am Ende doch Friede gemacht, und diesen Frieden nennt man den „Pastetenfrieden“, weil beim Versöhnungsfest durch den Koch des Fürsten die Königin der Pasteten, die Souzeraine, zubereitet wurde, die sich der Herr Herzog genießerisch schmecken ließ. –

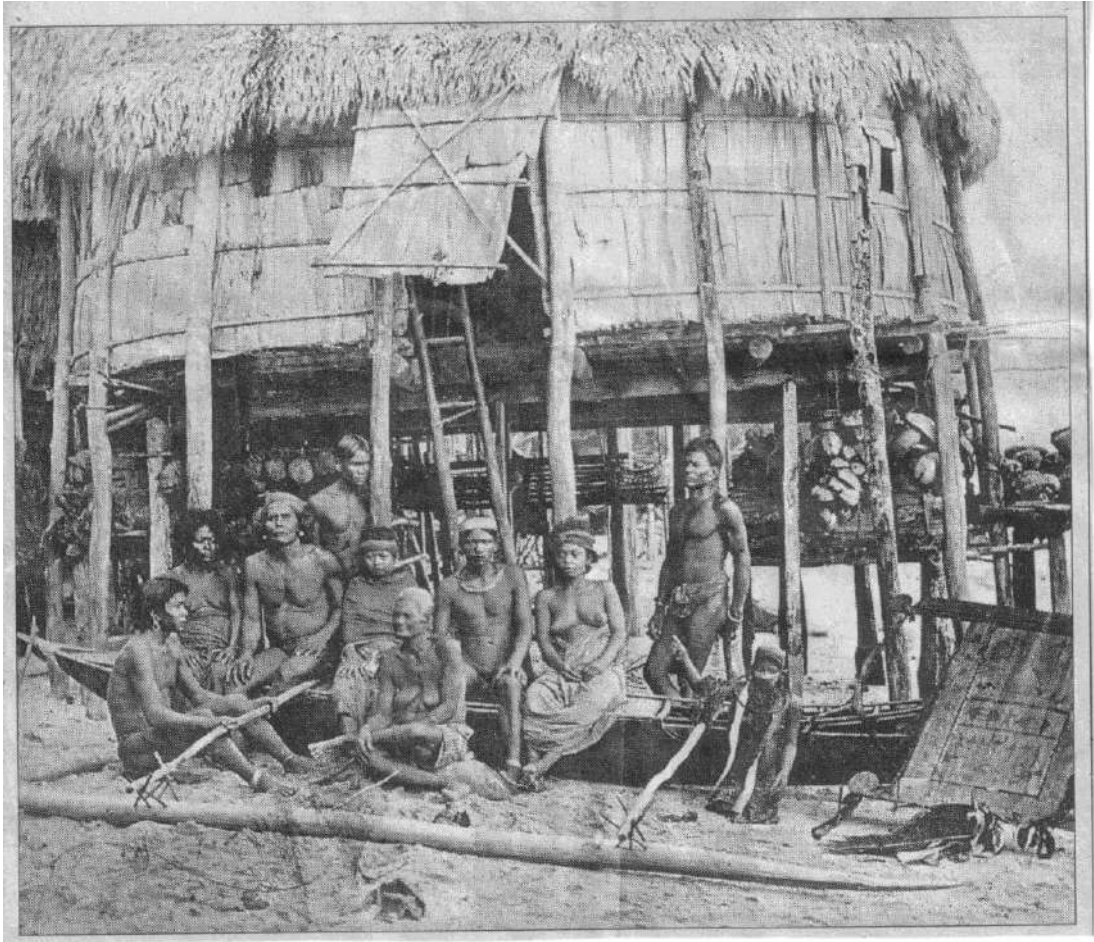
So führen oft die kleinsten Ursachen zu großen Folgen. Dies war die Geschichte des Meisterkochs Jakob genannt Nase. ♦



Im heil`gen Teich zu Singapur
da liegt ein altes Krokodil
von äußerst grämlicher Natur
und kaut an einem Lotosstil.

Es ist ganz alt und völlig blind,
und wenn es einmal friert des Nachts,
so weint es wie ein kleines Kind.
Doch, wenn ein schöner Tag ist, lacht`s.

Hermann von Lingg



Wie viele Menschen und Tiere siehst du auf dieser Südsee-Insel vor dem luftigen Wohnhaus? Bei welcher Konstruktion unterbricht sie der Fotograf?

*

Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm.
Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück. ...
Wilhelm Raabe

Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser
wechselvollen, lärmvollen Welt. *Wilhelm Raabe*

Ein Buch ist wie ein Garten in der Tasche. *Arabisch*

Ricarda erzählt eine etwas andere Fliegergeschichte:

Sie nennen mich „Miranda, das fliegende Einhorn.“

Du kennst mich wahrscheinlich schon aus dem Fernsehen. Oder aus einem Traum. Nach vier Stunden Flugzeit hat ja wohl jeder Hunger. Wir jedenfalls. Amira schnauft schon eine Weile und schubst mich jetzt zum dritten Mal.

„Na gut, wir machen eine Zwischenlandung.“

Das ist mir auch aus einem anderen Grund ganz lieb, denn ich habe vor unserem Abflug einen Teich fast leer getrunken und die viele Flüssigkeit will nicht unbedingt in mir bleiben.

Es war dumm von mir, denn mein Energieverbrauch war mit diesem Zusatzgewicht ja wohl stärker.



Maerten de Vos (1531—1603):
Begegnung mit Einhörnern

Ich suche nach einem guten Landeplatz ohne viele Bäume. Eine saftige Wiese wäre ideal, aber wir fliegen hier offenbar über einen Küstenstreifen. Da unten sehe ich viele Badegäste, die dort im Sand liegen oder laufen; nicht wenige schwimmen auch im Meer.

Zwischen den Urlaubern wollen wir natürlich nicht landen; wer weiß, ob die das lustig fänden.

„Mutter, guck mal, das Kind dort im Wasser, das winkt so heftig ...!“

„Dort unten winken uns einige Leute zu, das ist doch schön.“

„Aber das Kind winkt anders, guck doch mal! Ich bin entsetzt.“

„Du hast recht. So winkt ein Ertrinkender mit letzter Kraft. Da muss ich helfen.“ „Also landen wir im Wasser?“

„Lande du lieber am Strand. Du siehst mich ja von dort aus. Ich muss mich eilen.“

Es ist ein Junge, das sehe ich, weil ich steil herunter sause. Offenbar war er zu weit hinausgeschwommen; die Menschen am Ufer sind zu weit von ihm

entfernt. Aber kurz bevor ich neben ihm mit allen vieren ins Wasser stäube, ist er untergegangen. Tauchen ist nicht gerade mein Lieblingssport, aber jetzt muss es sein: ich stoße mit dem Kopf voran nach unten und sehe ihn zum Glück bald.

Mit meinem Einhorn hebe ich ihn mit einem tüchtigen Schwung nach oben an die Wasseroberfläche. Zum Glück ist er noch nicht ohnmächtig. Ich schiebe mich unter ihn und lasse ihn auf meinem Rücken – nein, nicht reiten, nur liegen; für ihn und für diesmal hätte ich eine Ausnahme gemacht, du weißt ja, dass ich keinen Reiter auf mir dulde. Also: Er hat keine Kraft mehr und liegt quer und total schlaff auf meinem Rücken. Ich schwimme auf den Strand zu und nach ein paar Minuten spüre ich Boden unter den Hufen und kann durch die Wellen traben.

Am Strand sind viele Leute zusammengelaufen. Sie haben wahrscheinlich zuerst meine Fohlentochter bestaunt, aber dann werden sie auf mich aufmerksam. Sie nehmen den Jungen von meinem Rücken und machen Wiederbelebungsversuche. Nach einigen Minuten haben sie Erfolg. Ich ziehe mich vorsichtig zurück und gerade, als ich einen Reporter mit einer Kamera heraneilen sehe, mache ich mich unsichtbar und fliege davon.

„Komm schnell nach, Amira!“ rufe ich laut. Die Zweibeiner können das nicht hören. Aber mein neugieriges Töchterlein kommt einfach nicht nach, jedenfalls nicht schnell genug. Was bleibt mir anderes übrig: ich muss wieder nach unten.

Diesmal hat der Reporter mich gesehen. Natürlich, jetzt kommt Amira angetrabt; der Mann will uns bestimmt zusammen fotografieren.

„Ich will das nicht. Pass auf, ich dreh mich blitzschnell um und schleudere ihm mit meinen Hinterhufen einen Haufen Sand entgegen. Siehst du! Das hilft erst mal.“

„He, was soll das!“ muss ich jetzt schreien, natürlich in der hier üblichen Zweibeiner-Sprache: „Lassen Sie sofort meinen Schweif los, sonst werfe ich Sie mal eben in die Luft! Wollen Sie das mal erleben?“

Der Reporter duckt sich

Hast du nicht Lust, diese Geschichte weiterzuschreiben? Ich schenke sie dir. Denk mal darüber nach und schreib drauf los. Einfach so. ♦

Unser Brückenerlebnis.

Von David Albahari, * 1948 in Pec, Serbien

Nach Jahren waren wir wieder einmal zusammen. Aufgekratzt zogen wir durch die Stadt unserer Kindheit. Auf der Nordbrücke trafen wir den „Wolf“, unseren alten, schrecklichen Lehrer. Er schaute in den Fluss. Wir sprachen ihn an. Er erkannte uns nicht. Wir sagten ihm: „Wir sind doch die Kinder, die bei Ihnen auf Kastanien knien mussten.“

Er schien sich nicht zu erinnern, auch nicht, als wir sagten: „Sie haben den Klassenraum verdunkelt und uns vorgemacht, dass ein hungriges Krokodil hereinkommt und uns zerfleischt.“ „Das stimmt nicht“, sagte er; „ich habe nie ein Krokodil gespielt.“

„Und denken Sie auch noch an unseren Ausflug, bei dem unser kleiner Richard in einen Brunnen fiel? Wir waren zu schwach, um ihn heraus zu ziehen; er weinte und wimmerte lange – und dann war es still, totenstill!“

„Davon weiß ich nichts“, sagte der „Wolf“. „Ich kannte keinen kleinen Richard.“ „Das ist doch das Letzte“, empörte sich eine von uns und andere schrien: „Werfen wir ihn doch in den Fluss! Dann spürt er, wie man einsam stirbt.“— Wir waren viele und wir schafften es, ihn über das Brückengeländer zu werfen. Wir waren erleichtert.

Bis einer sagte: „Und wenn es gar nicht unser ‚Wolf‘ war?“ Auf einmal hatte es jeder von uns eilig.

© Übers. Alexandre Necfar



Christoph Columbus im entdeckten Land : Am 12.10.1492

Von wegen **klein**: Über Größe

Immerhin hatten und haben verblüffend viele körperlich „klein“ Gebliebene das Sagen in unserer Welt. Körpergröße scheint kein Vorteil zu sein. Von Äußerlichkeiten abgesehen: Die Kleinen sind größer. Sarah und Michael bringen ein paar Beispiele aus Geschichte und Gegenwart, die in die Höhe geschossene Leute neidisch machen könnten, die sich dauernd in Türrahmen und beim Einsteigen in Autos Beulen holen — sind das etwa „Kleine“?

So fragwürdig und ungerecht das in unseren Zeiten ist: Männer gelten vielen unter 170 cm als „klein geblieben“, Frauen zwischen 150 und 165 cm. Vielleicht macht es dir Spaß, diese Liste gelegentlich zu ergänzen, dafür haben wir etwas Platz gelassen:

Königin Schub-Ad von Ur,	um 2600 v.Chr.
Königin Elisabeth I.	1533-1603
Kaiser Napoleon Bonaparte	1769-1821
Kaiserin und Königin Victoria	1837-1901
Politikerin Rosa Luxemburg	1871-1919
Staatsführer Ho Chi Minh	1890-1969
Kaiser Haile Selassie I.	1892-1975
Staatsführer Mao Zedong	1893-1976
Ministerpräsident Giulio Andreotti	*1919
Premierminister Ariel Scharon	*1928
Staatspräsident Jassir Arafat	1929-2004
Ministerpräsident Kurt Biedenkopf	*1930
König Hussein II. von Jordanien	1935-1999
Bundesminister Norbert Blüm	*1935
Staatspräsident Vaclav Havel	*1936
Ministerpräsident Silvio Berlusconi	*1936
Bundestagspräs. Rita Süssmuth	*1937
Bahn-Chef Hartmut Mehdorn	*1942
Bundeskanzler Gerhard Schröder	*1944
Politiker Gregor Gysi	*1948
Bahn-Chef Rüdige Grube	*1951
Staatspräs./Min.Präs. Wladimir Putin	*1952
Premierminister José Maria Aznar	*1953
Bundeskanzlerin Angela Merkel	*1954
Staatspräsident Nicolas Sarkozy	*1955
Politikerin Petra Pau	*1963

Baumeister Francois de Cuvillies	1695-1768
Bankier (Millionär) Salomon Heine	1767-1844
Physiker u. Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg	1742-1799
Unternehmer u. Stifter der Nobelpreise Alfred Nobel	1833-1896
Forscher, Nobelpreisträger f. Medizin Paul Ehrlich	1854-1915

Ordensgründerin, Friedensnobelpreisträg. Mutter Teresa	1910-1997
Bonnie & Cleyde, amerik. Gangster-Duo	1909/10-1934
Komponist Richard Wagner	1813-1883
Komponist Arnold Schönberg	1874-1951
Komponist Gustav Mahler	1860-1911
Dirigent u. Pianist Daniel Barenboim	*1942
Schriftsteller Heinrich Heine	1797-1856
Schriftsteller Hermann Kesten	1900-1996
Schriftsteller Jean-Paul Sartre	1905-1980
Schriftstellerin Hilde Domin	1909-2006
Schriftsteller/Kritiker Marcel Reich-Ranicki	*1920
Journalist Henryk M. Broder	*1946
Publizist, Fernseh-Moderator Peter Hahne	*1952
Schauspieler Humphrey Bogart	1899-1957
Schauspieler Heinz Rühmann	1902-1994
Schauspielerin Inge Meysel	1910-2004
Sängerin Edith Piaf	1915-1963
Schauspieler Mickey Rooney	*1920
Schauspieler Heinz Schubert	1925-1999
Entertainer Hans Rosendahl	1925-1987
Schauspieler Paul Newman	1925-2008
Schauspielerin + Tänzerin Leslie Caron	*1931
Sängerin/Schauspiel. Catharina Valente	*1931
Schauspieler Fritz Wepper	*1941
Tenor Placido Domingo	*1941
Musiker/Sänger Mick Jagger	*1943
Sängerin Mireille Mathieu	*1946
Schauspielerin Liza Minelli	*1946
Sänger Peter Maffei	*1949
Sängerin Madonna	*1958
Schauspieler Michael J. Fox	*1961
Schauspieler Tom Cruise	*1962
Schauspielerin Jessica Parker	*1965
Schauspielerin Drew Barrymore	*1965
Schauspielerin/Sängerin Kylie Minogue	*1968
Spice-Girl Victoria Beckham	*1974
Schauspielerin Reese Witherspoon	*1976
Entertainer Oliver Pocher	*1978
Schausp. Daniel Radcliffe „Harry Potter“	*1989
Sängerin Christina Aguilera	*1980

Schauspielerinnen Rachel Bilson	*1981
Sängerin Brithney Spears	*1981
Fußball-Star Diego Maradona	*1960
Skispringer Jens Weißflog	*1964
Ellen Mc Arthur, Rekord-Weltumsegl.	*1977
Eisprinzessin Tanja Szewczenko	*1977
Eiskunstläufer Stefan Lindemann	*1980
Fußballer Philipp Lahm	*1983

Und nicht zu vergessen: Viele Millionen Menschen aus Asien, die ausgewogene Körpermaße haben und anders als viele Europäer und Nordamerikaner auch nicht in die Breite wachsen wollen.

Geschenkt wird den weniger Großen nichts: Sie strengen sich — du kannst das selbst beobachten — oft stärker an, zeigen mehr Biss, sind hartnäckiger, fleißiger, wollen und bekommen sehr oft Erfolg. Das sind wohl einige Geheimnisse, die bei den oben Genannten den Weg nach oben geebnet haben. Vielleicht kommt noch was dazu. Jedenfalls: Respekt bitte vor den „abgebrochenen Riesen“ — was wäre unsere Welt ohne sie!

Für weit geöffnete Augen
Ist alles in der Welt
Staunenswert und wunderbar.
Ortega y Gasset

Nichts ist so elend als ein Mann,
der alles will und der nichts kann.
Matthias Claudius

Du hast zwei Brote?
Tausche eines gegen eine Lilie ein.
Chinesisch

Wir woll'n es nicht verschweigen
Im dieser Schweigezeit.
Das Grün bricht aus den Zweigen,
wir woll'n das allen zeigen,
dann wissen sie Bescheid.
Wolf Biermann

Sprüche fürs Leben

Du glaubst anfangs vielleicht gar nicht, dass ein guter Spruch, der einem gefällt und den man wichtig findet, immer wieder einmal helfen kann. Ausprobieren lohnt! Dies soll nur ein „Grundstock“ für dich sein ...

Bei Vorbildern ist es unwichtig, ob es sich dabei um einen großen toten Dichter, um Mahatma Gandhi oder um Onkel Fritz aus Braunschweig handelt, wenn es nur ein Mensch ist, der im gegebenen Augenblick ohne Wimpernzucken das gesagt und getan hat, wovor wir zögern. *Erich Kästner*

Es gibt nur ein Tempo, und das ist das Richtige. *Wilhelm Furtwängler*

Dem Weltlaufkundigen geht kein Gut mehr über die Freiheit.

Emanuel Geibel

Es geziemt dem Manne, auch willig das Beschwerliche zu tun.

Johann Wolfgang von Goethe

Sobald man in einer Sache Meister geworden ist, soll man in einer neuen Schüler werden.

Gerhart Hauptmann

Ein Steckenpferd ist das einzige Pferd, das über jeden Abgrund trägt .

Friedrich Hebbel

Ein richtiger Boxer hat natürlich auch Angst. *Henry Maske*

Das Gute an den Sackgassen: sie zwingen zur Umkehr. *Martin Held*

Wenn der Mensch ein Mensch wäre, gäbe es keine Rassenprobleme.

Thomas Hobbes

Nichts ist so nichtig und unbeständig auf Erden wie der Mensch. *Homer*

Viele Leute meinen, dass sie denken. Obwohl sie nur dabei sind, ihre Vorurteile neu zu arrangieren.

William James

Freundschaften sind wie alte Dächer: Man muss sie ständig reparieren, damit sie halten.

Samuel Johnson

Es erscheint notwendig, darauf hinzuweisen, dass auch die Jüngsten und Unerfahrensten unter uns keineswegs unfehlbar sind. *Benjamin Jowett*

Man kann sich auch an offenen Türen den Kopf einrennen. *Erich Kästner*

Es gibt nichts Gutes, außer: Man tut es. *Erich Kästner*

Denkt an das fünfte Gebot: Schlagt eure Zeit nicht tot. *Erich Kästner*

Verbringe nicht die Zeit mit der Suche nach einem Hindernis.

Vielleicht ist keines da.

Franz Kafka

Wirklich glücklich ist nur der Mathematiker. *Novalis*

Die Freiheit eines jeden hat als logische Grenzen die Freiheit der anderen.

Alphonse Karr

Wer an den Dingen seiner Stadt keinen Anteil nimmt, ist nicht ein stiller Bürger, sondern ein schlechter Bürger. *Perikles*

In leeren Köpfen finden Phrasen stärkeren Widerhall. *Zarko Petan*

Wer seine Träume verwirklichen will, muss wach sein. *Michael Pfléggar*

Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit. *Wendell Phillips*

Ich suche nicht, ich finde. *Pablo Picasso*

Schränke soviel wie möglich deine Bedürfnisse ein, um deine Freiheit zu bewahren. *August Graf Platen*

Es kommt darauf an, wie einer netto lebt, nicht brutto. *Alfred Polgar*

Klar nennt man Ideen, die dasselbe Maß an Verwirrung haben wie unser eigener Geist. *Marcel Proust*

Wenn ein Mensch auf die Welt kommt, ist er fertig gemacht. Später wird er dann fertiggemacht. *Helmut Qualtinger*

Den Charakter eines Menschen erkennt man erst dann, wenn er Vorgesetzter geworden ist. *Erich Maria Remarque*

Es gibt Zeiten, in denen uns alles gelingt. Aber man braucht nicht zu erschrecken: das geht schnell vorüber. *Jules Renard*

Man gebe mir sechs Zeilen, geschrieben von dem redlichsten aller Menschen, und ich werde darin etwas finden, um ihn aufhängen zu lassen. *Richelieu*

Ein Künstler sollte reif für die beste Gesellschaft sein, um sie meiden zu können. *John Ruskin*

Der Jammer mit der Menschheit ist, dass die Narren so selbstsicher sind und die Gescheiten so voller Zweifel. *Bertrand Russell*

Große Geister sind immer auch ein bisschen verrückt. *Seneca*

Wäre es nicht besser, für einen Hanswurst gehalten zu werden als für einen stellvertretenden Landrat? *Jean-Paul Sartre*

Warum bekommt der Mensch die Jugend in einem Alter, in dem er nichts davon hat? *George Bernard Shaw*

Es ist schwierig, einen Menschen dazu zu bringen, eine Sache zu verstehen, wenn sein Gehalt davon abhängt, dass er sie nicht versteht. *Upton Sinclair*

Die meiste Zeit verlierst du, wenn du Zeit gewinnen willst. *John Steinbeck*

Wer Dornen sät, kann keine Rosen ernten. *Arabisch*

Ein Mensch bleibt weise, solange er die Weisheit sucht; sobald er glaubt, sie gefunden zu haben, wird er zum Narren. *Talmud*

Wer sich zu wichtig für kleinere Arbeiten hält, ist meistens zu klein für wichtige Arbeiten. *Jacques Tati*

Es ist unwichtig, ob eine Katze weiß oder schwarz ist, solange sie Mäuse fängt. *Hsiao-ping Teng*

Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose. *Gertrude Stein*



Sir Edwin Landseer: Lord I. spielt mit seinen Kätzchen

Der Vorteil der Klugheit besteht darin, dass man sich dumm stellen kann. Das Gegenteil ist schon schwieriger. *Kurt Tucholsky*

Zivilisation ist die unablässige Vermehrung unnötiger Notwendigkeiten. *Mark Twain*

Auch Erfolg wird bestraft. Die Strafe liegt darin, dass man mit Leuten zusammenkommt, die man früher meiden durfte. *John Updike*

Heute Abend besuch ich mich. Hoffentlich bin ich zuhause. *Karl Valentin*

Achte auf dieses feine, nicht endende Geräusch: es ist die Stille. Horch auf das, was du hörst, wenn du nichts mehr wahrnimmst. *Paul Valéry*

Was dir am besten gelingt, wird unweigerlich zur Falle. *Paul Valéry*

Meistens ist die Todesursache eines Menschen sein Leben. *Voltaire*
Durch Freiheit, durch Selbständigkeit wird man ein wahrer Mensch.

Alexandre Vinet

Am auf fälligsten unterscheiden sich die Leute dadurch, dass die Törichten immer wieder dieselben Dummheiten machen, die Gescheiten immer wieder andere.

Karl Heinrich Waggerl

Die Gesellschaft ist so dumm, dass sie für jeden Dreck Hunderttausend Dollar bezahlt.

Andy Warhol

Wenn der Mensch ein Mensch wäre, gäbe es keine Rassenprobleme.

Thomas Hobbes

Wehe dem, der vor den blutenden Wunden der Freiheit unparteiisch bliebe!

Victor Hugo

Freundschaften sind wie alte Dächer: Man muss sie ständig reparieren, damit sie halten.

Samuel Johnson

Alles wechselt, aber nichts vergeht. *Ovid*

Alles ist richtig, auch das Gegenteil. Nur: „Zwar ... aber“ — das ist nie richtig.

Kurt Tucholsky

Es erscheint notwendig, darauf hinzuweisen, dass auch die Jüngsten und Unerfahrensten unter uns keineswegs unfehlbar sind.

Benjamin Jowett

Die Freiheit eines jeden hat als logische Grenzen die Freiheit der anderen.

Alphonse Karr

Ein sonderbares Wesen, der Mensch! Die Freiheit, die er hat, gebraucht er nie, sondern wünscht sich immer eine, die er nicht hat: Er hat Denkfreiheit, und er verlangt Redefreiheit.

Søren Kierkegaard

Wenn die Pflicht ruft, gibt es viele Schwerhörige.

Gustav Knuth

Nichts ist der Freiheit radikaler entgegengesetzt als die Ungebundenheit.

Adolf Kolping

Menschen stolpern über Maulwurfhügel, nicht über Berge.

Konfuzius

Der Anspruch auf den Platz an der Sonne ist bekannt. Weniger bekannt ist, dass sie untergeht, sobald er errungen ist.

Karl Kraus

Stil heißt Abgrenzung, Verzicht, magischer Kreis, der nicht durchbrochen werden darf.

Kurt Kusenberg

Nicht wie die Menschheit ihre Freiheit erkämpft, sondern wie sie ihre Freiheit täglich, stündlich, in Haus, Kirche und Schule gebraucht – das muss mir die Menschheit auf ihrem Gipfel zeigen.

Ferdinand Kürnberger

Ein Langweiler ist ein Mensch, der so viel über sich redet, dass wir nicht dazu kommen, über uns zu reden.

Melville D. Landon

Ein guter Mensch erringt einen Sieg und belässt es dabei. Er geht nicht zu Gewalttaten über.

Laotse

Du sollst niemand Überzeugungen rauben, die ihn glücklich machen, es sei denn, du kannst ihm etwas Besseres dafür geben. *Lavater*

Manche sehen mit dem rechten und dem linken Auge genau dasselbe. Und glauben, dies sei Objektivität. *Stanislaw Jerzy Lec*

Wie viel weniger Menschenblut wäre vergossen worden, wenn wir uns nicht so früh vom Affen zum Menschen entwickelt hätten. *Stanislaw J. Lec*

Wir geben den Sklaven Freiheit und sichern damit den Freien die Freiheit. *Abraham Lincoln*

Die wahre Nostalgie ist die Sehnsucht nach einer Zeit, von der man absolut keine Ahnung hat. *Lore Lorentz*

Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt untergeht, würde ich noch ein Apfelbäumchen pflanzen. *Martin Luther*

Es wird nicht so heiß gegessen, wie gekocht wird, beruhigen die Menschenfresser ihr Rohmaterial. *Peter Maiwald*

Es ist schwer, es zugleich der Wahrheit und den Leuten recht zu machen. *Thomas Mann*

Der Freiheit Gräber sind der Zukunft Wiegen. *Adam Mickiewicz*

Der Zustand der gesamten menschlichen Moral lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: We ought to. But we don't. *Kurt Tucholsky*

Die erste Nacht am Galgen ist immer die schlimmste. *Alter Henker-Trost*

Seit ich weiß, dass die Wirklichkeit nicht wirklich ist, glaube ich nicht mehr, dass meine Träume nur Träume sind. *Saigyo Hoshi*

Wirst du gefragt, ob du einer Sache gewachsen bist, sage: Selbstverständlich! Und dann sieh zu, dass du herausfindest, wie es gemacht wird.

US-Präsident Roosevelt

Dein Lächeln kann Wunder tun. *Helmut W. Brinks*

Ich würde Ihnen gern eine positive Botschaft mit auf den Weg geben. Aber ich habe keine. Würden Sie eventuell auch zwei negative nehmen?

Woody Allen

Fragen am Nachmittag (Rebekka und Tommy)

„Du, Tommy, was ist Leukämie?“

„Blutkrebs. Eine jetzt häufiger festgestellte Zivilisationskrankheit.“

„Stimmt es, dass in der Umgebung von Atomkraftwerken oder Zwischenlagerstätten von Brennstäben mehr Leukämie-Erkrankungen festgestellt werden als anderswo?“

„Da scheint vieles dran zu sein. Es müsste dringend weiter erforscht werden. Vor allem, weil viele Kinder bedroht sind.“

„Und wenn es stimmt?“

„Dann müssen wir, dann musst du mithelfen, dass das ernst genommen wird.“

„Politisch?“

„Ja, natürlich. Aber vor allem muss es von uns allen ernst genommen werden.“

„Was kann ich tun?“

„Darüber müssen wir länger nachdenken. Meine vorläufige Meinung: Mehr als du denkst. Das gilt aber für uns alle.“

„Du weißt, dass ich gerne Fliegerin werden will.“

„Ich kann dir aber kein Flugzeug mieten, wollte ich auch nicht. Pilotin genügt dir nicht?“

„Doch. Geht es leichter und billiger, wenn ich mich zur Luftwaffe melde?“

„Wahrscheinlich. Aber frag mich nicht, was ich von der Luftwaffe halte.“

„Die macht doch keinen Krieg.“

„Wer macht denn Krieg?“

„Regierungen, denke ich.“

„Sehe ich auch so. Und wer führt die Befehle aus?“

„Soldaten.“

„Ja. Soldaten; auch Fliegersoldaten und Matrosensoldaten. Sie müssen Befehlen gehorchen. Auch wenn sie die nicht einsehen.“

„Ohne Soldaten gäbe es keine Kriege?“

„Ja. Aber Regierungen haben sich noch immer Soldaten besorgt, notfalls gekauft. Und für Geld kriegt man alles.“

„Kann man auch Regierungen kaufen?“

„Was meinst du: Wer möchte sie gern kaufen?“

„Wir.“

„Wir haben doch kein Geld. Es geht um Riesensummen. Wer hat genug Geld?“

„Die Fabriken, die Industrie, auch die, die Gewehre und Bomben herstellen, denke ich.“

„Das müssen wir ihnen zutrauen. Viele leben vom Krieg — egal wo, von der Furcht vor dem Krieg und von unserem Bedürfnis nach Sicherheit.“

„Und wenn wir sie abschaffen?“

„Wen oder was?“

„Die Herstellung von dem Kriegszeugs.“

„Gute Idee! Kommt leider ein paar Hunderttausend Jahre zu spät.“

„Ist also gar nichts zu machen?“

„Lass uns darüber länger nachdenken.“ ♦



Goldene Worte von Fußball-Fachleuten:

Andreas Brehme: „Haste Scheiße am Fuß, haste Scheiße am Fuß.“

Andreas Möller: „Ich hatte vom Feeling her ein gutes Gefühl.“

Lukas Podolski: „So ist Fußball: Manchmal siegen die Besseren.“

Giovanni Trapattoni: „Ich habe fertig.“

Adi Preißler: „Entscheidend is auf'm Platz.“

Pierre Littbarski: „Wir zwei, äh, dat war'n Trio!“

Richard Golz: „Ich habe nie an unserer Chancenlosigkeit gezweifelt.“

Olaf Thon: „Wir lassen uns nicht nervös machen, und das geben wir auch nicht zu.“

Horst Hrubesch beschreibt seinen Torschuss: „Manni Bananenflanke, ich Kopf, Tor!“

Mario Basler: „Das habe ich ihm dann auch verbal gesagt.“

Jens Jeremies: „Das ist Schnee von morgen.“

Toni Polster: „Für mich gibt es nur entweder-oder, also entweder voll oder ganz.“

Thomas Häßler: „In der Schule gab's für mich Höhen und Tiefen. Die Höhen waren der Fußball.“

Jürgen Wegmann: „Zuerst hatten wir kein Glück, und dann kam auch noch Pech dazu.“

Jörg Dahmann: „Da geht er, ein großer Spieler. Ein Mann wie Steffi Graf!“

Andreas Möller: „Mein Problem ist, dass ich immer sehr selbstkritisch bin, auch mir selbst gegenüber.“

Paul Breitner: „Da kam dann das Elfmeterschießen. Wir hatten alle die Hosen voll, aber bei mir lief's ganz flüssig.“

Roland Wohlfahrt: „Zwei Chancen, ein Tor – das nenne ich hundertprozentige Chancenauswertung.“

Toni Polster: „Man hetzt die Leute auf mit Tatsachen, die nicht der Wahrheit entsprechen.“

Lothar Matthäus: „Wir dürfen jetzt nicht den Sand in den Kopf stecken.“

Fabrizio Hayer: „Ich weiß auch nicht, wo bei uns der Wurm hängt.“

Marco Rehmer: „Wir sind hierher gefahren und haben gesagt: Okay, wenn wir verlieren, fahren wir wieder nach Hause.“

Paul Gascoigne: „Ich mache nie Voraussagen und werde das auch nie tun.“

Christoph Daum: „In der Schlussphase war der Pfosten der Einzige, auf den wir uns 100%-ig verlassen konnten.“

George Best: „Ich habe viel von meinem Geld für Alkohol, Weiber und schnelle Autos ausgegeben. Den Rest habe ich einfach verprasst.“

Olaf Thon: „Man darf das Spiel doch nicht so schlecht reden, wie es wirklich war.“

Werner Hansch: „Nein, liebe Zuschauer, das ist keine Zeitlupe, der läuft wirklich so langsam.“

Roland Schmider: „Für uns war die Trainerfrage nie eine Trainerfrage.“

Berti Vogts: „Der Tabellenerste kann jederzeit den Spitzenreiter schlagen.“

Uli Hoeneß: „Ich glaube nicht, dass wir das Spiel verloren hätten, wenn es 1:1 ausgegangen wäre.“

Erich Ribbeck: „Es ist egal, ob ein Spieler bei Bayern München spielt oder sonst wo im Ausland.“

Heribert Fassbender: „Es steht 1:1, genauso gut könnte es umgekehrt stehen.“

Franz Beckenbauer: „Es gibt nur eine Möglichkeit: Sieg, Unentschieden oder Niederlage!“

Franz Beckenbauer: „Drei Punkte ist besser als in die Hose geschissen.“

Thomas Strunz: „Alles andere als die Nicht-Meisterschaft wäre ja eine Katastrophe gewesen.“

Klaus Lufen: „Auch größtmäßig ist es der größte Nachteil, dass die Torhüter in Japan nicht die Allergrößten sind!“

Aad de Mos: „Auf Abseits zu spielen, ist in Deutschland sehr gefährlich. Die Spieler können das, aber die Linienrichter sind oft nicht dabei.“

Rudi Völler über Toni Schumacher: „Man darf über ihn jetzt nicht das Knie brechen.“

Olaf Thon: „Man soll auch die anderen Mannschaften nicht unter dem Teppich kehren lassen.“

Udo Lattek: „Sie spielen taktisch gut, obwohl sie ohne Taktik spielen.“

Bruno Labbadia: „Das wird alles von den Medien hochsterilisiert.“

Pierre Littbarski: „In der ersten Halbzeit haben wir ganz gut gespielt, in der zweiten fehlte uns die Kontinu..., äh Kontuni..., ach, scheiß Fremdwörter! Wir waren nicht beständig genug.“

Lothar Matthäus: „Das Chancenplus war ausgeglichen.“

Peter Pacult: „Ja, der FC Tirol hat eine Obduktion auf mich.“

Lothar Matthäus: „Wir sind eine gut intrigierte Truppe.“

Berti Vogts (vor dem WM-Spiel gegen Kroatien): „Die Kroaten sollen ja auf alles treten, was sich bewegt — da hat unser Mittelfeld ja nichts zu befürchten.“

Manfred Krafft: „Meine Mannschaft ist 15- oder 16-mal ins Abseits gerannt. Das haben wir auch die ganze Woche geübt.“

Willi Entenmann: „Unser Schiff hat Schlagseite. Es lässt sich nur wieder aufrichten, wenn wir alle auf dieselbe Seite gehen.“

Christoph Daum: „Das Gegentor fiel zum psychologisch ungünstigsten Zeitpunkt. Aber man muss an dieser Stelle auch einmal die Frage stellen, ob es Gegentore gibt, die zu einem psychologisch günstigen Zeitpunkt fallen.“

Toni Schumacher: „Das hätte in der Türkei passieren dürfen, aber nicht in der zivilisierten Welt.“

Thomas Strunz: „Das Schönste an Stuttgart ist die Autobahn nach München.“

Thomas Häßler: „Denen wurde anscheinend kalt da draußen. Da haben sie halt hin und wieder die Fahne gehoben, damit sie nicht einfrieren!“

Gyula Lorant: „Der Ball ist rund. Wäre er eckig, wäre er ja ein Würfel.“

Jan Kocian: „Der Dieter und ich, wir haben uns überlegt, dass wir von jetzt an nur noch Foul spielen, wenn es nötig ist.“

Norbert Dickel: „Der ist mit allen Abwassern gewaschen.“

Bobby Robson: „Die ersten 90 Minuten sind die schwersten.“

Andreas Brehme: „Die Schalker machen Picknick in Bremen und wir kämpfen um unsere Existenz. Die Dortmunder haben nicht mal gegrätscht. Für mich ist das alles Mafia.“

Kevin Keegan: „Steve Mc Mamanam wird mit Steve Highway verglichen, dabei ist er überhaupt nicht wie er, und ich weiß auch warum: Weil er ein bisschen anders ist.“

Peter Neururer: „Die Stimmung ist eigentlich wie vor dem Spiel. Mit dem kleinen Unterschied, dass wir aus dieser äußerst großen Minimalchance, minimaler geht's gar nicht mehr, eine etwas kleinere gemacht haben, die größer geworden ist.“

Bryan Robson: „Würden wir jede Woche so spielen, wären unsere Leistungen nicht so schwankend.“

Berti Vogts: „Das Spielfeld war zu lang für Doppelpässe.“

Günter Netzer (bei der WM 98 gefragt: Was passiert, wenn Südkorea gegen Holland gewinnt?): „So etwas gibt es im Fußball nicht.“

Waldemar Hartmann: „Was sie hier auf dem Rasen sehen, kostet viele, viele Millionen Geld, wenn man diese Spieler kauft.“

Thomas Häßler: „Herzlichen Glückwunsch an Marco Kurz. Seine Frau ist zum zweiten Mal Vater geworden.“

Mehmet Scholl: „Ich fliege irgendwo in den Süden — vielleicht nach Kanada oder so.“

Lothar Matthäus: „Ich bin sicher, dass ich in vier oder sechs Wochen Interviews auf Englisch geben kann, die auch der Deutsche verstehen wird.“

Torsten Legat: „Ich glaube nicht, dass der Verein mir Steine in den Vertrag legt.“

Karl-Heinz Rummenigge: „Das war nicht ganz unrisikvoll.“

Marcel Reif: „Auch ohne Matthias Sammer hat die deutsche Mannschaft bewiesen, dass sie in der Lage ist, ihn zu ersetzen.“

Gerd Rubenbauer: „Die Achillesferse von Bobic ist die rechte Schulter.“

Holger Obermann: „Zwei Minuten gespielt, noch immer hohes Tempo.“

Klaus Schwarze: „Saarbrücken bezwang Freiburg mit 1:1.“

Jean-Paul Sartre: „Bei einem Fußballspiel verkompliziert sich alles durch die gegnerische Mannschaft.“

Thomas Häßler: „Ich bin körperlich und physisch topfit.“

Andreas Möller: „Mailand oder Madrid – Hauptsache Italien.“

Hans Krankl: „Wir müssen gewinnen, alles andere ist primär.“

Olaf Thon: „In 1. Linie stehe ich voll hinter dem Trainer, in 2. Linie hat er recht.“

Horst Szymaniak: „Ein Drittel? Nee, ich will mindestens ein Viertel.“

Anthony Yeboah: „Ich wollte den Ball treffen, aber der Ball war nicht da.“

Olaf Thon: „Ich habe ihn nur ganz leicht retuschiert.“

Mehmet Scholl über sein noch ungeborenes Kind: „Es ist mir völlig egal, was es wird. Hauptsache, er ist gesund.“

Karl-Heinz Körbel: „Die Eintracht ist vom Pech begünstigt.“

Thomas Häßler: „Wir wollten in Bremen kein Gegentor kassieren; das hat auch bis zum Gegentor ganz gut geklappt.“

Berti Vogts: „Wenn ich über’s Wasser laufe, dann sagen meine Kritiker: „Nicht mal schwimmen kann er“.

Bert Papon nach einer 0:7 Niederlage: „Irgendwelche Fragen, bevor ich gehe und mich aufhänge?“

Helmut Schulte: „Das größte Problem beim Fußball sind die Spieler. Wenn wir die abschaffen könnten, wäre alles gut.“

Ron Atkinson: „Ich wage mal eine Prognose: Es könnte so oder so ausgehn.“

Fritz Langner: „Ihr Fünf spielt jetzt vier gegen drei.“

Giovanni Trappatoni: „Fußball ist Ding, Dang, Dong. Es gibt nicht nur Ding.“

Beckenbauer: „Die Schweden sind keine Holländer, das hat man ganz genau gesehen.“

Stefan Effenberg: „Die Situation ist aussichtslos, aber nicht kritisch.“

Volker Finke: „Ich habe zwei verschiedene Halbzeiten gesehen.“

Alexander Ristie: „Wenn man ein 0:2 kassiert, dann ist ein 1:1 nicht mehr möglich.“

Berti Vogts: „Die Breite an der Spitze ist dichter geworden.“

Berti Vogts: „Die Realität ist anders als die Wirklichkeit.“

Dragoslav Stepanovic: „Erste Pass, gleich Scheiße.“

Mario Basler: „Wenn der Ball am Torwart vorbeigeht, ist es meist ein Tor.“

Helmut Schulte: „Wer hinten steht, hat das Pech der Glücklosen.“

Beckenbauer: „Ja, gut, am Ergebnis wird sich nicht mehr viel ändern, es sei denn, es schießt einer ein Tor.“

Mehmet Scholl: „Die schönsten Tore sind diejenigen, bei denen der Ball schön flach oben rein geht.“

Berti Vogts: „Hass gehört nicht ins Stadion. Solche Gefühle soll man gemeinsam mit seiner Frau daheim im Wohnzimmer ausleben.“

Klaus Fischer wurde nach seinem Lieblingsbuch gefragt: „Ich lese keine Bücher.“

Jürgen Kohler: „Es fällt mir schwer, mir teure Dinge zu leisten. Ich habe nur einen Hintern, wieso brauche ich dann fünf Mercedesse?“

Beckenbauer nach einer Bayern-Niederlage: „Ich überlege immer noch, welchen Sport meine Mannschaft an diesem Abend ausgeübt hat. Fußball war’s mit Sicherheit nicht.“

Oliver Kahn: „Es ist schon verrückt, was der Fußball aus mir gemacht hat.“ ♦

Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?

Sei lustig! — geht es nicht, so sei vergnügt.

Goethe

Wenn du ein Schiff bauen willst,
so trommle nicht Leute zusammen,
um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten,
Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen;
sondern wecke in ihnen die Sehnsucht
nach dem weiten, endlosen Meer.

Antoine de Saint—Exupéry

Wie wenig Lärm machen die wirklichen Wunder.

Antoine de Saint—Exupéry

Bewahre mich vor dem naiven Glauben,
es müsste im Leben alles glatt gehen.
Schenke mir die nüchterne Erkenntnis,
dass Schwierigkeiten, Niederlagen,
Misserfolge, Rückschläge eine selbst-
verständliche Zugabe zum Leben sind,
durch die wir wachsen und reifen.

Antoine de Saint—Exupéry



Peter Paul Rubens (1577—1640) Allegorie des Krieges

Gedichte über Krieg und Frieden

Mascha Kaléko (1907-1975)

„Nie wieder Krieg!“ und
„Nischt wie Friede uff Erden!“
„Das war 'ne ganz gemeine Schweinerei!“
„Was mich betrifft: ich war ja nicht dabei.“
„Wir räumen auf. Das muss jetzt anders werden.“
„Zum Pfluge schmieden wir das Schwert.“
Wo habe ich das schon mal gehört

Peter Härtling (* 1933):

Wenn jeder eine Blume pflanzte,
jeder Mensch auf dieser Welt,
und, anstatt zu schießen, tanzte
und mit Lächeln zahlte, statt mit Geld —
wenn ein jeder einen andern wärmte,
keiner mehr von seiner Stärke schwärmte,
keiner mehr den andern schlug,
keiner sich verstrickte in der Lüge —
wenn die Alten wie die Kinder würden,
sie sich teilten in den Bürden,
wenn dieses Wenn sich leben ließ,
wär's noch lang kein Paradies —
bloß die Menschenzeit hätt angefangen,
die in Streit und Krieg uns beinah ist vergangen.

Erich Fried (1921-1988) **Diese Tauben**

Friedenstaubenplage?
Nun ja, ihr Gurren
ist manchmal recht eintönig
oder erinnert mich
an etwas von dem ich
schon einmal die Ohren voll hatte
Und angeblich sind sie
nicht frei
von Ungeziefer
Fragt sich nur:

Welcher Vogel
kommt sonst geflogen?
Der kahlköpfige Adler —
oder vielleicht
der alte Pleitegeier
und seine Jungen
Oder gar kein Vogel mehr
sondern irgendeine Rakete?
Nein, da sind mir
doch diese Tauben noch lieber



Sir Edwin Landseer: Pferde im Krieg

Hanna Maron (*1923):

Frieden muss man mit seinen
Feinden machen.

Jean Jacques Rousseau (1712—1778):

Wollen wir in Frieden leben,
muss der Friede aus uns selbst kommen.

Rudolf Otto Wiemer (1905-1998) **Genug**

Friede, wer hat ihn?
Wer wagt zu sagen:
Friede auf Erden?
Mir wär genug,
zu sagen:
auf Erden kein Krieg.

Hermann Hesse (1877-1962)

Geduld ist das Schwerste und Einzige,
was zu lernen sich lohnt.
Alle Natur, alles Wachstum, aller Friede,
alles Gedeihen und Schöne in der Welt
beruht auf Geduld,
braucht Zeit,
braucht Stille,
braucht Vertrauen.

Matthias Claudius (1740-1815): 's ist Krieg

'S ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede Du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blass,
Die Geister der Erschlag`nen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wack`re Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich herab?

Was hül'f mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freu`n!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Franziska Polanski: Immerwährender Wunschzettel

Lieber Weihnachtsmann,
zu Weihnachten wünsche ich mir Frieden,
mehr Liebe unter den Menschen
und eine bessere Welt,
vor allem aber, dass ich zu alledem
nichts, aber auch gar nichts beitragen muss.

Friedrich Hölderlin (1770-1843):

Nah ist / und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
das Rettende auch.

Hilde Domin (1909-2006)

Wer es könnte
die Welt
hochwerfen
dass der Wind
hindurch fährt.

Friedrich von Schiller (1759-1805)

Aus „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.
In des Herzens heilig stille Räume
Musst du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Rose Ausländer (1901-1988): **Zukunft**

Was erwartest du
von der Zukunft?
Noch ein paar Kriege
den Giftneid der Länder
salbungsvolle Gespräche
das Pathos der Politiker
die Nichtbeantwortung deiner
Fragen woher wohin
den Sekundenbruchteil
des himmelweiten Pilzes
der alles begräbt
oder den Frieden?

Wolf Biermann (*1936)

Wann ist denn endlich Frieden
in dieser irren Zeit?
Das große Waffenschmieden
bringt nichts als großes Leid.

Es blutet die Erde,
es weinen die Völker,
es hungern die Kinder,
es droht großer Tod.

... ..

Es blutet die Erde,
es weinen die Völker,
es hungern die Kinder,
es droht großer Tod.

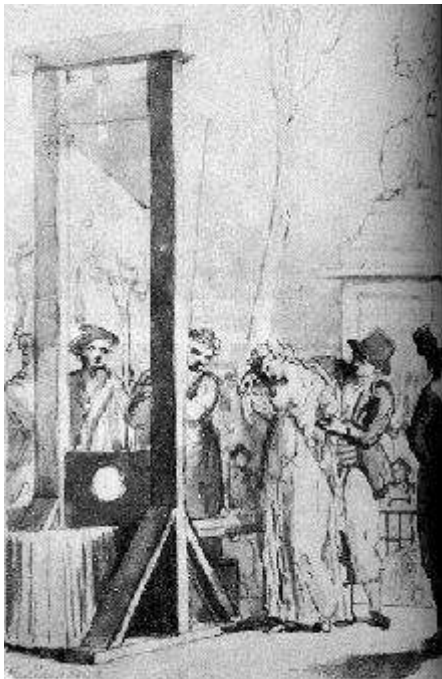
Es sind nicht die Ketten,
es sind nicht die Bomben:
Es ist ja der Mensch,
der den Menschen bedroht.

Annika und *Raffaela* wollen dich mit einigen Hinweisen auf besondere Persönlichkeiten nachdenklich machen: Es sind Lebensbeispiele von unbestechlichen, unerschrockenen, unbeugsamen Frauen und Männern— die ungerechterweise oft getötet wurden.

Du wirst noch weitere kennenlernen und dich von ihren Beispielen nicht nur anregen lassen, hoffen wir.

Vom Beginn der Menschheit an denken Männer nur an ihre Bedürfnisse: Sie bestimmen alles; die Frauen sind nur ihre Sklavinnen, ohne eigene Rechte. Wenn ihnen solche zugestanden werden, zeigen Männer bis in unsere Tage, was ihr Widerstand schaffen und verhindern kann.

Marie Gouze, *7.5.1748 in Südfrankreich, wurde mit 17 verheiratet, mit 19 Mutter und mit 20 Witwe. Ihr war nur der heimische Dialekt vertraut, als sie mit 22 nach Paris zog und sich im Lesen und Schreiben der für sie fremden französischen Sprache übte. Weil sie das in Paris für lohnend hielt, nannte sie sich **Olympe de Gouges**. Ein Adliger wurde ihr lebenslanger Freund und Förderer und verschaffte ihr Zugang zu Literaten und Künstlerkreisen. Einige Autoren ermutigten sie zum Schreiben und verbesserten ihren Stil. Paris inspirierte sie zu Theaterstücken, Romanen, Satiren, Novellen, auch zu sozialpolitischen Schmähschriften. Sie bot dem führenden Theater „Comédie Française“ lange vergeblich ihr erstes Stück an, das Sklaven positiv zeigte. Bekannt und berüchtigt wurde Olympe de Gouges mit Wandzeitungen und offenen Briefen, in denen sie — für eine Frau damals unüblich und verpönt — offen ihre politische Meinung schrieb. Sie machte sich unbeliebt als Gegnerin der Sklaverei und wurde verhöhnt für ihre Forderung nach der Gleichberechtigung von Frauen. Sie verlangte Bildung, Berufe und Eigentumsrechte für Frauen und verurteilte Vaterschaftsleugnungen und Patriarchenrechte der Männer. Als die Nationalversammlung 1791 eine „Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers“ verabschiedete, diese Menschenrechte nur dem Mann zugestand und die Frau ausdrücklich nicht als Bürgerin



dem Mann zugestand und die Frau ausdrücklich nicht als Bürgerin

anerkannte, verfasste Olympe de Gouges eine „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ und schickte sie an die Nationalversammlung. Die Erklärung mit dem Kernsatz „Die Frau wird frei geboren und bleibt dem Manne gleich in allen Rechten“ enthielt ein politisches Programm, das richtungweisend für alle folgenden Frauenbewegungen wurde.

1793 hatte sie Schmähschriften gegen Robespierre und Marat geschrieben und in einer beschlagnahmten Wandzeitung eine direkte Volkswahl befürwortet... Ihre Gegner brachten sie ins Gefängnis, wo sie krank und hinfällig wurde.

Am 03.11.1793 wurde Olympe de Gouges, 45, auf der Place de la Concorde guillotiniert.



Mahatma Mohandas Kramchand **Gandhi** (1869-1948):

Mein tägliches Gebet

Ich will bei der Wahrheit bleiben.
Ich will mich keiner Ungerechtigkeit beugen.
Ich will frei sein von Furcht.
Ich will keine Gewalt anwenden.
Ich will guten Willens sein gegen jeden.

„Ich glaube an die Gewaltlosigkeit als an das einzige Heilmittel.“

„Passiver Widerstand ist gedacht als Waffe des Schwachen...“

„Vergeben ist männlicher als bestrafen.“

Der in England ausgebildete Jurist arbeitete lange Jahre in Südafrika und setzte sich erfolgreich für die vielen dort lebenden Inder ein. In Indien wurde er hartnäckiger Gegner der britischen Besatzungsmacht und Kämpfer für die indische Unabhängigkeit, die 1947 verwirklicht wurde. Damit hatten sich seine jahrelangen Gefängnisbußen und seine religiös gebundene Gewaltlosigkeit (er war Hindu) nach seinem Tod „gelohnt“.

Wenige Tage bevor er starb, sagte der 78-jährige Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung: „Sollte ich durch die Kugel eines Verrückten sterben, muss ich es mit einem Lächeln tun; es darf kein Zorn in mir sein. Gott wird in meinem Herzen sein.“

Seinen Anhängern sagte er: „Vergießt keine Träne. Ich habe mein Werk für die Menschlichkeit erfüllt. (...) Lasst Gott nach seinem Willen mit mir umgehen.“ Am 30. Januar 1948 erschoss ein fanatischer Hindu den Kämpfer für gewaltfreien Widerstand. In diesem Jahr sollte Gandhi der Friedensnobelpreis verliehen werden.



Dietrich Bonhoeffer (1906—1945), evangelischer Theologe.

Mit 24 Jahren habilitiert, wurde Bonhoeffer nach Auslandsaufenthalten Privatdozent für Evgl. Theologie in Berlin und Jugendreferent des (späteren) Ökumenischen Rates. Ab April 1933 nahm er öffentlich Stellung gegen die Judenverfolgungen und gegen die die Nazi-Herrschaft unterstützenden sog. „Deutschen Christen“. Ab 1935 leitete er ein Predigerseminar der Bekennenden Kirche.

Seit 1938 zählte er zum Widerstandskreis um Admiral Canaris. 1940 erhielt er Redeverbot, 1941 Schreibverbot. Seit April 1943 inhaftiert, wurde er am

9.4.45, auf Befehl Hitlers, einen Tag nach dem Ende des 2. Weltkriegs, im KZ-Flossenburg hingerichtet.

Bonhoeffer sah die Gegenwart Jesu Christi in der Weltgemeinschaft der Christen; er nahm Jesu Bergpredigt ernst, die Nachfolge Jesu und er lebte die von ihm geforderte Einheit von Glauben und Handeln vor. In seinen Briefen aus dem Gefängnis entwarf er ökumenische Hilfsprogramme für Arme und formulierte unkonventionelle Gedanken zum Verständnis der Bibel und zur Gestaltung der Gottesdienste. Ergreifend sind auch die Briefe an seine Braut.

Seine letzten Worte: „Dies ist das Ende; aber mein Leben beginnt.“

Die letzte Strophe seines Liedes zum Ende des Jahres 1944 schließt ein, was er von Gott wusste und weitersagen wollte:

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Alfred Delp,

15.9.1907 — 2.2.1944

Die Kirchen-Beziehungen von Alfred Delp waren ungewöhnlich: Unehelicher Sohn einer kath. Mutter und eines evangelischen Vaters am 15.9.1907 in Mannheim geboren. Katholisch getauft, Evgl. Volksschule, evgl. Konfirmiert, kurz darauf auch Erstkommunion und Firmung. Mitwirkung in der Kath. Jugendbewegung. Nach dem Abitur 1926 Eintritt in den Jesuitenorden. Er erfuhr Kritik an seinen „protestantischen Neigungen“. Studium: Theologie und Philosophie; Dissertation über Martin Heidegger: „Tragische Existenz“.



Erzieher und Lehrer am Kolleg St. Blasien im Schwarzwald. 1937 Priesterweihe, Arbeiterseelsorger und Journalist; Seelsorger in München. Er

wurde durch seine Predigten bekannt als Kritiker des Nationalsozialismus; auch, dass er sich für verfolgte Juden einsetzte.

1941 traf er den geheimen Widerstands-kämpfer Helmuth James Graf von Moltke, der ihn für die die Mitarbeit in dem (auf den Wiederaufbau nach dem Hitler-Regime gerichteten) „Kreisauer Kreis“ gewann. Delp arbeitete an einem Gesellschaftsprogramm nach der katholischen Soziallehre. Nach dem missglücktem Attentat Stauffenbergs am 20.7.1944 wurde der Kreisauer Kreis enttarnt, seine Mitglieder inhaftiert. In der Berliner Haftanstalt wurde Delp gefoltert. Die Geheime Staatspolizei bot ihm erfolglos die Freilassung gegen den Ordensaustritt an. Im Dezember legte er aber das letzte Ordensgelübde, die Profess ab.

Im Hochverratsprozess wurde Delp zum Tod verurteilt und am 2.2.1945 in Berlin-Plötzensee erhängt. Seine Asche wurde auf Rieselfelder geworfen .

In Deutschland wurden Schulen, Studentenheime, Gemeindezentren und andere soziale Einrichtungen nach Alfred Delp benannt.

Veröffentlicht wurden seine „Geistlichen Schriften“, Predigten und Ansprachen und seine Briefe aus dem Gefängnis. Ein Gefängniszettel: „Der Herrgott holt uns von allen Postamenten herunter“.

Evangelischen und katholischen Seelenhirten galt seine Mahnung: „Geht hinaus“, hat Christus gesagt, und nicht: Wartet, ob einer kommt.“

Nelson Mandela

*18.7.1918

Überwinder der Apartheid in Südafrika, jahrzehntelanger politischer Gefangener, Friedensnobelpreisträger, Staatspräsident, Versöhner mit seinen Gegnern.



Nelson Rolihlahla Mandela, geb. in einem südafrikanischen Dorf, schaffte nach einer methodistischen Schule ein Anwaltsstudium. Nach einem Protestmarsch wurde er 1940 von der Universität ausgeschlossen. Mit 34 Jahren gründete er mit einem politischen Partner die erste schwarze Anwaltskanzlei. Er engagierte sich gegen die Apartheits-Regierung, die den Schwarzen Rechte beschnitt und ihnen jede politische Betätigung verbot. Mandela kam wegen seines Eintretens für Bürgerrechte für ein Jahr ins Gefängnis. Nach der Entlassung

wurde Mandela Führer einer revolutionären Gruppe, die Anschläge gegen Regierungseinrichtungen führte.

Mandela sah keinen anderen Weg, eine neue Staatsform für sein Volk zu erringen. 1962 ließ er sich in Angola militärisch ausbilden und organisierte diese Ausbildung auch für andere Südafrikaner. Bei seiner Rückkehr wurde er an der Grenze verhaftet und zu 5 Jahren Gefängnis wegen öffentlicher Unruhestiftung verurteilt. In einem weiteren Prozess erhielt das Urteil „lebenslange Gefangenschaft“ auf der Gefängnisinsel Robben Island, wo die schwarzen Häftlinge besonders hart und entwürdigend behandelt wurden. Mandela erstritt in beharrlichen Verhandlungen bessere Haftbedingungen für die Gefangenen.

Er und seine Kampfgefährten gründeten eine „Mandela-Universität“, in der die Gefangenen und sogar die Bewacher sich fortbilden und als Persönlichkeit entwickeln konnten. Weil auch politische Bildung betrieben wurde, verlegte die Justiz sie in ein Hochsicherheitsgefängnis (das Mandela als vergleichsweises Luxushotel empfand). Mandela wurden mehrere Freilassungsangebote gegen die Verpflichtung, jede Gewalt zu vermeiden, gemacht. Er hat sie abgelehnt, weil die Regierung nicht auf eigene Gewalt verzichten wollte, hoffte aber trotz aller Niederlagen auf eine baldige Demokratie.

Sein Schicksal wurde inzwischen auch in Europa bekannt. Er bekam zunehmend Besuche auch von Politikern. Sie bewirkten, dass er 1988 in ein normales Gefängnis verlegt wurde. Dort sah er erstmals seine Familie. Im Februar 1990 wurde Mandela nach 27 Jahren aus der Haft entlassen und nach Kapstadt gebracht. Vom Balkon des Rathauses aus hielt er seine erste große Rede. Es folgten zähe Verhandlungen mit der Regierung über ein Übergangsstadium mit dem Ziel von Gleichberechtigung aller und der Aufhebung der Apartheid.

1993 bekamen Mandela und der änderungsbereite Staatspräsident den Friedensnobelpreis. Im Folgejahr gab es die ersten demokratischen Wahlen für alle Südafrikaner. Mandela wurde zum Präsidenten der Republik Südafrika gewählt; das blieb er, bis er mit 81 wieder Anwalt wurde. Er legte sich noch mit vielen Kriegstreibern an. Sein Leben ist ein bewegendes Beispiel für einen Menschen, der seinen Weg unbeugsam gegangen ist und der trotz riesiger Widerstände seine Gegner überwand: ohne Gewalt, nur durch zähe Verhandlungen und mit hohem persönlichen Einsatz, den die Menschen Südafrikas überzeugend fanden.

Mitte 2013 bangten nicht nur seine Landsleute um sein Leben. Er überstand auch diese Krankheits-Krise – mit 95 Jahren.



Baptistenpastor
Martin Luther King
 (1929-1968)

Am 28.8.1963 riefen 6 Menschenrechtsorganisationen zu einer Protestkundgebung auf, zum „Marsch nach Washington für Jobs und Freiheit und Gleichheit“, an dem sich eine Viertelmillion Amerikaner beteiligten. Damals waren „Weiße“ und „Schwarze“ in den USA noch streng getrennt. Reverend Martin Luther King jr. sprach für seine Bürgerrechtebewegung SCLC.

Seine Rede „**I have a Dream**“ zielte auf die schier hoffnungslose Lage der schwarzen Bevölkerung. In dieser meisterhaften Rede verband er Bibelworte mit der Verfassung der USA und Erklärungen von Präsident Lincoln.

Ausschnitte: „... Vor 100 Jahren unterschrieb ein großer Amerikaner (Lincoln)... die Emanzipationsproklamation. Das war ein freudiger Tagesanbruch nach der langen Nacht der Gefangenschaft. Aber 100 Jahre später sind die Neger immer noch nicht frei. 100 Jahre später ist das Leben der Neger immer noch eingezwängt durch Fesseln der Rassentrennung und die Ketten der Diskriminierung. 100 Jahre später schmachtet die Neger immer noch am Rande der amerik. Gesellschaft und leben im eigenen Land im Exil.

...

Ich habe den Traum, dass eines Tages auf den roten Hügeln von Georgia die Söhne früherer Sklaven und die Söhne früherer Sklavenhalter miteinander am Tisch der Brüderlichkeit sitzen können. **Ich habe den Traum**, dass sich eines Tages selbst der Staat Mississippi, ein Staat, der in der Hitze der Ungerechtigkeit und Unterdrückung verschmachtet, in eine Oase und Gerechtigkeit verwandelt. **Ich habe den Traum**, dass meine 4 kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, in der man sie nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilen wird. Ich habe einen Traum heute

. . . **Ich habe den Traum**, dass eines Tages in Alabama mit seinen böartigen Rassisten, mit seinem Gouverneur, von dessen Lippen Worte wie

"Intervention" und "Annullierung der Rassenintegration" trafen ..., dass eines Tages genau dort in Alabama kleine schwarze Jungen und Mädchen die Hände schütteln mit kleinen weißen Jungen und Mädchen als Brüdern und Schwestern. **Ich habe einen Traum**, dass eines Tages auf den roten Hügeln von Georgia die Söhne früherer Sklaven und die Söhne früherer Sklavenhalter miteinander am Tisch der Brüderlichkeit sitzen können.

Martin Luther King lebte den zivilen, gewaltlosen Ungehorsam. Zwischen 1955 und 1968 wurde er über 30 Mal inhaftiert. Am 4. 4. 1968 wurde er ermordet. Sein Kampf war erfolgreich: Schwarze sind heute formell gleichberechtigt, aber die Vorurteile bei den Weißen sitzen immer noch tief und führen zu schmerzhaften Demütigungen der Farbigen. 41 Jahre nach Martin Luther Kings gewaltsamen Tod wurde mit Barack Obama ein Schwarzer Präsident der USA (der schon nach einem Jahr den Friedensnobelpreis bekam — vielleicht war dies ein politischer Vorschuss, dem er noch gerecht werden muss).

Aung San Suu Kyi, *1945, unbeugsame Freiheitskämpferin, Bürgerrechtlerin, siegreiche Oppositionsführerin, Menschenrechts-Aktivistin, Friedensnobelpreisträgerin in Burma (umbenannt in Myanmar). Ihr Vater kämpfte erfolgreich als General für die Unabhängigkeit von der englischen Kolonialherrschaft; er wurde, kurz bevor er erster frei gewählter Präsident Burmas werden konnte, ermordet. Seine Tochter war damals 2 Jahre alt.



Indien. Dort erhielt sie ihre Schulbildung und begann ein Studium, das sie ~~später Mutter wurde~~ **Order of Burma's State Politician** in Politikwissenschaft, Philosophie, Wirtschaftswissenschaft. Sie arbeitete in New York bei der UNO und heiratete den Tibetologen Aris. Sie haben 2 Söhne (sie haben für sie den Friedensnobelpreis annehmen müssen).

Während Suu Kyi in Kyoto und in Indien lehrte und forschte, riss in Burma der brutale Diktator Ne Win die Macht an sich.

1988 reiste Suu Kyi zu ihrer sterbenden Mutter nach Burma und geriet in die politische Unruhen des für seine Freiheit kämpfenden Volkes. Sie engagierte sich politisch und wurde bald eine Symbolfigur. Trotz massiver

Bedrohung setzte sie sich als Mitbegründerin der Nationalen Liga für Demokratie für zivilen Ungehorsam ein. Im Frühjahr 1990 errang sie einen triumphalen Wahlsieg, den die Militärs nicht anerkannten. Die Wahlsieger wurden inhaftiert, gefoltert, etliche auch ermordet; Suu Kyi bekam Hausarrest.

Durch einen Hungerstreik erreichte sie eine Haftverbesserung für ihre Mitstreiter. Während sie in Burma isoliert leben muss, wurde sie in der Welt geehrt: 1990 Sacharow-Preis des Europa-Parlaments, 1991 Friedensnobelpreis, 2000 US-Freiheitsmedaille, 2005 Olof-Palme-Preis, 2007 Ehrenstaatsbürgerschaft Canada, 2008 Goldene Ehrenmedaille US-Congress, 2009 Botschafterin des Gewissens: Amnesty International.

Jahrelanges Gefängnis und Hausarrest wechselten bis 2021 Ihr Mann starb im Ausland; sie konnte ihn seit 1995 nicht mehr sehen.

Die Militärs verhinderten ihre Siege bei an den letzten Wahlen. Die zarte und geschwächte Frau war über Jahrzehnte unbeugsam, auch im langen Hausarrest; die Militärdiktatur fürchtete sie und verhinderte ihren Kontakt zum Volk. Lange Jahre konnte ihr und den 48 Millionen unterdrückten Burmesen von außen niemand wirksam helfen, auch 2021 bleibt ihr Schicksal ungewiss. Die Militärdiktatur hat sich gegen sie durchgesetzt - und die internationale Staatengemeinschaft sieht hilflos zu, wie diese Frau mundtot gemacht wird..

Die irische Rockgruppe U2 hat ihr „Walk on“ zu gesungen.

We shall overcome

We shall overcome,
we shall overcome some day.
Oh, deep in my heart
I do believe, we shall overcome
some day.

Th` Lord will see us through,
th` Lord will see us through
some day.

We are not afraid,
we are not afraid
today.

We shall live in peace,
we shall live in peace
some day.

Dieses Lied der Bürgerrechtsbewegung hat Millionen Menschen ergriffen (mehr als viele Reden). Den Text verfassten gemeinsam Zilphia Horton, Frank Hamilton, Guy Carawan und Pete Seeger 1963 für den „Marsch nach Washington“ nach einem 60 Jahre älteren Gedicht von Charles A. Tindley.

Es wird mit der Melodie eines Spirituals gesungen.

CCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCCC0000000000000000CCCCCCCCCCCCCCCCCCCC

haben eine Aufgabe für Euch:

Unsere Lebensbilder waren nur Beispiele, die Ihr unbedingt ergänzen müsst. Es gibt noch viele vorbildliche Menschen, die schriftlich gewürdigt werden sollten. **Das müsst Ihr machen.** Mit Hilfe der PC-Suchmaschinen findet Ihr alle wichtigen Informationen. Macht Euch die Arbeit und schreibt kurze Lebensbilder z.B. von Florence Nightingale, Elsa Brändström, von Eugen Roth, Mascha Kaléko, Hilde Domin, von Raffael, Moses und von den Frauen und Männern, die schwerste Behinderungen mit unglaublichen Anstrengungen bewältigt haben.



erferbar aus unserem **goettingerverlag:**

- **Zwölf Lebensbilder.** Kurzbiografien mit Originaltextbeispielen von Clemens Brentano, Gottfried August Bürger, Wilhelm Busch, Paul Ehrlich, Heinrich Heine, Salomon Heine, Georg Christoph Lichtenberg. Rosa Luxemburg, Gustav Mahler, Rainer Maria Rilke, Joachim Ringelnatz und Der junge Hitler. 248 S., 22,80 €, Gratis-Versand.
- **Baron Münchhausen:** So war es , ungelogen. Seine verschwiegene Liebesabenteuer zwischen Eismeer und Südsee, 232 S., 19,80 €
- **Hitlers Bettgenossinnen.** 25 abgehörte Liebestreffen. 156 S., 19,90 €
- **Laotse Tao te king:** Vom Weg und für unterwegs. Neue Übertragung in unsere Sprache und Zeit. (Helmut W. Brinks) 120 S., 15,80 €, Gratis-Vers.
- **Im Netz deiner Locken liegt ein König gefangen.** Von Sulamith und Salomo. Altjüdische Liebes- u. Hochzeitslieder, illustriert mit Gemälden, 40 S., 11,90 €, Gratis-Versand.

→ Und natürlich dieses wunderbare Buch

„Lass sie fliegen, deine Fantasie.“ 18,80 €, Gratis-Versand

Weitere Veröffentlichungen als eBooks > Helmut W. Brinks oder

➤ Willem de Haan

Alle Bücher auf Rechnung, auf Wunsch mit Widmung von Autor /
Herausgeber

Direktauslieferung:

goettingerverlag, Zur Scharfmühle 10,37083 Göttingen.

www.goevag@gmail.com